



## Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

## Nutzungsrichtlinien

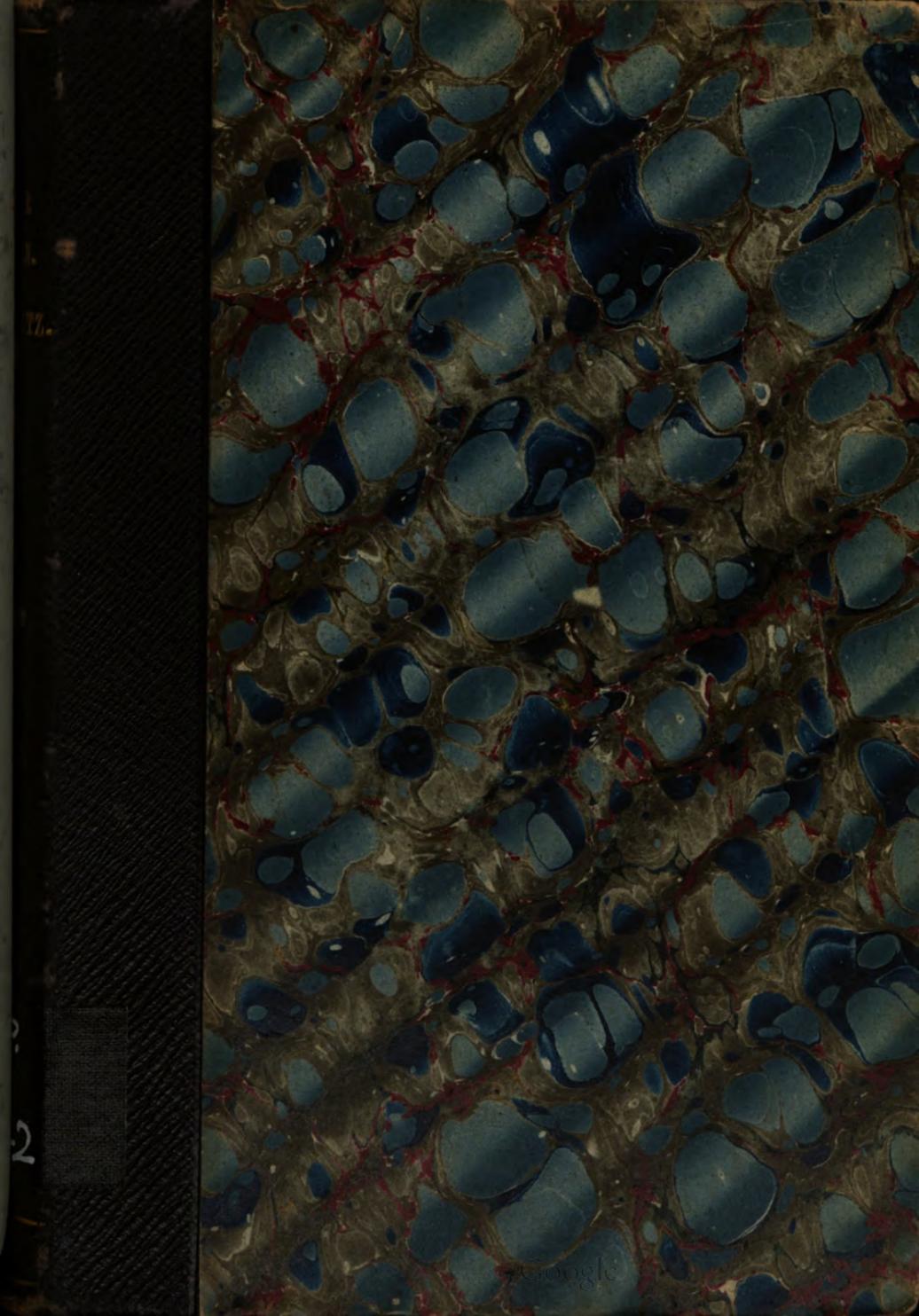
Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

## Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.



17.

2

~~258 j 23~~

Presented to the Library by Prof. H. G. Fiedler.



REP. G. 4242

~~GM 271 A. 2~~



~~258 j 77~~







Fritz Reuter=  
S t u d i e n.

---

Von

Karl Theodor Gaedertz.

---

W i s m a r.

Hinstorff'sche Hofbuchhandlung Verlagsconto.

1890.

---

Alle Rechte, auch das Recht der Uebersetzung, vorbehalten.

---



Friß Reuters alten Freunden

**Ferdinand Jühlke,**  
Hofgartenbibliothekar in Sanssouci

**Friß Peters,**  
Oekonomierath auf Siebenbohlen;

**Franz Rudolph Wachsmuth,**  
Amtsgerichtsrath in Croffen,

in herzlicher Zuneigung und Verehrung

gewidmet.



15  
Wer geendet in edlem Bestreben,  
Verdient im Herzen der Nachwelt zu leben.  
Mahlmann.

Es giebt nichts Erquicklicheres, wenigstens für mich, als aus dem unerschöpflichen Born von Fritz Reuters Werken einen Trunk zu thun; gestärkt und erfrischt geht man jedesmal wieder an die Tagesarbeit.

Wie oft hab' ich in Mußestunden nach seinen Büchern gegriffen, aus welchen sein Leben und Streben, seine Leiden und Freuden wie aus einem Spiegel entgegenreten! Mit liebevollem Drange vertiefte ich mich dann in einzelne Abschnitte, ein freundliches Geschick spielte mir aufklärende Briefe, Gedichte und Berichte in die Hände, allmählich entstanden die vorliegenden Studien.

Selten decken sich so wie bei Reuter Wahrheit und Dichtung; der beste Kommentar zu seinen Schriften ist sein Leben. Darum lernen wir dieses gern mehr und mehr kennen. Hat doch kein zeitgenössischer Dichter die Theilnahme aller Kreise in so hohem Grade auf sich gelenkt, wie er. In ihm schätzen wir nicht nur den herzerwärmenden Humoristen und gemüthvollen Erzähler, sondern auch den jugendlich begeisterten Vaterlandsfreund und einen wackeren Menschen, dessen wechselreiches Erdewallen in seinen Höhen und Tiefen belehrend und anheimelnd zugleich ist.

Meine sechs Studien sollen zu dem Kranze, den sein Biograph dereinst zu winden hofft, neue Blätter und Blüthen streuen; es sind kleine Züge und Erinnerungen, bescheidene Beiträge zu einem späteren Gesamtbilde Fritz Reuters.

Wenn von einem, so gilt von ihm der Ausspruch: „Seinem ruhmvollen, gesegneten Andenken grünnet der ewige Lorbeer, die zarte Myrthe und hohes vaterländisches Eichenlaub.“

Des Menschenherzens großes Sehnen  
Ist, daß wir nicht vergessen sein.

Die Empfindung befeelte auch unsern Reuter. Auf dem Todtenbette fragte er seine Frau, ob er wohl durch seine Schöpfungen weiter leben werde? und auf ihre wehmüthigen Worte, ob das sein Wunsch sei, sprach er mit verklärtem Lächeln: „O gewiß, es wäre doch so schön!“ Dann lispelte er: „Alle Menschen glücklich wissen, alle Menschen glücklich machen.“

Ja, er war ein guter Mensch, und durch seine Schriften hat er sein Theil gethan, Hunderttausende zu beglücken. Darum wird ihm die allgemeine Liebe immer treu bleiben, darum werden auch, so hoff' ich, die ihm geweihten Studien, Bilder aus seinem vielbewegten Leben, eine Stätte finden in dem Herzen des deutschen Volkes.

Berlin, 7. November 1889,  
am achtzigsten Geburtstage Reuters.

**Dr. Gaedert.**

# Inhalt.

---

	Seite
I. Vorwort . . . . .	V
II. Fritz Reuter als Burschenschafter . . . . .	1
III. Fritz Reuter und Anmarief Schult . . . . .	35
IV. Fritz Reuter und die Gebrüder Boll . . . . .	119
V. Fritz Reuter auf Thalberg . . . . .	191
VI. Fritz Reuter's Hausbuch . . . . .	221
VII. Bernhard Afinger und seine Beziehungen zu Arndt und Reuter . . . . .	239

---



**Friß Reuter**  
**als Burschenschafter.**







Ach Jena! Jena! lieber Sohn,  
Sag' mal, hör'tst du von Jena schon?  
Hast du von Jena mal gelesen?  
Ich bin ein Jahr darin gewesen,  
Als ich noch Studiosus war;  
Was war das für ein schönes Jahr!

Reuter: Hanne Rüste.

Sonntag den 22. Juli 1888 ward in Jena zum ehrenden Gedächtniß Fritz Reuters, welcher einst in der idyllischen Musenstadt an der Saale studiert und dort durch seine Betheiligung an der Burschenschaft Germania den Grund zu seiner „Festungstid“ gelegt hat, ein Denkmal enthüllt, das erste, welches dem größten zeitgenössischen Volksschriftsteller sein deutsches Vaterland setzte, um das er so viel Schweres hat erdulden müssen, das er geliebt und in seinen Werken gepriesen hat, wie kaum ein anderer. Plattdeutsche Vereine und die deutsche Burschenschaft errichteten gemeinsam dem 1874 heimgegangenen Dichter und Bundesbruder eine Rüste. — Aus diesem Anlaß werden gewiß mit Interesse die nachfolgenden neuen Mittheilungen aufgenommen über Reuters Jenenser Studienleben, über seine Ausweisung und seinen Aufenthalt im benachbarten Camburg, über seine Gefangennahme und den ihm gemachten Prozeß in Berlin; und nachdem wir den jungen Studiosus, der in so ernst bewegter Zeit sich schon als Poet entpuppte, kennen gelernt haben, beschäftigen wir uns auch gern mit

ihm, der als „altes Haus“ noch seine Jugendideale hegte und noch in hohen Semestern Theilnahme bekundete für burschenschaftliche Feste in Jena und Eisenach.

Weihnachten 1832 hatte zu Jena eine Anzahl Studierender Excesse verübt: Dem Universitätsamtmanne waren die Fenster eingeworfen, die Bedelle geprügelt, die Nachtwächter in ihrer Wachtstube angegriffen worden. In der Nacht vom 20. zum 21. Januar 1833 entstand zwischen Germanen und Arminen eine „Holzerei“ auf dem Eichpläze, so daß sich das Großherzogliche Staatsministerium auf Ersuchen der akademischen und städtischen Behörden in Jena veranlaßt sah, eine Kompagnie Infanterie dahin zu senden. Der als landständischer Abgeordnete in Weimar anwesende Kurator der Universität, Präsident von Ziegelaar, begab sich zur Untersuchung der Unruhen nach Jena, das nun von vielen Studenten verlassen wurde, welche nach den umliegenden Ortschaften flüchteten.

Unter ihnen befand sich auch das Mitglied der Burschenschaft Germania, Frits Reuter, der sich am 19. Februar ins nahe Camburg, Herzogthum Sachsen-Meiningen, zurückzog.

Ueber sein dortiges, bis zum 31. April 1833 währendes, Verweilen geben meine „Frits Reuter-Reliquien“ (Hinstorff'sche Hofbuchhandlung in Wismar) die ersten authentischen Aufschlüsse, denen weitere auf Grund der mir von dem jetzigen Bürgermeister Herrn G. Boek gemachten Eröffnungen hier folgen sollen. Dieselben sind um so werthvoller, weil sie unsern Reuter nicht bloß als Studiosus zeigen, sondern auch als Poeten.

In dem Städtchen lebte ein Rechtskandidat oder, wie er sich selbst nannte, Rechtsgelehrter, Christian Friedrich Wurliker, ein damals in den hohen Bierzigern stehender, für seine Person sehr eingenommener Herr, der sich in alle Verhältnisse mischte, gern den Ton angeben wollte und mit der kleinen, ihn umgebenden Welt ewig in Händeln lag.

Auch Fritz Reuter sollte bald mit diesem Mann in einen Konflikt gerathen.

Besagter Wurlitzer hatte im „Camburger Wochenblatt für alle Stände“, das gerade Anno 1833 von Julius Ferdinand Schreyer begründet war, seine Ansicht über das Armenwesen der Stadt kund und zu wissen gethan und allgemeine Maßregeln zur künftigen Verhütung der Verarmung vorgeschlagen. Hauptsächlich mußte ihr vorgebeugt werden durch eine bessere Schulzucht. Dagegen ließ sich im Princip nichts einwenden: aber der „Boverteh-“ und Unterrichts-Reformator fühlte sich genöthigt, der ältern Knabenvolksschule des Orts ein Tadelsvotum auszusprechen: „Höchst unsittsam, pöbelhaft und mit solchem wilden Geschrei verlassen diese Knaben täglich die Schule, so daß ich öfters dadurch vom Arbeitstisch aufgeschreckt dieses Geschrei für einen Feuerruf und für die Andeutung eines großen Unglücks gehalten habe, leztthin sogar sah ich, wie die aus der Schule kommenden Knaben auf der großen Brücke die ebenfalls aus der Schule kommenden Mädchen mit Pferdekoth geworfen und dann sich ein Vergnügen daraus gemacht haben, zwei fremde Damen von Stande absichtlich mit Pferdekoth zu werfen; können wohl solche verdorbene Kinder brave und nützliche Staatsbürger werden? und möchte nicht jeder mit mir ausrufen: „ist dies schon am grünen Holz, was will am dürren werden?“ Hinsichtlich der Höflichkeit und Sittsamkeit beschämen die Dorfkinder die unsrigen, und gehe ich auf ihre Bildung und Kenntnisse über, ach, da bleibt noch viel — sehr viel — zu wünschen übrig.“ Der Rektor Traugott Lindner entgegnete darauf: „Ganz gleichgültig kann mir der Tadel oder das Lob eines Wurlitzer seyn, eines Mannes, dessen eigener moralischer Charakter sehr viel zu wünschen übrig läßt, ohne daß jemand die Schuld davon dessen Lehrern beimessen wird. Denn wer den Erfolg der Erziehung und Bildung vom Lehrer allein abhängig machen

wollte, würde entweder die anderen Umstände nicht kennen, welche dabei fördernd oder hindernd mitwirken, und dann verriethe ein solches Urtheil nur groben Unverstand; oder falls er jene Umstände kennt und nicht berücksichtigt, würde er ein boshaftes Herz zeigen, das nur gern verleumdet.“ Das durfte Wurliker nicht auf sich sitzen lassen; er, der Jurist, erklärte erstens, daß er wegen der Beleidigungen des Rektors sich an die zuständige Behörde wenden würde, zweitens, daß er sich und dem Publikum eine Rechtfertigung seiner Ansicht schuldig sei, die er denn auch vom Stapel laufen ließ, und drittens — im richtigen Augenblick sich entfinnend, daß neben Justitia Apoll an seiner Wiege gestanden, begann seine poetische Ader zu schwellen, und er sang:

**Wotfo:**

Wer wird es je vermessen nennen,  
Wenn kühn, im Hochgefühl fürs Wohl der Stadt  
Und für die Wohlthat seiner Bürger selbst  
Ein braver Patriot das Recht sich nimmt,  
Ein freies Wort dem Fürsten frei zu sagen?  
Denn Pflicht zu reden ist's dem Ehrenmann,  
Wenn er durch seine Worte nützen kann!  
Der brave Mann nur denkt an sich selbst zuletzt,  
Gott vertrauend nützt er, wo er kann. —

Doch das Unglück schreitet schnell. Der dichtende Rechtsgelehrte Christian Friedrich Wurliker sollte plötzlich in einem jüngeren Rechtsgelehrten einen scharfen Richter und flotten Konkurrenten finden: dieser war kein Geringerer, als der im Rathskeller beim Wirth Frische wohnende, wegen seiner heiteren Unterhaltungsgabe, launigen Knüttelverse und seines biedern Wesens sehr beliebte studiosus juris Christian Friedrich Reuter. Ihn, der sich mit Wurliker wiederholt gestritten, juckte es in den Fingern beim Lesen solcher

Reimerei; im Handumdrehen war zweierlei auf's Papier geschrieben: eine Kritik und eine Ballade.

Als nun die ehrsame Camburger Bürgerschaft Freitag den 29. März 1833 ihr Wochenblättchen zum Morgenkaffee las, da erstaunte sie nicht wenig über die beiden Artikel in Nummer 13: eine so hochgelahrte Abhandlung über Versbau und Dichtkunst und ein so sarkastisches Poem war noch nicht da gewesen! Das ganze Städtchen gerieth in Aufregung und freute sich schadenfroh an der beißenden Ironie: „Der hat's dem Wurlitzer trefflich besorgt!“ hieß es. — „Wer?“ fragte man. „R . . . r — F. Nonides. Wer mag dahinter stecken?“ — „Haha, ich weiß es!“ schmunzelte Rektor Traugott Lindner, „der Verfasser ist Reuter, Friß — und,“ wandte er sich docierend an seine Mokka schlürfende Ehe- liebste — „das dritte Wort ist griechisch: Noniden, Beinamen der Musen, die besonders in dem bergigen Theile Böotiens, in Nonia, verehrt wurden.“ Und die Frau Rektorin erzählte noch am selben Vormittag ihre Wissenschaft der Frau Predigerin, und so kam's herum von Straße zu Straße, Haus zu Haus: Reuter ist's, der liebenswürdige Schwere- nöther beim Rathskellermeister, der Studiosus aus Jena!

Es sind in der That zwei kleine prächtige Arbeiten, diese aus den Aermeln geschüttelten Schriftstücke des später so berühmt gewordenen Volksdichters und Humoristen:

## I.

### **Belenchtung der Motto-Verse.**

Zu Motto-Verseu pflegt man gewöhnlich vielbedeutende Aussprüche bekannter und geachteter, vaterländischer Dichter zu nehmen; der Herr Verfasser des jenen Versen nachfolgenden Aufsazes hat diese meiner Ansicht nach löbliche Gewohnheit aus Gründen, die mir nicht bekannt, aus den Augen gesetzt, denn was den Gedankenreichthum dieser neun Verse betrifft, so kommen sie mir vor wie ein Müdenschwarm,

in dem viele Thierchen auf und nieder tanzen, von dem man aber mit genauer Noth nur ein einziges Mückchen erhascht; ob sie nun von einem klassischen Dichter sind, das kann ich freilich nicht wissen, aber meine subjektive Meinung, daß sie nicht von dem Verfasser des dazu gehörigen Aufsatzes sind, — denn wie könnte sich wohl ein Mann, der auf Bescheidenheit Anspruch macht, in dem kleinen Umfang von neun Versen dreimal braver Patriot, Ehrenmann, braver Mann selbst nennen, — läßt mich kühn behaupten, daß es die schlechtesten sind, die ich seit langer Zeit gelesen. Betrachten wir nämlich die Form dieser Strophen, so ist es klar, daß der Dichter (hier = Versifer) hat Jamben wählen wollen; bis zu dem achten Verse klappen sie noch ziemlich; im achten aber, der, nebenbei gesagt, mit Weglassung des Wörtchens „nur“ aus Schillers Tell gestohlen ist, ist gerade dies Wörtchen „nur“ ganz dem Verse zuwider und macht ihn unrichtig; im neunten Verse ist der Verfasser von dem Jambus in den Trochäus gerathen. Da es ungereimte Verse sind, so muß der Reim im sechsten und siebenten Verse ebenfalls für einen Fehler gehalten werden.

Gehen wir nun auf die Gedanken selbst mit deren Folge über, so ist in dem fünften Verse eine Frage ausgesprochen, auf deren Beantwortung man aber Verzicht leisten muß; anstatt derselben erhalten wir aber den Grund für diese ausgelassene Antwort, und dieser fängt so ex abrupto mit „denn“ an, wie der Rapport jenes österreichischen Offiziers, der mit „sondern“ anfing. Im dritten Verse ist das Wort „selbst“ ein sogenanntes Flickwort, d. h. es ist so unnöthig, wie das fünfte Rad am Wagen.

In den beiden letzten Versen ist nun einer der schönsten Aussprüche Schillers auf eine traurige Art verhunzt. Man sieht's namentlich dem ersten noch an, daß er sich edlerer Abkunft rühmt, dem zweiten aber ist nur noch das Vertrauen auf Gott geblieben, denn Schiller sagt:

Der brave Mann denkt an sich selbst zuletzt,  
Vertrau' auf Gott und rette den Bedrängten!

Ob nun der Verfasser dadurch gewonnen hat, wenn er die edle Rettung des Bedrängten mit dem materiellen Nutzen vertauscht, weiß ich nicht, daß aber der Nutzen dem „an sich selbst zuletzt denken“ nicht an die Seite gesetzt werden kann, fühlt jeder. Was nun aber in dem Ganzen gesagt ist, weiß ich wirklich nicht, kann also nicht darüber urtheilen; sollte es mir noch einfallen, werde ich es für eine göttliche Inspiration halten.

R . . . . r.

## II.

### Der Riese Goliath.

War einst ein großer Ritter Goliath,  
Wer kennt ihn nicht aus Samuelis Schriften?  
Sein Maul war immer größer als die That;  
Schön saß das Kleid auf seinen Hüften.  
Mit breiten Schultern, hoher Brust,  
Versehen auch mit einem großen Bart,  
Schritt gravitatisch er einher, so daß mit vieler Lust  
Selbst Mars beschaut solch' große Art.  
Nur der Waffen und des Kampfes Freund  
War auch er, wie man leicht denken kann;  
Und stets war er den Mäusen feind,  
Drum fand er an dem kleinen David seinen Mann,  
Denn dieser war ihm längst ein Dorn im Aug'.  
„Wart, du Mäusenjohn,“ dacht er in seinem Sinn,  
Freudig streichelnd sich den glatten Bauch,  
„Erfahren sollst du heut, daß ich ein Knecht des Ares bin.  
Mein Arm ist stark genug, dir durch das Herz  
Der Lanze schwere Wucht zu jagen,  
Ein Ende machen will ich deinem Dichterscherz.“ —  
Darob gelüstet ihn zu forschen und zu fragen,  
Ob man den kleinen David nicht gesehn.

Doch niemand kennt des Davids Spur.

„So muß ich denn,“ sprach er, „noch weiter gehn  
Und durchstreifen Hecken, Thäler, Wald und Flur,  
Ihn muß ich finden, eh' die Sonn' entweicht.“ —  
Doch da der Sonne Gluth erschweret ihm der Waffen Last,

So legt er Helm und Panzer ab und macht sich's leicht.  
Obgleich sie mehrere Centner wiegen fast,  
Johann, sein treuer Diener muß sie dennoch tragen.

Plötzlich kommt ein böses Weib herbei und spricht:

„Herr Ritter, wie ich hör' die Leute sagen,  
Ist, den ihr sucht, in dieser Gegend nicht;  
Dort auf jenem Berge<sup>1)</sup> oben soll er sein,  
Bewaffnet kaum mit einem Hirtenstab,  
Die Harfe spielend in der Lämmer frohen Reih'n.“

„Dank euch,“ sprach er, „die mir die frohe Kunde gab,“  
Und rennt im schnellen Lauf zum Berge fort,  
Daß kaum sein treuer Diener folgen kann.

Als endlich nun er kommt an den ersuchten Ort,  
Nimmt er den Speer, legt Helm und Panzer zierlich an  
Und steigt langsam fort, weil des Panzers Last ihn drückt.  
Trotz des Berges steiler Höh' war er doch bald schon  
überwunden;

Sein Auge spähet überall, bis es den kleinen David blicket.

„So hab' ich endlich dich, den ich so lang' gesucht, gefunden,“  
Spricht finstren Blicks der starke Ritter Goliath.

„Heut ist der Tag, wo meinen Born du fühlen mußt,  
Du, der ins Philisterland zu gehen es gewaget hat;  
Mein schwerer Speer soll jetzt durchbohren deine schwache  
Brust.“

---

<sup>1)</sup> Gemeint ist der unmittelbar an dem Städtchen Camburg liegende „Thurmberg“, Reuters Lieblingsaufenthalt, wie Herr Bürgermeister Voet mittheilt. Johann Heinrich Wilhelm Frische, Rathskeller- und Burgwirth, besaß dort oben ein Sommerlokal zum fröhlichen Genuß geselliger Bergnügungen, und Reuter brachte daselbst manchen Abend bei gutem Trunk, Tabak und Schnack.

Diesseits dieses Stromes soll kein Ebräer mehr sich lassen  
finden,

So lang mein Arm der Waffen schwere Last noch tragen  
kann;

Keiner soll sich je noch einmal unterwinden,

Zu gehn in offenen Kampf mit dem Philistermann.“ —

Sold' Höhnen konnte David länger nicht mehr hören;

Darob entgegnet er mit frohem Muth:

„Von deines Armes Stärke lässest du dich, o Goliath,  
bethören,

Hierher zu kommen mit so stolzer, frecher Muth!“

Sprach's und rannt vom Berg herab im schnellen Lauf.

Indeß von Muth und Zorn das Auge des Philisters blizt,

Nimmt er die Schleuder aus der Tasche, legend einen  
Stein darauf,

Und schleudert auf des Riesen Stirn, daß der Stein im  
Schädel sitzt.

Wie ein Ast, vom Blitz getroffen, stürzt herab mit vielem  
Krachen,

So auch Ritter Goliath, sammt der Waffen schwerer Last,  
Daß strömend fließt das Blut aus seinem Rachen. —

„Die Zunge reiß ich dir heraus, mit der so höhrend du  
geredet hast,“

Sprach David jetzt und nahm das Schwert aus seiner Hand.

„Ach,“ entgegnet röchelnd noch der Ritter Goliath,

„So böse hatt' ich's nicht gemeint, verweisen bloß aus  
diesem Land

Wollt' ich, o David, dich, der mich so schwer verwundet hat.

Die Straf' hab ich mit Recht verdient für meinen Hohn,

Doch bänd'ge deines Zornes Muth und schenke mir das  
Leben.“ —

„Der du mit frechem Mund verspottet einen Musensohn,“

Entgegnet David ihm, „du sollst dein ganzes Haupt mir  
geben.

Wer sich erkühnt, mit Pieriden in das Feld zu gehn,  
Und läßt der Zunge ihren Lauf, muß die gerechte Strafe  
leiden.

Drum sollst du heute noch des Orkus dunkle Pforten sehn,  
Die dich und mich von dieser Welt dann werden scheiden.

So trenne dich denn nun der Tod

Auf ewig von des Lebens Morgenroth."

F. Nonides.

Der alte Goliath gab darauf dem jungen David in der nächsten Nummer mit gar väterlichem Tone folgende hochtrabende Zurechtweisung, wobei er aber klugertweise das Spottgedicht ignorierte: „Der Verfasser des Aufsatzes . . . „Beleuchtung der Motto-Verse“, der sich hier im Rathhause aufhaltende Student R . . . r, dürfte theils noch zu jung, theils noch nicht gehörig in seinen Kenntnissen gereift sein, um als Recensent in diesem Fache auftreten zu können; — in andern minder gelehrten Sachen will man ihm diese Fähigkeit nicht absprechen — so lange derselbe aber nicht besser, wie seither, seine akademische Zeit benutzen und durch immer währendes Herumziehen von einem Ort zum andern<sup>1)</sup> und dergleichen mehr vergeuden wird, wird er wohl schwerlich zu dieser Fähigkeit gelangen. Darum halte ich es ganz unter meiner Würde, mich mit ihm in einen gelehrten Streit einzulassen, oder sonst mehr darauf zu antworten; ja ich würde sogar auch diesen Aufsatz keiner Antwort gewürdigt und mit der gewöhnlichen Dreistigkeit solcher Menschen zu entschuldigen gewußt haben, hätte derselbe meine Ehre unangetastet gelassen.“

Wie köstlich! In der Verskunst — doch nicht in andern minder gelehrten Sachen — spricht Wurliker dem Friedrich Reuter jede Fähigkeit ab, zu der er es wohl nie bringen werde; ja er hielt es unter seiner Würde, sich weiter mit

<sup>1)</sup> Reuter hatte einen achttägigen Ausflug nach Leipzig gemacht, unterwegs in Halle gerastet.

„solchem“ Menschen abzugeben! Wäre Wurlitzer ein besserer Poet gewesen, — dem Poeten soll ja Prophetengabe innewohnen — so hätte er voraussahnen müssen, daß in dem Jüngling einer unsrer vorzüglichsten Volksdichter steckte, mit dem in eine litterarische Fehde verwickelt zu werden er sich nicht zu schämen brauchte. Wer wußte bisher von Christian Friedrich Wurlitzer? Niemand. Und nun paradiert er unter all den vielen Namen, die mit dem von Fritz Reuter verknüpft sind, freilich, um mit Bräsig zu reden, als — abschreckendes Beispiel.

Uebrigens sind jene Proben nicht die ersten schriftstellerischen Versuche unseres lebens- und sangesfrohen Studenten. Sein Biograph Ebert erzählt: „An Spriktouren ließen es Reuter und seine Rouleurbrüder bei der einladenden Natur des Thüringerlandes nicht fehlen. Eine derselben, welche sich nach der Rudelsburg bewegte, wurde Veranlassung zu einem humoristischen Gedichte Reuters, welches derselbe auf der Rudelsburg selbst verfaßte und in das dortige Fremdenbuch schrieb. Es behandelt in scherzhafter Weise die Entstehung der Rudelsburg und ihres unter dem Spitznamen „Samiel“ in der Studentenschaft wohlbekannten Wirthes nebst seiner Gattin „Samiella“. Wie Reuter in späteren Jahren dem Freunde, von welchem mir diese Notiz zufloß, erzählte, hat der Eigenthümer der Burg, ein Herr von Schönburg, das Poem drucken lassen. Auch soll es in Musik gesetzt und schließlich so populär geworden sein, daß es zu Drehorgeln gesungen wurde. Ob es noch irgendwo vorhanden, kann ich nicht berichten.“ Glücklicherweise fand ich dieses verschollene Erstlingswerk der Reuterschen Muse. Dasselbe erschien während seines Verweilens in Camburg als Anhang zu „Geschichte der Rudolphsburg, am Saalflusse bei Rösen gelegen.“ Die kleine, nur 15 Seiten zählende, auf graues Löschpapier bei dem schon oben erwähnten F. F. Schreyer gedruckte Broschüre ist von äußerster Seltenheit.

Dem Titel „Der Burggeist auf der Rudelsburg“ folgt die Anmerkung: „Der Schenke des dortigen trefflichen Felsenkellers wird wegen seines großen Bartes von den die Rudelsburg besuchenden Studenten scherzweise Samiel genannt. Einer derselben hat auch dieses artige Gedicht dem dortigen Fremdenbuche einverleibt.“ Das Fremdenbuch ist leider verbrannt, aber ein Exemplar des alten Originaldruckes im Besitze des Herrn Medicinalrath Dr. Brückner zu Neubrandenburg. Die Ballade läßt bereits die Reime des künftigen großen Humoristen erkennen und lautet:

Es steh'n noch viele Burgen im schönen deutschen Land,  
Es sind noch viele Sagen vom deutschen Volk bekannt.  
Doch eine neue Sage, die melde ich Euch jetzt,  
Wollt' Gott, daß Ihr Euch alle recht weidlich dran ergötzt!

Zu Rudelsburg da haust' ein Ritter rauh und wild,  
Der hatte gar nichts lieber, als Harnisch, Schwert und Schild,  
Er hatt' ein frommes Weibchen, ein Töchterlein so zart,  
Doch nimmermehr er ihnen von Herzen freundlich ward.

Er hatte viele Diener, und alle waren gut,  
Sie ließen für den Herren ihr Leben und ihr Blut;  
Und dennoch liebt' er keinen und achtete sie nicht  
Und hielt ob kleiner Fehler gar fürchterlich Gericht.

Einft rief er seinen Schenken mit Worten rauh und hart:  
„Wie? Kerl, Du läßt Dir wachsen so stattlich schönen Bart,  
Wie er mir von den Lippen wohl nimmermehr entspringt,  
Solch eine schnöde Höhnung mit Blute Du mir büßt!“

Wie er die Wort' gesprochen, da stieß mit voller Wuth  
Er seinen Schenken nieder, daß er in seinem Blut  
Zur tiefen Erde stürzet, so blutig und so bleich;  
Doch sieh, der Schenke hebet vom Boden sich sogleich:

„Du hast mich zwar getödtet in schnödem Uebermuth,  
Doch nimmer wird's Dir gehen auf Erden wieder gut;  
Du wirst Dich nicht mehr freuen im wilden Schlachtgeschrei,  
Es steht ein krankes Jahr nur zu leben Dir noch frei.“

Und wenn Du dann gestorben, so eilt Dein Geist nicht fort,  
Der stolze Ritter bleibet als Schenk in diesem Ort.  
Vom Bier, das Du getrunken, trinkst Du dann nimmermehr,  
Es trinken die Studenten dann Deine Fässer leer.

Und diesen mußt Du dienen und hören auf ihr Wort,  
So lange Schenke bleiben, als dauert dieser Ort.  
Zur Warnung aller Herren, die stolz wie Du und hart,  
Sollst Samiel Du heißen und tragen einen Bart."

Ich hab' Euch jetzt erzählt die Mähr so wunderbar,  
Ihr könnt sie sicher glauben, sie ist gewißlich wahr.  
Wer sie von Euch nicht glaubet, der ruf nur Samiel!  
Dann kommt er mit dem Humpen und mit dem Bart zur Stell.

Aus Camburg begab sich Reuter auf Befehl seines Vaters nach Hause, nach Stavenhagen. Infolge des Frankfurter Attentats, woran auch ehemalige Mitglieder der Jenenser Germania Theil genommen hatten, und wovon Reuter durch das Camburger Wochenblatt zuerst Kenntniß bekam, brach eine Demagogen-Verfolgung in Deutschland aus; in Berlin übernahm die Untersuchung der Verbrecher das Kammergericht, dem wiederum eine Ministerialkommission als höhere Instanz vorgefetzt war.

Viele Verhaftungen fanden statt, besonders von Jenenser Verbindungsgeossen. Reuter scheint davon erst in Berlin, wo er am 8. Oktober, um die Universität zu beziehen, eintraf, gehört zu haben. Da ihm die Aufnahme als akademischer Bürger verweigert wurde, reiste er nach Leipzig zum gleichen Zwecke und ebenfalls erfolglos. Brieflich hatte er von Berlin aus seinen Vater von den vorgefallenen Dingen benachrichtigt und gebeten, ihm einen Paß über Heidelberg nach Zürich zu schicken, da er glaube, Zürich sei der einzige Ort, wo er seine Studien ungestört fortsetzen könne. Der alte Reuter bewilligte diese Bitte dem Sohne nicht, befahl ihm und beschwor ihn dagegen schriftlich, sofort wieder heim-

zukehren. Gehorsam leistete jener der väterlichen Autorität Folge, wählte aber — unglücklicherweise — seinen Rückweg über Berlin und ward hier am 31. Oktober 1833 früh morgens ergriffen und ins Polizeigefängniß gebracht.

In der Geheimen Registratur des Königlich Preussischen Justizministeriums sind aufbewahrt: Acta des Königlichen Polizei-Präsidii zu Berlin, betreffend die polizeilichen Vernehmungen des Studiosus juris Heinrich Ludwig Christian Friedrich Reuter aus Stavenhagen in Mecklenburg-Schwerin: wegen seiner Mitgliedschaft von und an der geheimen burschenschaftlichen Verbindung Germania zu Jena.“<sup>1)</sup> Die neunzehn Verhandlungen und Verhör-Protokolle beginnen mit dem 2. November 1833 und enden am 4. December desselben Jahres; außerdem befindet sich in dem Bündel noch ein undatiertes Selbstbekenntniß Reuters. Diese bieten nun über seine Schul- und Studienzeit, sowie über den ihm gemachten Proceß authentisches und wichtiges Material, das ich für meine künftige Biographie des verewigten Dichters zur Vervollständigung seines Lebensbildes im wesentlichen excerpierte. Hier mögen als Vorläufer einige Thatsachen, Aussprüche und Charakterzüge stehen:

Bei seiner Vernehmung erklärte Reuter am 8. November 1833: „Ich werde, was mich selbst betrifft, die größte Offenherzigkeit beweisen, werde aber meinem gefaßten Grundsatz getreu kein einziges Verbindungsmitglied namhaft machen, und wenn man die härtesten Strafen gegen mich anwenden

---

<sup>1)</sup> Für die in liberalster Weise mir gestattete Einsicht dieser Akten bin ich Sr. Excellenz Herrn Justizminister a. D. Dr. v. Friedberg zu lebhaftem Danke verpflichtet. — Im Geh. Staats-Archiv zu Berlin befindet sich ein zweites Exemplar der Untersuchungspapiere, woraus Paul Baillon im Anschluß an meine Reuter-Reliquien Mittheilungen machte (Deutsche Rundschau 1885). Wir beide schöpften aus derselben Quelle; aber ich will hier keine pragmatische Geschichte von Reuters Universitäts- und Zeitungszeit geben, sondern nur aphoristisch die markantesten Aeußerungen und Handlungen des jungen Burschenschaftlers aneinander reihen.

wollte.“ Darauf aufmerksam gemacht, daß es eine ganz irrige Meinung sei, zu glauben, er sei Denunciant, sein obiger Ausspruch müsse als Troß angesehen werden, versetzte er: „Mag es denn immerhin als Troß angesehen werden; ich kann mir nicht helfen, ich will nicht als Verräther meiner Freunde dastehen, von denen ich übrigens dasselbe erwarte.“ Nachdem ihm vorgehalten, daß alle bereits geständig, fuhr er fort: „Dies mag alles sein; ich will dennoch unter keiner Bedingung, und keine Macht der Erde soll mich dazu zwingen, irgend ein Geständniß in Bezug auf meine Freunde und Genossen abzulegen; mag man mich meinetwegen so lange einsperren, daß mein Haar auf meinem Haupte grau wird, dennoch will ich darüber nichts sagen.“ Vier Tage später, in der stillen Zelle zur Einkehr gelangt, bekannte er: „Ich habe nunmehr bei mir die Ueberzeugung gewonnen, daß ich keineswegs ein Angeber meiner Kommilitonen bin, weshalb ich nunmehr in dieser Beziehung sowohl, wie in jeder andern nicht mehr mit der Wahrheit hinterhalten will; ich bitte, meine obigen Aussprüche zu entschuldigen und sie keineswegs als Hartnäckigkeit auszuliegen.“ —

Anfang Mai 1832 war Reuter mit drei Landsleuten nach Jena gereist und zwar über Berlin, „woselbst wir einen Tag und zwei Nächte im Gasthof zum König von Portugal logierten; wir besuchten zu jener Zeit das Museum und Theater.“ Eine interessante Mittheilung im Hinblick auf „De Reij' nah Bellingen“: Den Bauern Witt und Swart passiert vor dem in der Burgstraße gelegenen Hotel zum König von Portugal das ergötzliche Quidproquo mit dem Portier (Kapitel 31), und ebenso komisch ist, „Wo s' bi de Schöttel vör't Museum stahn“ (Kap. 33) und „Wat sei tau de Remedi seggt“ (Kap. 36).

Weitere Ausfagen des Studiosus Reuter: „Ich wurde am 13. Juli 1832 noch in der ungetrennten Burschenschaft, die jedoch an diesem Tage sich in Germanen und Arminen

trennte, als wirkliches Mitglied aufgenommen, trat auch an demselben Tage mit zu den Germanen über, in welchem Verhältniß ich bis Anfang Januar 1833 blieb, zu welcher Zeit ich mit vierzehn andern Mitgliedern austrat . . . Ich bekümmerte mich jedoch nicht viel um die Verbindung, worin ich niemals irgend ein Amt bekleidete . . . In der Verbindung sowie auf der Schule zu Parchim und Friedland hatte ich den Spitznamen Charles douze; die Entstehung rührt von der Schule her, wo mich einst der Dr. Bossart fragte, was ich denn eigentlich im Französischen geleistet hätte. Ich bemerkte ihm, daß ich bereits den Charles douze gelesen hätte, worauf er mir die Aufgabe machte, daß ich den unbestimmten Artikel deklinieren solle; da ich dies nicht konnte, hatte die Bemerkung des Dr. Bossart: „daß ein Mensch, der den Charles douze gelesen, doch wenigstens dies können mußte,“ zur Folge, daß ich von meinen Mitschülern mit diesem Spitznamen belegt wurde, der sich durch meine Landsleute mit in die Studentenzeit übertrug.<sup>1)</sup> — Ich wollte nur in Gemeinschaft von ordentlichen Studenten leben und hielt mich deswegen zur Burschenschaft, weil ich einen wissenschaftlichen Zweck vermuthete, bei den Landsmannschaften aber nur wilde Rohheit sah . . . Nach den Michaelisferien hatte ich das Unglück, mir am Fuße Schaden zuzufügen, welches mich an dem Besuch der Versammlungen hinderte. Kaum war ich von diesem Uebel befreit, so ward mein Hausgenosse Haupt von einem heftigen Nervenübel befallen, welches seinem Leben im Anfange des Decembers ein Ende machte; daß ich ihn pflegte und wartete, versteht sich von selbst, und so kam es, daß ich immer mehr den Geschmack an Verbindungssachen verlor und mich um wenigens bekümmerte. Ich trat aus mit dem öffentlich ausgesprochenen Grunde, der Geist, der in der Verbindung wäre, sei nicht

1) Bekanntlich nannte und unterzeichnete sich Heuter oft: Charles XII.

der meine . . . Mehrere der Professoren hatten die Kollegia geschlossen,<sup>1)</sup> unter andern auch Professor von Schröter, so daß ich bis zu meinem Abgange von Jena kein Kolleg mehr besuchte; während dieser Zeit hatte ich bei dem Porzellanmaler Schirmer Unterricht in seiner Kunst genommen und beschäftigte mich damit so fleißig, daß ich mich wenig um die Studentenwelt und deren Händel bekümmerte; Schirmer muß mir dies bezeugen können . . . Ich selbst bin beim Senat weder wegen Verdachts der Theilnahme an verbotenen Verbindungen noch sonst irgendwie in dieser Beziehung in Untersuchung gewesen, und muß ich mich sehr wundern, da mein Abgangszeugniß ohne Vermerk<sup>2)</sup> über diesen Verdacht ist, daß man mir späterhin ein Zeugniß geben wollte: ich wäre der Theilnahme an verbotenen Verbindungen nicht unverdächtig gewesen. Mein Vater hatte nämlich während meines letzten Aufenthaltes bei ihm um ein Attest durch den Professor von Schröter nach Jena geschrieben und die obige Bemerkung zur Antwort erhalten. Ich reiste übrigens deswegen nach Camburg, um nach München zu gehen, woselbst ich meine Studien fortsetzen wollte; mein Vater wollte dies jedoch nicht zugeben . . . in Stavenhagen kam ich dann ungefähr den 11. Mai an . . .“

Politisches Glaubensbekenntniß des Studiosus Reuter:  
„Mein politisches Glaubensbekenntniß ist so einfach gewesen, daß ich alle Verdachtsgründe, die etwa seit dem Augenblick meiner Entfernung aus Jena bis zu meiner Verhaftung allhier aufgestellt werden könnten, dadurch ganz einfach zu widerlegen im Stande bin. In der Verbindung nämlich dachte ich zuerst ziemlich wenig oder gar nicht an Politik, bis der weitere Verlauf der polnischen Revolution mir eine Veranlassung dazu wurde. Ich mußte ein Volk bewundern,

<sup>1)</sup> Nach den Excessen in Jena.

<sup>2)</sup> Mitgetheilt in meinen Reuter-Reliquien S. 14.

das sich aus eigenem Kraftgefühl gegen Unterdrückung erhoben hatte, und anerkennen, daß die Nationalität des Volkes sich wieder glänzend zeigte; deshalb feierte ich das Fest<sup>1)</sup> aus voller Ueberzeugung mit und kann nicht leugnen, daß ich, als später einzelne polnische Flüchtlinge bei dem Ende des Aufstandes durch die Umgegend Jenas zogen, diesen Leuten mein volles Mitleid und Bedauern für ihre unglückliche gute Sache geschenkt habe; dies hat mich zwar zum Wunsch deren besseren Ergehens gebracht, keineswegs aber die Idee bei mir erregt, Revolution zum Umsturz unserer Regierungen erzeugen zu helfen; dies habe ich nie gedacht, und wenn gar einmal im Kränzchen davon die Rede war, so entwickelte ich meine Idee einer zu hoffenden Repräsentativ- oder konstitutionellen Verfassung in Deutschland. Mit dieser Idee ausgerüstet, hielt ich mich von allen revolutionären Meinungen gänzlich fern . . . !“

In der letzten Polizei-Verhandlung am 4. December 1833 wurde dem Arrestanten eingeschärft, der Wahrheit die Ehre zu geben, worauf er äußerte: „Ich kann nur meine obigen Aussagen wiederholen, wüßte auch nicht, warum ich mit meinen Aussagen zurückhalten sollte, da meine Kommilitonen sämtlich geständig und mich dadurch ins Unglück gebracht haben. Ich kann nichts mehr sagen und mir doch nicht etwas in den Kopf zwingen, worüber ich nicht Rechenschaft zu geben vermag, da ich ein sehr lässiges Verbindungsmitglied gewesen, das sich mehr um studentische Vergnügungen als politische Angelegenheiten bekümmert hat.“

Eine neue Untersuchung ward auf den Antrag des Kammergerichts in Gemäßheit des Beschlusses der Ministerialkommission vom 18. December 1833 gegen Reuter eröffnet, und derselbe, nachdem er vom 31. Oktober bis ultimo December im Polizeigefängniß gesessen, am 1. Januar 1834 zum Hausvoigteiarrest eingeliefert (Akten über die Jenaer

<sup>1)</sup> Zur Erinnerung an die polnische Revolution.

Burschenschaft, aufbewahrt im königlich Preussischen Justizministerium). Dort, in seiner dunkeln Zelle, verhörte man ihn wiederholt vom 13. Januar bis 26. Juli. Auf das Heiligste versicherte er, „daß er keinen anderen Zweck seiner Verbindung als die Erzielung einer sittlichen, wissenschaftlichen, volksthümlichen Ausbildung kenne“, während mehrere seiner Kommilitonen erklärten: Zweck der Jenerseher Burschenschaft war Herbeiführung eines freien, gerecht geordneten, zeitgemäßen, durch Staatseinheit gesicherten deutschen Volkslebens. — Inculpation bestritt nicht, daß jene im Rechte seien, namentlich Schramm, der ja im Vorstande gewesen, müsse es besser wissen; er, Reuter, könne durchaus nichts anderes, als bereits gethan, angeben.

Demgemäß bildete sich die Ansicht: „Reuter hält höchst wahrscheinlich in mehreren Beziehungen mit der Wahrheit zurück.“

So erfolgte am 12. November 1834 seine vorläufige Abführung nach der Festung Silberberg.

Wie bange und lange galt es hier für den unglücklichen Jüngling auf den Urtheilsspruch warten! Am 4. August 1836 ward das in der Sitzung vom 27. Juli gefällte Erkenntniß veröffentlicht, es lautet speciell in Bezug auf Reuter: „In Betracht, daß der Inquisit nichts gethan hat, was unmittelbar und zunächst den gewaltsamen Umsturz des preussischen Staates bezweckt hätte, hat gegen den Inquisiten wegen Theilnahme an einer den gewaltsamen Umsturz der Verfassung des preussischen Staates bezweckenden Verbindung und wegen Beleidigung Sr. Majestät des Königs<sup>1)</sup> nur auf die einfache Todesstrafe, die Strafe des Weiles erkannt

---

1) Reuter gab vor, die Strophe des ihm sonst bekannten und mitgesungenen Liedes „Fürsten zum Land hinaus“, welche die Beleidigung Sr. Majestät des Königs enthält, nicht zu kennen und nicht mitgesungen zu haben, was den Richtern ganz ungläublich erschien.

werden müssen, außerdem aber auf Konfiskation seines Vermögens.“

Doch erst am 28. Januar 1837 hörte der Gefangene dies Urtheil; unmittelbar nach der Verlesung wurde ihm bekannt gegeben, daß durch Allerhöchste Kabinettsordre die Todesstrafe in dreißigjährige Festungshaft gemildert sei.

Fritz Reuter, der Verzweiflung nahe, obendrein krank, ward im Februar nach Glogau, bald darauf nach Magdeburg geschafft, von dort im Februar 1839 in die Berliner Hausvoigtei und im März nach Graudenz übergeführt, im Juni nach der mecklenburgischen Landesveste Dömitz ausgeliefert und erst mehrere Wochen nach dem am 10. Juni 1840 erlassenen Amnestiedekret des Königs Friedrich Wilhelm IV. in Freiheit gesetzt. Dies kurz die historischen Daten und Zahlen zu „Ut mine Festungstid“.

In meinen „Reuter-Reliquien“ konnte ich bisher unbekannte Mittheilungen über des Dichters Festungshaft machen. Hier zwei neue! — Die erste, lustige Erinnerung verdanke ich dem Kaplan J. Hertkens, Verfasser des Lebens vom Pater Haslachner. In Magdeburg warf sich Reuter bekanntlich auf das Malen und Porträtieren. Er hatte einen Kasten mit Pastellstiften bekommen, und nun mußten alle seine Leidensgenossen ihm „sitzen“. Namentlich des Inspektors Konterfei trug dem Künstler viele Ehre ein, jeder wollte jetzt von ihm gemalt werden. Humoristisch berichtet Reuter, daß er sich damals sehr gegen das Ebenbild Gottes versündigt habe, denn er habe Gesichter gemalt, die es nie gegeben, nie geben könne, und das mit Farben, die gar nicht existierten. Mit den Schwarzköpfen ging's noch an, aber die Flachsköpfe, deren Haar mit Grün schattiert ward, und vollends des Herrn Platzmajors rother Kragen, in Pseudo-Zinnober und mit Zucker gefirnißt, so daß am nächsten Morgen tausend Fliegen darauf saßen! Meistens waren diese Porträts bestimmt zu Geburtstagen und Weihnachten

für Eltern, Schwestern und Brüder: „wenn weck von ehr noch lewen süllen, denn will ich mi bi dese Gelegenheit bi ehr verbeden herwen, wenn ich ehr an so 'ne Festdag' en Schreck injagt herwo äwer dat Utsehn von ehre leinen Verwandten.“ Zu den Porträtierten gehörte auch der spätere Jesuit und Konferenz-Redner Vater Haslacher aus Koblenz (1810—76), der damals als studiosus medicinae mit vielen anderen ein harmloses Opfer der Demagogeu riecherei geworden war und in der Hausvoigtei zu Berlin, auf den Festungen Magdeburg und Ehrenbreitstein seine schönsten Jugendjahre vertrauern mußte. Es liegt uns aus dieser Zeit eine Anzahl sehr anziehender Briefe vor. Einer derselben, am 11. Juli 1837 von Magdeburg aus an eine für Haslacher mütterlich besorgte Base, die verewigte Frau Rath von S., geschrieben, wird den Freunden des hochgeachteten Jesuiten wie des gemüthvollen Dichters gleich willkommen sein: „Bevor ich etwas von dem Porträt sage, muß ich erst erzählen, wie ich dazu gekommen bin. Mein Namenstag kam herbei, ohne daß ich glaubte, daß jemand anderes als ich daran dächte. Aber das war nicht so. Ich erhielt am Morgen von allen Seiten die herzlichsten Glückwünsche nebst drei schönen Blumensträußen. Die Ueberraschung erfreute mich sehr, und ich veranstaltete am Nachmittag einen großen Kaffee. Als ich in den Hof trat, überreichten mir zwei seraphische Genien (eigentlich zwei meiner gefangenen Freunde, die aber im Augenblick dafür gehalten sein wollten) in Wolken knieend (eigentlich auf der bloßen schmutzigen Erde) auf einem rothen Purpurkissen (eigentlich einem gewöhnlichen zwischen Bettstuhl) das beifolgende Bildniß mit dem ebenfalls beifolgenden Gedichte, welches hierauf unter einem allgemeinen heiligen Schweigen herrecitirt wurde. Dann setzten wir uns Alle um unseren, mit den prächtigsten Blumen geschmückten Tisch und vergaßen unsere Gefangenschaft insofern, als wir wenigstens ebenso munter

waren, als wären wir bei der Celebration eines Namens-  
tages in Freiheit gewesen. Das Bild, zu dem ich vorher  
zweimal sitzen mußte, ist von einem meiner Freistunds-  
Genossen Namens Reuter aus Stavenhagen in Mecklenburg  
Schwerin. Es ist nicht getroffen; denn es hat weder meine  
Augen noch meinen Mund und sieht zu alt aus. Indessen  
kann man mich daraus wieder erkennen, und ich schicke es  
Euch zum Andenken. Heut (12. Juli) sagte mir Reuter, er  
finde das Bild selbst nicht getroffen und wünsche mich noch  
einmal zu zeichnen, aber größer. Damit hoffe er besser  
fertig zu werden. Wenn er dies thut, und es wird wirklich  
besser, so will ich auch dieses schicken. Das Gedicht hat  
Schomburgk gemacht.“

Fritz Reuter bezeichnet in dem Magdeburger Abschnitt  
der „Festungstid“ Haslacher mit M . . . . . „wat de Milt  
von uns was, de all mal katholische Preister weist was un  
de drei irsten Weihen kregen hadd.“ Bei seiner Anhänglich-  
keit an die alten Mitgefangenen hatte er sich bemüht, späterhin  
während des Aufenthaltes in Laubbach und Koblenz auch  
ihn wiederzusehen, doch umsonst; unterm 2. Juni 1868  
schreibt er seinem Kopernikus: „Pater Haslacher ist Jesuit  
geworden (berühmter Redner), soll aber sehr leidend sein;  
ich habe am Rhein vergebens nach ihm geforscht.“<sup>1)</sup>

Auf dem Transport von der Festung Magdeburg nach  
Graudenz sperrte man Reuter nochmals in die Berliner  
Hausvoigtei; es waren entsetzliche Tage. Wie in Magde-  
burg der Kommandant Graf Haacke ihn bis aufs Blut  
peinigte, so hier der Kriminal-Direktor Dambach und  
womöglich noch schlimmer. Bier bitterkalte Winternächte  
mußte der Ärmste auf dem nackten Fußboden ohne Strohsack  
zubringen in derselben ungeheizten Zelle, die ihn schon  
1834 beherbergt hatte. Da saß er hinter Schloß und Riegel,

<sup>1)</sup> Auch in Reuters Zuschrift an König in Magdeburg, vom  
22. März 1838, ist Haslacher genannt.

hinter einer alten Thür, — und diese Thür trennte ihn von seinem Vater, der nach Berlin geeilt war, um für die Freilassung seines bejammernswerthen Sohnes zu wirken; man ließ ihn nicht hinein, „dat de Söhn doch an Vaders Post sit mal utweinen künn.“

Als Weihnachten 1885 meine „Neuter-Reliquien“ erschienen, schrieb der königlich Preussische Justizminister Herr Dr. von Friedberg an mich: „Vielleicht darf ich ad vocem „Reliquien“ Ihnen erzählen, wie ich vor einigen Jahren, als ich die Hausvoigtei-Gefängnisse, behufs ihrer Kassation, besuchte, mir natürlich auch die Zelle zeigen ließ, in welcher unser Neuter seine Leidenszeit zugebracht hatte. Auf meine Frage: was mit der Thür der Zelle, in welche der Gefangene seinen Namen eingeschnitten hatte, geschehen solle, ward mir die Antwort: sie werde natürlich, als unbrauchbar gewordenenes Material, mit den übrigen Utensilien auctionis modo versteigert werden! — Ich legte ein gutes Wort für diese „Neuter-Reliquie“ ein, und so ist sie — irre ich nicht — in das Städtische Museum gekommen. Vielleicht schenken Sie ihr einmal dort einen kurzen Besuch.“

In der That wird diese braun angestrichene Thür mit kleinem, rundem Guckloch und mächtigen dicken Angeln im märkischen Museum zu Berlin aufbewahrt; auf einem daran befindlichen Zettel liest man: „Thür der Zelle aus der Berliner Hausvoigtei, in welcher Fritz Neuter im Jahre 1837 detiniert gewesen.“ — Wie deutlich standen mir bei Betrachtung dieser „Dör“, an welche der Gefangene oft verzweiflungsvoll geklopft, hinter der er furchtbare Seelenqualen erduldet hat, jene herzergreifenden Scenen vor Augen aus dem Kapitel „Berlin un de Husvagtei. Nicht tau'm irsten, ne! tau'm annern Mal!“

Diese Thür ist — auch ein Denkmal!

Nach sieben Jahren war Neuter frei. Am Tage seiner Entlassung aus der Grenzveste Dömitz rastete er, nachdem

er die Elbe, ein Nebenflüßchen der Elbe, überschritten hatte, nahe beim Dorfe Kalis an dem Kreuzwege unter einem Tannenbusch in sandiger Heide, „achter bei Fenzirsche Mähl“<sup>1)</sup> und fragte sich schweren Herzens: „So! Wat nu?“ — — Dort ist im September 1885 ein zwei Meter hoher Granitblock enthüllt mit einer Inschrift, der erste aus freiwilligen Mitteln errichtete Denkstein für den Dichter in Deutschland.

Die Thür der Hausvoigtei-Zelle im Märkischen Museum und der Fels auf der Heide, an einer Stätte, von wo das Lebensschiff des entlassenen Demagogen und größten vaterländischen Humoristen wieder seinen Ausgang nahm und flott wurde, — erstere durch einen Preussischen Justizminister vor dem Untergange gerettet, letzterer unter den Auspicien eines Großherzogs aufgestellt — sind nicht diese beiden Monumente und Momente Merkmale menschlichen Wechsels und historischer Gerechtigkeit?

Gottes Sonne schien unserem Reuter wieder warm, als er über Grabow, Ludwigslust und Parchim nach seiner Vaterstadt kam.

Er ward, nach erneutem verunglückten Anlauf zum Universitätsstudium in Heidelberg, „Strom“ und — Dichter, mit seiner „Stromtid“ sich ein unvergängliches Denkmal setzend aere perennius.

Die böse Zeit suchte er zu vergessen, und es gelang ihm, dem mit einem wahren Kindsgemüth Begnadeten. Nur einmal brachte ihn die Erinnerung daran zu einem lauten Aufschrei. Es war in Neustrelitz, wo er, vom nahen Neubrandenburg aus, seinen Freund Karl Kräpelin, den nachmals so berühmt gewordenen Vorleser besuchte. „Einmal traf ich Reuter,“ erzählte mir ein alter Neustrelitzer Bekannter, „in einer

---

<sup>1)</sup> „Fenzir“ ist eine Verstümmelung der Worte „Finden wir uns hier?“ An jener Stelle fanden sich zwei Brüder nach jahrelanger Wanderschaft mit obigem Gruße wieder.

Weinhandlung. Er saß mit seinem ‚Kork‘ und einem Schweriner Duxbruder in einer Stube an einem Tische — die drei allein — und trank mit ihnen eine Flasche Rheinwein. Herzlich begrüßt wurde ich aufgefordert, Platz zu nehmen. Obgleich ich gekommen war, für einen Rekonvaleszenten Ungar zu kaufen und nur wenig Zeit hatte, durfte ich die Einladung nicht ganz ablehnen; Reuter war in solchen Dingen ebenso empfindlich, wie Kräpelin. Auch darin hatten beide auffallende Ähnlichkeit, daß sie einem Fremden gegenüber zunächst äußerst schweigsam waren und ihn mit prüfendem Blicke maßen. Dabei achteten sie genau auf jedes seiner Worte; als Zeichen ihrer Aufmerksamkeit hörte man nur zuweilen „hm“, wobei man sich alles Mögliche denken konnte. Hatte man aber das Glück, ihnen näher zu treten, so wurde die Bekanntschaft leicht zur Freundschaft. — Wir unterhielten uns in ruhiger Weise über Dichtung und Musik, als Reuter plötzlich aufsprang und auf den Tisch schlagend rief: „Meine Jugend hat man mir gestohlen!“ Dann, sich wieder setzend, sprach er, wie zu sich selbst: „Wer giebt sie mir wieder?“ Wir waren tief erschüttert. Während aus dem ersten Saal Horn, Grimm uns entgegen scholl, klang der zweite wie wehmuthsvolle Klage.“

---

Fritz Reuter als flotter Bruder Studio und junger Burschenschaftler, damit begann meine Skizze. An den Anfang soll sich ein ähnliches Ende knüpfen: Fritz Reuter als bemoostes Haupt und alter Burschenschaftler.

Im Sommer 1865 wurde das fünfzigjährige Jubelfest der Deutschen Burschenschaft in Jena gefeiert. Oberappellationsgerichts-Rath Professor Dr. G. Chr. Schüler daselbst, ein ehemaliger Verbindungsbruder, hatte den berühmten Dichter schriftlich eingeladen, in seinem Hause Quartier zu nehmen; es werde ein Verwandter von ihm,

Gymnasialprofessor Karl Dettmer am Katharineum in Lübeck, der eine geborene Keuter zur Gattin habe, sein Stuben-  
nachbar sein. Darauf erfolgte eine vorläufige Zusage:

Hochverehrter Herr und zukünftiger Gastfreund,

Sie sehen schon aus der Anrede, daß ich mit dem aufrichtigsten Danke eine Einladung annehme, die ebenso freundlich angeboten ist, wie sie den Festgenuß erhöhen wird. — Auch daß mein alter Freund (nicht Verwandter) Dettmer, den ich noch vor einigen Monaten in Lübeck besucht habe, unter Ihrem gastfreundlichen Dache weilen wird, ist eine höchst erquickliche Zugabe. — Haben Sie die Güte, mich Ihrer verehrten Familie zwar unbekannter Weise aber doch auf's Herzlichste zu empfehlen. — Sie, mein Herr Oberappellationsrath, sind mir persönlich sehr wohl bekannt: mit Vergnügen erinnere ich mich eines Moments aus den Festerinnerungen von 1858,<sup>1)</sup> wo Sie in der Versammlung auf dem Schulhause in Jena dem Herrn Schmidt-Philfeldbegk mit sehr scharfer Waffe wegen der Burschenschaftsfahne zu Leibe gingen; ich sekundierte — freilich nur mit dem Ziegenhainer. — Wie schön wäre es, wenn wir die Fahne zur Stelle schaffen könnten, und dieselbe von demselben Mann, der sie zuerst getragen hat, mein alter Freund und Lehrer, Pastor Horn zu Badresch, wieder vorauf getragen würde! — Ich freue mich von ganzem Herzen zu diesem Feste, Gott gebe, daß kein unüberwindliches Hinderniß mir in den Weg tritt. — Noch einmal mit herzlichem Danke

Eisenach,

Ihr ergebenster

d. 30. April 1865.

Fritz Keuter.

Leider sollte wirklich ein unüberwindliches Hinderniß dazwischen treten. Der Arzt drang darauf, daß Keuter zum

<sup>1)</sup> Erinnerungsbücher an die dreihundertjährige Jubelfeier der Universität Jena, 15., 16. und 17. August 1858. Herausgegeben von Dr. Johannes Günther. 2. Aufl. Jena 1858. Die Präsenzliste der anwesenden Gäste nennt S. 50: Keuter, F., Litterat, Neubrandenburg. 1832 und 33 (Studienzeit).

Sommer eine Kaltwasserkur durchmache, und zwar in Laubbach zwischen Koblenz und Stolzenfels; so sah er sich zu seinem Bedauern veranlaßt abzuschreiben:

Hochverehrtester Herr,

Die Antwort auf Ihre so recht herzliche und zukommende Einladung zu der Burschenschaftsfeier hat Ihnen gewiß gezeigt, mit welcher Freude und mit wie großem Danke ich derselben nachzukommen gesonnen war; ich sorgte deshalb auch fördernd für eine Einladungskarte oder vielmehr Zutrittskarte. — Im Laufe der Zeit hat sich jedoch ein allgemeines Uebelbefinden bei mir so gesteigert und sich schließlich zu einem heftigen Rheumatismus gegipfelt, daß ich auf Anrathen der Aerzte die Wasserheilanstalt Laubbach am Rhein (bei Coblenz) aufsuchen mußte. Wenn nun auch eine mäßige Besserung eingetreten ist, so werde ich doch voraussichtlich den August hindurch noch hier im Wasser herumpanschen müssen, anstatt alte Freunde wiederzusehen, mich an den Ideen einer hoffnungsfreudigen Jugendzeit zu erquicken und Ihnen persönlich meinen Dank für Ihre freundschaftliche Güte auszusprechen. — Das ist mehr als verdrießlich! — Ich will nur wünschen, daß Sie mit frohem Sinne und in bester Gesundheit dem Feste entgegen gehen und dasselbe genießen mögen, und daß für die Feier jeder unangenehme und störende Zwischenfall entfernt sein möge.

Mit dem herzlichsten Danke für Ihr mir erwiesenes Wohlwollen

Laubbach bei Coblenz,

den 12. Julii 1865.

Ihr ergebenster

Fritz Reuter.

Auch in der Kaltwasserheilanstalt galt es ein Fest zu begehen: den Geburtstag des Dirigenten, Sanitätsrath Dr. Petri am 25. August. Ich habe davon schon in meinen „Reliquien“ S. 83 folg. gesprochen und S. 180—185 den beim Mittagessen von Reuter ausgebrachten offiziellen Toast

abgedruckt. Ein Theilnehmer aus Düsseldorf hat mir durch Herrn Dr. Brahms Vermittelung zwei kleine Ergänzungen übersandt, die, ohne sonderliche Bedeutung, von der behaglichen Laune des Verfassers zeugen:

Transparent.

Unter einem solchen Hut  
Es sich trefflich leben thut.  
Drückt Er auch, beglückt Er doch:  
Zwickt er auch, erquickt Er doch:  
Darum Doktor Petri hoch!

---

Noch ein Toast von Reuter beim selben Festmahl.

Wenn Rosen sich auf Wangen malen,  
Die Augen helle Freude strahlen,  
Wenn sich die Locken wickeln — drehen — winden —  
Kurzum, mir fehlen alle Worte:  
Es lebe Fräulein de la Porte!

Die junge Dame, Tochter des ältesten Stammgastes, war des Dichters vis à vis bei Tafel.

Zwei Jahre darauf, im Spätherbst 1867, fand in Eisenach die funfzigjährige Erinnerungsfeier an das Wartburgsfest Statt, welches auf Veranlassung der Jenenser Burschenschaft eine zahlreiche Versammlung von Studenten der meisten deutschen Universitäten zur dritten Säcularfeier der Reformation am 18. Oktober 1817 begangen hatte. Fritz Reuter als einstiger Burschenschafter, als Wartburg-Nachbar drunten im Thal, wollte nicht nur selbst dabei sein, sondern er lud auch zwei liebe Verbindungsbrüder ein. Im Voraus freute er sich auf die erstaunten Gesichter, wenn er Arm in Arm mit den beiden „öllerhaften Knaben“ zur Burg hinauffspazierend, dieselben aller Welt als „seinen Schüler“ und „seinen Lehrer“ vorstellen werde. „Löse mir, Graf Derindur, diesen Zwiespalt der Natur!“ lachte er vergnügt

vor sich hin. „Keiner kann's, und ist doch einfach und geht mit ganz natürlichen Dingen zu.“

Den ersten Theil des Räthfels löst die Adresse des nachstehenden Briefes:

Herrn Oberappellationsgerichts-Rath Schüler  
zu Jena.

Mein hochverehrter Herr und Freund,

Sie waren vor zwei Jahren so gütig, mich zur Feier des Burschenschaftsfestes zu sich einzuladen und zwar ebenso liebenswürdig, wie dringend. Leider war es mir theils aus Gesundheits-Rücksichten, theils der großen Entfernung wegen — ich war damals am Rhein — nicht möglich, Ihrem freundlichen Rufe zu folgen und Ihre nähere und nächste Bekanntschaft zu machen. Nun lassen Sie mich, um zu diesem letztgenannten, wirklich langersehnten Vergnügen zu kommen, den Spieß umkehren und Sie in meinem und meiner Frauen Namen recht von Herzen bitten, das Wartburgsfest zu besuchen und unser Haus, welches den einen Vorzug hat, daß es zur Festfeier sehr gelegen ist, zu Ihrem Quartier zu nehmen. Es soll nach besten Kräften für Ihre Bequemlichkeit gesorgt werden; Sie sollen durch kein Kindergeschrei gestört und Ihr guter Rock soll durch die Butterbröde der lieben Kleinen nicht beschmiert werden. — Ich hätte diese Einladung gewiß schon früher an Sie gerichtet, wenn ich von dem Vorhandensein eines Festcomités gewußt hätte; gestern erst habe ich davon erfahren.

Da ich der festen Ueberzeugung, Sie hier zu sehen, so bitte ich nur noch, mir die Zeit Ihrer Ankunft mitzutheilen, damit ich Sie vom Bahnhofe abholen kann.

Mit herzlichen Grüßen

Eisenach,

d. 12. Okt. 1867.

Ihr

Fritz Reuter.

Der „Lehrer“ aber war Pastor Karl Horn zu Badresch, mit Scheidler und Riemann Stifter der Burschenschaft,

ehemals Prorektor am Friedländer Gymnasium und als solcher Reuters Lehrer in der lateinischen Sprache. Beide hatten 1858 in Jena Brüderschaft getrunken und blieben als Freunde und Gefinnungsgenossen eng miteinander verbunden; unser Dichter thut seiner auch in dem mitgetheilten Schreiben vom 30. April 1865 Erwähnung. Beim funfzigjährigen Burschenschaftsjubiläum zu Jena sahen sie sich nicht. Horn war als Ehrengast zugegen gewesen und hatte, wie bereits vor einem halben Säkulum, eine Ansprache auf dem Gießplatze gehalten. Dieselbe erschien im Druck, und er brachte ein Exemplar bei seinem nächstjährigen Besuche in Eisenach mit. Reuter las die Rede begeisterten Herzens und hoffte jetzt „fien' oll leitw Fründ“, den er durch Better Ludwig Horn mündlich bitten ließ, abermals die Hand zu schütteln. Der alte „Schüler“ sagte zu, der alte „Lehrer“ lehnte ab in einer Zuschrift, worin der ehrwürdige Veteran sein politisches Glaubensbekenntniß niedergelegt hat, die Hoffnungen und Träume seiner Jugend, von denen manche inzwischen verwirklicht worden waren:

Badreisch, d. 7. Okt. 67.

Du bist nun schon zu Jahren gekommen, und ich bin's noch viel mehr; also feire mit den Andern,  
lieber, alter Freund und Bruder!

Durch meinen Better Ludwig Horn hast Du mich von Deiner freundlichen Absicht benachrichtigt, mich zu dem beabsichtigten Wartburgsfest in Deiner lieblichen Villa aufnehmen zu wollen. Wie gern ich mich auch sonst zu solcher gegenseitigen Begrüßung anschicken möchte, muß ich Dir doch leider gestehn, daß ich's unter obwaltenden Verhältnissen nicht vermag. Prüfe meine Gründe und entschuldige mich, so gut Du kannst, wenn sie Dir nicht stichhaltig genug erscheinen dürften! Erstens: mein dermaliger Gesundheitszustand läßt diese Reise nicht zu; vor Kurzem bin ich erst aus dem Seebade zu Swinemünde heimgekehrt und darf

mich der rauhen Spätherbstwitterung nicht mehr so aussetzen, wie ich's früher wohl unternehmen konnte; es ist manche Alterschwäche bereits eingetreten. Zweitens muß ich freimüthig bekennen: daß mir diese Wartburgsfeier unter den jetzigen politischen Verhältnissen durchaus nicht als eine zeitgemäße erscheint. An die Wartburgsfeier 1817 — der ich selbst nicht beizwohnte — knüpfen sich so viele bittere Erinnerungen; sollten diese sich nicht lüften und die Zersplitterung mehren, welcher zur Zeit noch mit aller Kraft zu steuern wäre? Der Reichstag ist im friedlichen Schaffen; mag er auch Vieles rückständig lassen, was zu bessern sei: so glaube ich doch, daß er in seinem Wirken nicht durch erneute Aufregung gestört werden darf; und wer steht dafür ein, daß dies nicht von dieser oder jener Seite unter dem Donner begeisterter Rede geschähe? — Sagt man: die Feier solle nur ein stilles frohes Wiedersehn alter Gesinnungsgenossen seyn; kann sie das bleiben, wenn doch hinzugesetzt wird: sie solle auch einen moralischen Einfluß üben, gewissermaßen einen Druck auf die Jüngenden, Schwachen, welche sich in der Förderung dessen, was dem Vaterlande noch Noth thut, lässig erweisen; so mag ich zwar nicht bestreiten, daß der Eifer derer, welche die Jubelfeier fördern wollen, ein reines Zeugniß glühender Liebe zu dem uns Allen, die wir in der Burschenschaft zusammenstanden und im Geiste verbunden noch stehn, theuren Vaterlande sei: wäre es aber doch zur Zeit nicht gerathener, der Entwicklung seiner Zustände abwartend zu harren, um, wenn nun Nord und Süd (und dahin steht ja unser Wünschen und Hoffen!) zu Einem Ganzen sich geeinigt haben, mit gemeinsamem Jubelruf dann — am Besten an einem 15. Junius — von der Höhe der alten ehrwürdigen Burg dem Gebieter menschlicher Geschicke zu danken, der unsere jugendlichen, wohl oft als eitle Träumereien verschrienen Wünsche in Erfüllung gebracht, so weit das unter den

gegebenen Verhältnissen geschehen konnte? Einer solchen Feier ist mein Herz zugewandt, und ich möchte sie so gern noch erleben und würde nicht fern bleiben, auch wenn ich — wie man wohl sagt — zu ihr kriechen sollte; es kann drum mein Bedenken wohl von den Freunden entschuldigt werden: ob nicht durch diese beabsichtigte Vorfeier der Eindruck der ersehnten nachfolgenden geschwächt werde? — —

Schon hat Dr. Keil zu Weimar an mich geschrieben und mich geladen; ich habe abgelehnt — wie ungern auch, doch meiner Ueberzeugung gerecht werdend. Ob Riemann kommen will, habe ich noch nicht erfahren können; meine Ansicht blieb ihm aber nicht unbekannt. — Das ganze Deutschland soll es sehn! —

Nun genug davon. Meine Frau erinnert sich dankend mit mir oft der schönen Tage, die Du und Deine liebe Frau uns in Eisenach bereitet. Möge Gott es fügen, daß wir im nächsten Jahre uns feiernd wiedersehn!

Mit Gruß der Liebe Dein alter treuer

C. Horn.

Was ihr „höchster Wunsch und Sehnen“ war, Alldeutschland geeint in Nord und Süd, das noch zu erleben war Beiden vergönnt; zu dieser Errungenschaft beigetragen hat jeder auf seine Weise, drum gelitten und schließlich es mit erstritten, am herbsten Fritz Reuter, aber auch am herrlichsten. Es war eine schwere Zeit gewesen, ja; indessen sein Herz und Humor hat sie verklärt in der Erinnerung, und dann strahlte die Sonne herab auf ein einiges deutsches Vaterland, so daß der alte Burschenschafter am Ende seines Lebenslaufes wohl sagen konnte: „Trurig was de Tid, ja — ätwer sei was doch schön!“

**Fritz Reuter**  
und  
**Annamarie Schult.**







Keine romantische Liebesgeschichte erwarte der Leser. Anmariet Schult ist nicht etwa des Dichters blaue Blume — er hat sie nur einmal im Leben gesehen, selten an sie geschrieben —; und dennoch bestand jahrelang zwischen beiden ein schönes und enges Verhältniß, ein literarisches, das durch eine Mittelsperson auch ein hohes persönliches Interesse gewann und einen regen Briefwechsel zeitigte. Dieser Vermittler hieß Wuthenow und war Reuters Leidensgefährte auf der Festung Silberberg. Derselbe kam von ohngefähr mit dem ehemaligen Kasemattensocius und derweilen in der Heimath bekannt gewordenen Schriftsteller wieder zusammen und übergab ihm Gedichte seiner Frau Alwine, deren Geist umnachtet war, die aber in lichten qualfreien Augenblicken die herrlichsten plattdeutschen Lieder schuf.

Ferdinand Wuthenow aus Brandenburg, geb. den 6. Mai 1812, Sohn eines Postsekretärs, verließ Ostern 1831 das Erfurter Gymnasium und bezog zum Studium der Jurisprudenz Halle, später Berlin. Am 14. Mai 1834 wurde er nach bestandener Prüfung vor dem Oberlandesgericht zu Raumburg als Auskultator bestellt. Indessen schon am letzten Juni brachten ihn Gerichtsboten nach der Berliner Hausvoigtei in Haft und Untersuchung wegen Theilnahme an der Hallenser Burschenschaft; am 4. Juni 1835 schleppte man ihn nach Silberberg in Mittelschlesien.

Dort ward ihm wie den übrigen Gefangenen, unter ihnen Fritz Reuter, am 28. Januar 1837 das schauder-

erregende Urtheil der Hinrichtung vorgelesen, doch zugleich die königliche Begnadigung zu dreißigjährigem Festungsarrest.

Wie bei Reuter, wie bei den anderen wegen politischer Umtriebe ergriffenen „Individuen“, strengten auch Wuthenows trostlose Eltern alles an, Verkürzung der Strafzeit zu erwirken. Unterm 11. April 1837 schrieb der edle Bischof Rosß in Berlin an den jammernden Vater: „Den König hat der konstatierte Konat des Hochverraths der zum Tode Verurtheilten sehr indigniert und schmerzlich ergriffen. Es fehlt nicht an Versuchen, diese Indignation zu steigern und zu unterhalten, aber es giebt auch gottlob dem Throne nahe-stehende Männer, welche die Sache von einer milderen Seite betrachten, und das Mitleid gegen die durch einen falschen Zeitgeist verführten Jünglinge, die zwar dummes Zeug genug geschwächt und geschrieben, aber eine hochverrätherische Handlung nicht begangen haben, anzuregen. Und da niemand milder, gnädiger, zum Verzeihen geneigter ist, als unser König, so habe ich die Hoffnung, daß, wenn von Zeit zu Zeit günstige Berichte über das Betragen der Gefangenen eingehen werden, die königliche Gnade sich an denselben ver-herrlichen wird. Dieses Sternchen, das am nächstlichen Himmel erschienen ist, wird täglich sichtbarer und klarer. Gott gebe, daß es nicht wieder verschwindet!“

Im April 1838 erließ Friedrich Wilhelm der Gerechte eine Verfügung, wonach den unglücklichen jungen Leuten nur zehnjährige Haft zu theil werden sollte. Wuthenow wagte gleichwohl im September 1839 einen Fluchtversuch<sup>1)</sup>: er

---

<sup>1)</sup> Wie Herr Justizminister a. D. Dr. von Friedberg mir erzählte, habe er, in den fünfziger Jahren Oberstaatsanwalt in Greifswald, den ihm persönlich bekannten Kreisgerichtsrath Wuthenow einmal nach den Beweggründen des von ihm gemachten Fluchtversuches befragt und die Antwort bekommen: „Ja, Herr Oberstaatsanwalt, wenn man zum Tode verurtheilt worden ist und dann zu lebenslänglicher Festungshaft, so hat man nichts mehr zu verlieren.“ — Auch unserm Reuter schoß einmal der

mißlang. Jetzt flehte der verzweifelnde Vater nochmals die Gnade Sr. Majestät an. Da starb der Monarch. Durch gewährte Amnestie kam auch Wuthenow frei: er hatte fünf Jahre und zwei Monate in Silberberg vertrauert. — Dem Wiedereintritt in den Justizdienst stand nichts im Wege. Zuerst Auskultator am Stadtgericht zu Kyritz in der Priegnitz, wo sein Vater Postmeister war, nach absolvirter zweiter Prüfung, seit Mai 1842, als Referendar beim Hofgericht in Greifswald beschäftigt, im Dezember desselben Jahres zum stellvertretenden Bürgermeister in dem neuvorpommerischen Städtlein Güzkow erwählt, Juni 1849 beim Kreisgericht zu Greifswald als Mitglied (Assessor) ernannt, ein Jahr darauf Kreisrichter, 1855 Kreisgerichtsrath und als solcher am 5. Juni 1882 gestorben, — das ist kurz der Lebenslauf des „Hochverräthers“. Des Königs Majestät hatte ihn mit dem rothen Adlerorden geschmückt, das Vertrauen der Mitbürger ihm wiederholt ein — nur in Rücksicht auf seine Kinder abgelehntes — Abgeordnetenmandat angeboten. Aus der Schule der Leiden war Wuthenow geläutert und veredelt hervorgegangen, trotz aller Prüfungen nicht verdüstert und verbittert, stets heiteren Herzens und Sinnes, darin ganz seinem Friß Reuter gleich.

In Güzkow hatte der jugendliche Bürgermeisterei-Verwalter, der nicht nur einer der schönsten Männer war, sondern auch kenntnißreich, sprachkundig und dichterisch beanlagt, die anmuthige Tochter des Superintendenten, Alwine Balthasar, kennen gelernt und ihr Herz und Hand angetragen. Dieselbe wurde am 16. September 1820 auf dem Kirchdorfe Neunkirchen bei Greifswald geboren, wo

---

Gedanke an einen Fluchtversuch durch den Kopf. — „Nower ic hadd minen ollen Vader fast verspraken, nich an Flucht tau denken . . . Weck von uns sünd glücklich döckfamen: von Massow ut Kolbarg, Bönninger ut Sülwerbarg . . .“ (Mit mine Festungs= tid, Werke IV. S. 241—243.)

damals ihr Vater als Pastor fungierte; sie verlor, sieben Jahre alt, ihre rechte Mutter Johanna, geborene Otto, die Tochter von Dichter Kossegartens Jugendliebe, und erhielt in Friederike, verwitweten von Lepel, geborenen von Bohm, eine zärtliche Stiefmutter. Ihre Jugend war eine frohe, bis im neunzehnten Lebensjahre eine gefährliche Krankheit eintrat. Nach der scheinbar völligen Genesung verheirathete sich das liebenswürdige, durch frommes Gemüth und lebhaftes Phantasie ausgezeichnete Mädchen mit Ferdinand Wuthenow. Die mit fünf Kindern gesegnete Ehe wäre eine durchaus glückliche gewesen, hätte die junge Frau nicht stets an Kopfweh gelitten, welches bald ihr Gehirn angriff. Weil die Geistesstörung immer mit körperlichem Schmerze verbunden war, so wollte der bekümmerte Gatte die Hoffnung auf Herstellung nicht aufgeben: „Würde Alwine geheilt, so wäre ich glücklich,“ schrieb er einmal seinem Schwiegervater. Unter beständiger Aufsicht, bei der geregeltsten Behandlung ließ sich nach dem Ausspruch der Aerzte ein gutes Resultat erzielen. So ging die Kranke 1849 auf dreizehn Monate nach Sachsenberg; 1853 brachte ihr Mann sie nach dem St. Katharinenstift zu Rostock, wo sie neun Jahre lang verweilte, von da nach Winmenthal bei Stuttgart zum Medizinalrath von Zeller, bei welchem sie zwar auch nicht gesundete, aber doch mannigfache geistige Unregung genoß im Kreise hochbegabter Menschen. Von 1867 bis 1868 kehrte sie versuchsweise nach Hause zurück; aber nachdem das Jahr vergangen war, fuhr Wuthenow wieder mit ihr ins St. Katharinenstift, wo sie, seltener in Sinnesstörungen befangen, zur Freude der Ihrigen der Besserung sichlich entgegenschritt, so daß sie 1874 die Anstalt verlassen konnte. Seitdem lebt sie in stiller Zurückgezogenheit im eigenen Heim zu Greifswald, nach dem Tode ihres Gatten von ihrer aufopfernden Tochter Hermine gehegt und gepflegt.

Sobald sich ihr Geist freier fühlte, verfaßte Alwine Wuthenow Gedichte, welche durchweg entzückend sind und zu den Perlen der plattdeutschen Poesie gehören.

Als Fritz Reuter sich Anno 1850 in der kleinen vorpommerschen Landstadt Treptow an der Tollense niederließ, sollte er ganz unerwartet wieder mit seinem Leidensgenossen Wuthenow in Berührung kommen. Dort erzählte er nämlich eines Tages in einer Gesellschaft von seiner Festungszeit<sup>1)</sup>, halb hoch-, halb plattdeutsch; alle Herren und Damen waren tief bewegt durch die ernste Schilderung und mußten zugleich über einzelne, mit köstlichem Humor vorgetragene Situationen herzlich lachen. Nach Beendigung der Erzählung schüttelte ihm Frau Doktor Mathilde A. . . dankbar die Hand. „Herr Reuter“, sprach sie, „mich haben Ihre Worte wohl am tiefsten berührt, denn auch einer meiner Verwandten, mein Vetter, war das Opfer jener Demagogenriecherei; er saß mehr denn fünf Jahre auf dem Silberberg.“ — „„Silberberg!““ rief Reuter aus, „„dort hab' ich gleichfalls 'ne bitterböse Zeit verbracht;“<sup>2)</sup> ich muß Ihren Herrn Vetter

<sup>1)</sup> Schon aus dem Jahre 1844 berichtet Hoffmann von Fallersleben (Mein Leben, Band IV.), der von den mecklenburgischen Gütern Holdorf und Werdschagen am 20. April nach Scharpzwow fuhr: „Den zweiten Abend fand sich Fritz Reuter ein. Er erzählte uns stundenlang von seinem siebenjährigen Gefängnisleben so lebendig, so humoristisch, daß wir uns gar nicht satt hören konnten. Ich bat ihn mehrmals dringend, alles aufzuzeichnen und gerade so, wie er es eben erzählt hatte. Ich versprach mir den größten Erfolg davon.“

<sup>2)</sup> „Ut mine Festungsstüd“ beginnt gleich mit Glogau. Vom Silberberg thut Reuter nur gelegentlich Erwähnung: „Ick was nich gruglich; ick hadd up de Festung, von wo ick kamen was, Johre lang in 'ne düst're Kasematt seten“ . . . (Kap. 4). Ferner nach wiedererlangter Freiheit bei Begegnung mit der Herrenhuterin aus Gnadenfrei in Schlesien, die er in Silberberg gesehen zn haben glaubt. Graf Schimmelmann fragt erstaunt: „„Nach S.? Aber, verzeihen Sie, wie kommen Sie nach S.? Ein mecklenburgischer Landmann nach S.““ un dorbi kek hei mine Stulpstäveln an. — Ick vertellte em denn in'n Kortem de Umständen.“

kennen, wie heißt er?“ — „Ferdinand Wuthenow.“ — „Was? Wuthenow! oh, de oll leiw Fründ un Brauder! Lewt hei noch?“ — „Ja, als Kreisrichter in Greifswald.“ — „Ne, Kinnings!“ wandte sich Reuter jetzt an die Bersammlung, „süh, von Wuthenow weit id 'ne Geschicht' tau vertellen. Dat was Anno 1839, en Schandor bröcht mi nah Däms. Jä stah unnertwegs in en preußisch Posthus' un beseih mi de Wiler an de Wand, dunn hür id achter mi still wat vör sic hen weinen, un as id mi ümbreih, seih id dor 'ne Fru up en Staul sitten, de hett de beiden Hänn' vör't Gesicht deckt, un de Thranen lopen ehr mang de Fingern dörch. — Leiver Gott! un id denk an en plöbliches Unglück, wat äwer de Fru kamen is. — „Was ist Ihnen?“ frag id. — „Ach,“ röppt sei, „ich habe auch einen Sohn dabei!“ un dormit steiht sei up un leggt mi de Hand up de Schuller un kickt mi so trostlos trurig mit ehre natten Ogen an, dat mi dat dörch Mark un Bein gung, un sei mi vorkamm, as wir sei min eigen Mutter, de all lang' den lezten Slap slep. — „Wer?“ frog id. „Wer ist Ihr Sohn?“ — „Wuthenow, er siht in Silberberg,“ säd sei still un müggte woll denken, id kennte em nich. — Awer id kennte em recht sihr gaud, un 'ne ordentliche Freudigkeit kamm äwer mi, dat id hier recht wat Gauds seggen un vertellen kunn, denn hei was gesund blewen an Liw un Geist, un't wohrte nich lang', dunn satt sin Vader bi uns un sin Schwester, en leitwlich Kind von säbenteihn Johren, un id müßte vertellen von den Söhn un den Brauder, un ümmer wedder vertellen, bet de Schandor kamm un säd, nu wir't de allerhöchste Tid.“ — —

(Kap. 5). Endlich Kap. 25: „In S., wo id tauirft satt . . .“ und ebenda die ergreifende Szene im Wuthenow'schen Elternhause. — In „Schurr-Murr“ beruft sich Bräsig arglos auf seinen besten Freund: „Er fängt seine Geschichten ümmer an: Als ich noch auf der Hausvoigtei saß, oder: als ich noch auf dem Sülwberg studierte.“

Das war ein Sonnenstrahl gewesen, den Reuter damals in die betäubten Herzen der alten Wuthenows sandte. Wie oft hatten sie in Bittgesuchen an die Gnade des Monarchen appelliert! „Dem Gram, der Verzweiflung und einem frühen Grabe fallen wir anheim,“ — heißt es in einer der erschütternden Eingaben — „ich als jammernder, dem tiefsten Seelenschmerze und Herzenskummer fast erliegender Vater des sonst so guten, theuren, hoffnungsvollen Sohnes, als Gatte seiner achtungswürdigsten Mutter.“ — Ein Fürsprecher fügte hinzu: „Die Eltern verdienen Mitleid in höchstem Grade: ihre Hoffnungen sind nicht nur zertrümmert, ihr Erdenglück ist vernichtet.“ Ja, mit den bedauernswerthen Jünglingen verloren zugleich die unschuldigen Familien ihr ganzes Lebensglück. Reuter behauptet nicht zu viel, wenn er in „Ut mine Festungstid“ sagt, daß die Herren von der Kommission und dem Kammergericht „mit uns' Dodesurthel nich blot uns allein, ne, dat sei mit dat Bil, wat sei uns slegen hadden, of Öllern, Verwandten un Fründschafft drapen hadden,“ und ein andermal, daß der Proceß ein grausames Puppenspiel war, „nich so sihr grausam gegen uns, as gegen uns' ollen Öllern, un vel Minschenglück is dormit tau Grunn' richt't.“ Er sah das bei Wuthenows, und es schnitt ihm ins Herz. „Ach, du leiwere Gott!“ seufzte er, „so hadd't in min Waderhus of woll utseihn, möglich noch slimmer.“

Ungefähr ein Jahr nach diesem Erlebnis im Khrizter Posthause waren Wuthenow und Reuter frei gekommen. Beide hörten lange nichts von einander. Jetzt, in Treptow, feierten die ehemaligen Festungsbrüder ein wehmüthig-frohes Wiedersehen; auch in dem nahe gelegenen Kirchdorfe Tetzleben beim Pastor Piper, einem Freunde Reuters und Verwandten Wuthenows, trafen sie sich im Sommer.

Ostern 1855 wurde das „Unterhaltungsblatt für beide Mecklenburg und Pommern“ begründet, redigiert von Friß Reuter, Verlag von C. Vignau und Druck von B. Ahrendt

in Neubrandenburg (zu Treptow existierte damals keine Buchdruckerei). Diese Zeitschrift, welche unser Dichter gerade ein Jahr lang herausgab, ist für dessen schriftstellerischen Entwicklungsgang von größtem Werthe; hier finden sich die Skizzen zu „Meine Vaterstadt Stavenhagen,“ „Haunefiken“, „Eine heitere Episode aus einer traurigen Zeit“ (Festung Graudenz), „Memoiren eines alten Fliegenschimmels,“ ferner Anekdoten, die später überarbeitet worden sind, dann plattdeutsche lustige Geschichten, die zum zweiten Bande der „Läuschen un Riemels“ den Grund legten, und endlich schon Bräsig mit seinen drastischen missingschen Briefen, zuerst in Nr. 8: „Lieber Herr Gönner! Also so aus! Wo kommt dieser Hund in die Koppel . . . Bräsig, immerirter Inspekter, wohnhaft zu Haunerwiem bei Glas Hahnenurt den 7. Mai 1855.“

Nachdem Reuter als Herausgeber die Veranlassung der Begründung seines Blattes, dessen Zweck, Inhalt und Tendenz sowie die äußeren Verhältnisse im Programm auseinandergesetzt, fährt er als Humorist fort: „So weit hätten wir denn nun dies alles überaus klug und weise eingerichtet, und während ich das Vorstehende noch einmal überlese, überschleicht mich das sehr wohlthuende Gefühl, die Schwierigkeiten eines Programms überwunden zu haben; ich brauche mich jetzt nur in den Sattel des Blattes zu schwingen und lustig in die Fluren der Belletristik hinein zu traben. Ein altes Sprichwort sagt aber: den Vogel, der des Morgens zeitig singt, frißt des Abends die Kaze. Die schwarze Sorge sitzt schon hinter meinem Sattel und flüstert mir hämisch zu: „Alter Freund, will denn aber das Publikum unterhalten sein?“ . . . Und die indirekte, verzweifelte Antwort auf diese impertinente Frage bleibt immer: „Ach, früher war's so schön leicht!“ In jenen schönen Tagen, als ich den Hamburger Korrespondenten in Quarto von der Post holen mußte, als Professor Wehnert in Parchim sein

sinniges Blatt redigierte und „Tanten Herfen“ dasselbe las, als große Leitartikel über das Teterower Storchnest geschrieben wurden und die Friedländer durch das Vermauern der Schalllöcher für die Unterhaltung des Publikums sorgten, als Pastor Reinhold und Hans Görden schrieben, — damals war's so schön leicht. In jenen schönen Tagen, als die Neuigkeiten sich bei uns noch, wie im Morgenlande, von Mund zu Mund verbreiteten, als einem Fremden in dem Wirthshause mit seinem Mantel auch die Neuigkeiten ausgezogen wurden und jeder Probenreiter von meiner lieben Vaterstadt als eine Gabe Gottes betrachtet wurde, — damals hätte ich schreiben sollen! — Leider war ich aber noch Schreibens und Lesens unfundig. — Schöne alte Zeit! . . . Sie sitzt verlassen und vergessen, von ihren Erinnerungen zehrend, und nur zuweilen, bei besonderen Gelegenheiten, bei Geburtstagen z. B., kriecht sie glückwünschend aus der Ofenecke hervor und ruft mit ihrem Geschwätz alte Geschichten und verstorbene Personen in ein nebelhaftes Dasein. Heute ist nun Geburtstag, wenn auch nur der unseres Unterhaltungsblattes, heute steht sie leibhaftig vor mir und schwätzt und verheißt mir Glück für das Neugeborene. „Ach,“ sage ich, „Alte, wenn nur nicht der eigentliche Geburtstag des Kindes auf den ersten April fiel! Denn wollte ich wohl . . . Nun, gegen dich will ich mich wenigstens dankbar beweisen, ich will deine alten Geschichten erzählen.“ — So beginnt Reuter seine Skizzen aus der alten Zeit mit Schilderung seiner Vaterstadt Stavenhagen.

Das Unterhaltungsblatt fand sein Publikum hauptsächlich und naturgemäß in Mecklenburg und Pommern; es erschien in Folioformat, ein Bogen, wöchentlich einmal und zwar zum Sonntag. Reuter hatte sich an „bekannte Freunde und freundliche Unbekannte“ mit der Bitte um rege aktive Theilnahme gewandt; erwünscht waren ihm Novellen, Erzählungen, Gedichte, Schwänke (hoch

oder platt), Anekdoten, Räthsel, auch lokale Berichte und Neuigkeiten.

Von einer Seite, von welcher er es gar nicht geahnt hatte, sollten ihm die besten poetischen Beiträge zugehen: Ferdinand Wuthenow sandte von seiner unglücklichen Frau verfaßte plattdeutsche Gedichte. Reuter, ganz überrascht, schrieb dem alten Freunde:

Lieber Bruder,

Eine nothwendige Reise hat mich verhindert, Dir sogleich meinen herzlichsten Dank für die überaus erwünschte Sendung von Gedichten abzustatten. Wie es möglich ist, daß Deine arme, beklagenswerthe Frau in ihrem Zustande gerade solche, durch Einfachheit der Empfindung und Korrektheit der Form ausgezeichnete Gedichte machen kann, ist mir ein Räthsel. Ich habe gestern Abend noch Gelegenheit gehabt, mit Deiner Kousine A . . ., die hier bei mir zum Besuch war und Dich freundlich grüßen läßt, über diesen Punkt meine Bewunderung auszusprechen. Du wirst schon in der nächsten Nummer eins der Gedichte abgedruckt finden, und habe ich dafür gesorgt, daß an Deine Frau das Blatt und zwar das ganze versandt wird. Lieb würde es mir sein, wenn dieser freundliche Anfang nicht das Ende wäre und Du mir von Zeit zu Zeit noch etwas schicken könntest. Morgen bin ich zu einem Besuche von Piper eingeladen und würde gewiß von seiner Seite einen Gruß an Dich zu bestellen haben, wenn ich statt heute erst übermorgen an Dich schriebe. Er spricht oft von Dir und mit großer Freundschaft. Also diesen Sommer würden wir uns sehen; das ist gut. Du bist der einzige, der aus der schlimmen Zeit mir noch ab und an vor Augen kommt.

Mit dem Gruße eines alten Freundes

Treptow,  
den 9. Juni 1855.

Dein  
Fritz Reuter.

Nr. 12 des Unterhaltungsblattes vom 17. Juni bringt das erste, mit A. W. unterzeichnete Lied<sup>1)</sup>:

Dubenmutter.

Dubenmutter sitt so still  
Up ehr lüttes Nest,  
Fast, as ob sei seggen will,  
Dit's mien Allerbest!  
As wenn unner ehre Flucht  
Sei dat Leiwste hölt,  
Wat sei nich vertuschen mügg  
Mit de ganze Welt.

Dubenmutter, ward de Tied  
Di denn gor nich lang?  
Segg, wat di dorför geschüht  
Un wat is dien Dank?

Kickst mi an so wunnerlich?  
Ach, du denkst gewiß:  
„Du, lütt Dümmer, weißt man nich,  
Wat 'ne Mutter is?“

Un wenn du man weiten wullst,  
Wat ik giern di lihr:  
Unse Herrgott hett Geduld  
Mit di noch vel mihr!“

Dazu im Briefkasten der Redaktion die Korrespondenz: Herrn Kr(eisrichter). W(uthenow). zu G(reifswald).: Meinen herzlichsten, vorläufigen Dank für Deine liebe Zuschrift. Dein Wunsch wird sogleich in Erfüllung gehen.

<sup>1)</sup> Hier wie späterhin ist nicht die Orthographie des Neuter-schen Unterhaltungsblattes beibehalten, sondern der Abdruck des Textes nach der zweiten, von Neuter revidierten Buchausgabe veranstaltet.

Die beiden nächsten Nummern bieten von A. W. folgende Gedichte:

An Em.

Magst mi noch lieden,	Ob sei noch hett den
Hest mi noch leiw?	Leiwlichsten Platz,
Ach, legg dien Hart doch	Ob sei noch d'rin dien
Mit in den Breis!	Allerbest Schatz.
Will mal upsluten,	Wenn ik dat seihn hew,
Wat dorin steiht,	Slut ik dat tau,
Ob noch dien Wiewing	Keiner fall weiten,
Wahnen d'rin deiht.	Wat mi givt Rauh.

Arvtenbesäuf.

Herr Kikriki, wo stolz hei sitt,  
Dor up dat Gorenhef,  
Wo schüttelt hei de rode Kron,  
Wat deit hei stur un fed!

As nieglich Rücken steken just  
De Arvten 'rut de Köpp,  
Un laten in de Zer torügg  
De lütten gelen Döpp.

Dat süht denn of Herr Kikriki,  
Un oh! dat freut em sihr,  
Denn dat sei nich sien eigen sünd,  
Dat kummert em kein Spier.

Dor is hei just so giezig nich,  
Dat hei't allein sik gönnt,  
Hei denkt an Krachfaut, siene Fru,  
De up den Hoff sik sünnt.

Drüm röpt hei: „Mutting, kumm geswin!  
Hier givt 't wat, dat smeckt säut,

In't Hafelmark is woll en Lock,  
Bruf man de flinken Fäut!

Doch bring of jo dien Kinnings mit,  
Dat kein taurügg mi bliwt!  
Du weisst woll, dat dat alle Dag  
Nich Zuckerarwten givt."

Un Krafhaut röppt: „„Kluck, kluck, kluck, kluck!““  
Dor piept dat dörch den Tun,  
En swart, en witt, en gel, en gries,  
En sprenklicht un en brun.

Un as sei all tohopen sünd,  
Flüggt of Papa heraf  
Un löppt nah sien Famili hen  
In'n lütten Zuckeldraf. —

O Buerßfru, o Buerßfru!  
Du gawst di so vel Mäuh,  
Dat heft du doch gewiß nich dahn  
Üm dit gottlose Weih.

Dor kümmt sei eben dörch de Dör,  
Will halen Peterfilg,  
Wo bläuschrig ward ehr dat Gesicht,  
As kreg se schier dat Hilg!<sup>1)</sup>

„Si Rackertüg, ji Röwervolk!  
Jug is woll nicks tau schad!  
Ja dorüm höll de schöne Saat  
Ik woll so lang tau Rad?“

Un dormit weigt sei mit de Schört,  
Dor hurrt dat all vonein,  
Herr Kikiki flog äwer'n Tun,  
As hadd hei gor nicks seihn.

---

<sup>1)</sup> Gesichtskrose.

Doch sneed sei em de Flüchten af  
Un stoppt de Löcker tau,  
Un wat von Arwten bleben was,  
Dat hadd tau waffen Rauf.

Diese Erbsenbesucher, Hahn, Henne und Küchlein, sind unübertrefflich geschildert, und die entrüstete Bäuerin, welche das räuberische Hühnervolk mit ihrer Schürze verscheucht, vervollständigt das ländliche Genrebild. Ein Illustrator würde leicht eine hübsche Zeichnung dazu entwerfen können, während ein Komponist gewiß gern das sangbare Lied „An Em“ in Musik setzt. Wie zart und innig spricht sich darin die Liebe der entfernten, kranken Dichterin zu ihrem Manne aus, mit welch' einfachen, rührenden Worten! Ein Herr aus Travemünde fühlte sich davon so angezogen, daß er eine versifizierte Antwort „An Ehr“ einschickte, wie Reuter nachmals Wuthenow mittheilte. In Nr. 18 vom 22. Juli 1855 findet sich die redaktionelle Notiz: Herrn r—e— Travemünde: Das Gedicht scheint auf Sie Eindruck gemacht zu haben; leider verbieten mir ganz besondere Umstände, Ihre Antwort aufzunehmen. Wahrscheinlich werde ich Gelegenheit haben, Ihnen in dieser Badesaison persönlich den Grund davon anzugeben. — — Das dürfte geschehen sein, denn Reuter hielt sich während des Augustmonats im Seebade Volkenhagen auf; von dort aber nach Travemünde ist nur ein Kagensprung.

Inzwischen war Kreisrichter Wuthenow in Greifswald zum Kreisgerichtsrath daselbst befördert worden. „Wem Gott ein Amt giebt, dem giebt er auch Verstand, und wen er im Amt avancieren läßt, den läßt er auch im Verstand avancieren,“ kalkulierte Reuter; „ergo wird mein alter Freund in juristischen Dingen noch besser Bescheid wissen, als schon vordem, und ich will ihm doch auf den Zahn fühlen. Diese Sortimenter! lassen sich „Läuschen un Niemeß“,

„Zulklapp“ und „Reiß nah Bellingen“ à condition kommen, setzen Exemplare flott ab, doch — betahlen? hett sik wat! Geld brauch' ich und kann ich verlangen, för wat hört wat. Schickt mir da ein Stettiner statt dessen — was zu essen: Wurst und Spicaal; naturalia non sunt turpia. Doch der Greißwalder bleibt einfach schuldig und entsagt sich, wie ich höre; will mal an Wuthenow schreiben, der muß Rath schaffen, wozu hat hochpreußliche Regierung ihn zum Kreisgerichtsrath gemacht? Item:

Lieber Bruder,

Diesmal komme ich mit Weh und Ach, mit einem Schrei um Hülfe zu Dir, wenigstens um Aufschluß und obligaten Rath.

Der Buchhändler H. . . in Greißwald soll gestorben sein und zwar, wie mir die Nachricht wird, in desolaten Umständen. Er schuldigt mir für „Läufchen un Kiemels“ und „Zulklapp“ 23 Thlr. 24 $\frac{1}{2}$  Sgr., die er in einem mir augenblicklich nicht zur Hand liegenden Schreiben ausdrücklich anerkannt hat. Ferner habe ich an ihn abgesandt 25 Exemplare „Reiß nah Bellingen“ 1.—4. Heft, für welche er mir nach Abzug seiner 25% Rabatt ebenfalls 25 Thlr. schuldigt, also erhalte ich von ihm in Summa 48 Thlr. 24 $\frac{1}{2}$  Sgr. Ich weiß nun nicht, ob Du Richter in loco oder für das Land bist, ob Du speciell mit dieser Sache zu thun hast oder nicht, ob es gegen Deine richterlichen Pflichten verstößt, wenn Du Dich meiner annimmst, da ich auch nicht den leisesten Verstand von dergleichen Angelegenheiten besitze. Solltest Du also mir nicht selbst direkt zur Erlangung meiner Forderung behülflich sein können, so gieb mir guten Rath, theile mir mit, ob überhaupt dort noch etwas zu holen ist, und wenn, bei wem ich mich dort zu melden habe.

Kann ich vielleicht die unverkauften Exemplare von „Reiß nah Bellingen“, da ich dieselben bei ihm in Kommission gegeben habe, wieder zurückverlangen?

Ich schreibe diesen Brief von Bad Voltenhagen bei Wismar, wohin ich meine Frau, die kränklich ist, begleitet habe; halte mich hier noch acht Tage auf und werde dann in langsamen Tagereisen mich allmählich wieder nach Treptow hinverfügen, so daß ich in vierzehn Tagen dort eintreffen werde. Wenn Du also die Güte haben willst, mir auf meine Anfrage und Bitte Antwort zukommen zu lassen, so adressiere Deinen Brief nach vorliegenden Ortsbestimmungen.

Meinen freundlichen Gruß und mein herzliches Bedauern, daß ich Dich nicht in den Hundstagen zu Teßleben gesprochen habe, wo Du nach einem früheren Briefe zu treffen gewesen bist. Lebe wohl!

Bad Voltenhagen bei Wismar,  
den 27. August 1855.

Dein  
Fritz Reuter.

Nach bestem Wissen ertheilte Wuthenow seinen Rath und schickte zugleich eine neue Folge von Gedichten seiner Gattin. Reuter antwortete darauf:

Lieber Bruder,

Habe freundlichen Dank für Deinen freundlichen Rath und für Deine sehr erwünschte Zusendung. Daß Deine gute Frau die Blätter, und zwar alle, nicht erhalten hat, ist wahrlich nicht meine Schuld, sondern Schuld des Verlegers, der mich wiederholentlich versichert hat, die Angelegenheit sei besorgt; und da ich nicht am Druck- und Expeditionsorte wohne, so mußte ich mich auf sein Wort verlassen. Nun wird es sicher geschehen sein. Für Dich, dem es gewiß auch Freude machen wird, die Poesien Deiner armen Frau wie Perlen unter Kiesel verstreuet zu lesen, sende ich ein vollständiges Exemplar des ersten Quartals, das zweite ist noch nicht vollständig geschlossen, also noch nicht geheftet.

Interessant mag es für Dich sein, daß ein gewisser Sekretär Schliemann aus Travemünde, von der Lieblichkeit und Zartheit des Gedichtes „An Em“ ergriffen, mir eine

Antwort darauf „An Ehr“ zugesandt hat, dem ich jedoch in Rücksicht des aufgeregten Zustandes Deiner armen Ailvme die Aufnahme verweigern zu müssen glaubte. Zugleich melde ich, daß alle Gedichte außerordentlich gefallen haben, und bemerke dabei, daß diese einfache Art zu denken und zu dichten, wie dieselbe für mich ein Räthsel ist, gewiß einen beruhigenden und wohlthuedenden Einfluß auf die Gesundheit der Dichterin üben wird.

In Anbetracht der neuen Sendung erlaubst Du mir gewiß eine Bemerkung, die sich nur auf die Dekonomie des Blattes bezieht: für ein wöchentlich einen Bogen stark erscheinendes Blatt sind einige Gedichte zu lang, sie würden zu viel Papier wegnehmen, und abbrechen lassen sich lyrische Gedichte schlecht, sie müssen im Zuge der Empfindung fortgelesen werden. Wenn Du also im Stande wärst, mir kleinere dieser liebenswürdigen Poesien zu verschaffen, so würdest Du mich sehr verpflichten. Auf das Lustspiel bin ich sehr neugierig, zumal schon seit geraumer Zeit der Anfang eines solchen Versuches in meinem Pulte liegt. Gib Deiner lieben Frau den freundlichen Rath, sie möge in demselben Hochdeutsch und Plattdeutsch anwenden, wenn die Personen sich dazu eignen, die Abwechslung dieser beiden Idiome bringt zuweilen sehr drastische Wirkungen hervor<sup>1)</sup> . . . .

Deinen alten Pastor habe ich noch nicht gesehen. Die A . . . grüßt herzlich wieder.

Mit freundlichem Grusse

Treptom,  
den 28. September 1855.

Dein  
Fritz Reuter.

Die zweite Folge des Unterhaltungsblattes werde ich Dir ebenfalls übersenden, Du wirst ein Stück Festungsleben

---

<sup>1)</sup> Siehe mein Geschichtswerk „Die plattdeutsche Komödie im 19. Jahrhundert“ (Berlin 1884).

darin finden und vielleicht Deine beiden Freunde Bogler und Schulze (Kapitän) darin wieder finden. —

Das hier erwähnte Lustspiel von Alwine Wuthenow ist unvollendet geblieben und verloren gegangen. Die Tochter Hermine theilte mir nach sorgfältigem Durchforschen aller Papiere (unter denen sich leider auch die paar von Reuter direkt an die Dichterin gerichteten Briefe nicht mehr vorfinden) mit: „Ich habe keine Spur des Lustspieles gefunden. Aus meiner frühesten Kinderzeit aber erinnere ich mich, daß meine älteren Geschwister am heiligen Abend lustige kleine Aufführungen zu Stande gebracht haben: kindliche Komödien, die Mama ihnen gesandt hatte; auch mein Vater erwähnt solche Weihnachtsspiele in einem seiner Briefe.“ — Unter Reuters eigenem dramatischen Versuche haben wir seinen Dreiakter „Onkel Jakob und Onkel Jochen“ zu verstehen. Das Stück „Festungsleben“ betitelt sich „Eine heitere Episode aus trauriger Zeit“ und behandelt hochdeutsch die Graudenzer Haft (Unterhaltungsblatt Nr. 13—29), worin Charles douze seinem Kopernikus und Kapitän die Hauptrollen zuweist; lehrreich für die Beurtheilung des werdenden und gereiften Schriftstellers ist eine Vergleichung mit dem betreffenden Abschnitt in „Ut mine Festungstid“.

Aus den neuen Poesien von A. W. wählte Reuter die kürzeren; sie kamen ihm zur Eröffnung des zweiten Halbjahres seines Blattes sehr zu paß. Denn obwohl er an eingeschickten Gedichten Ueberfluß litt, erschienen ihm doch die wenigsten zur Aufnahme geeignet. Auf seiner Sommerreise, von der er Mitte September 1855 nach Treptow zurückkehrte, hatte er Bekanntschaften angeknüpft und erneuert, um für sein Unternehmen die Mitwirkung von Personen aus verschiedenen Gegenden und Lebensstellungen zu gewinnen, namentlich zur Mittheilung beachtenswerther und unterhaltender Neuigkeiten. Statt der vielen Gedichte hat er um

Arbeiten in Prosa. „Gedichte — und auch von den besten gilt es — sind gewöhnlich zu subjektiv, als daß sie in einem größeren Kreise interessieren, sollte uns aber ein kräftiges, von poetischer Originalität übersprudelndes Gedicht zugefandt werden, so versprechen wir dasselbe von einem Lorbeerkränze umgeben unserem Inhalt voran drucken zu lassen,“ so lautet die Erklärung der Redaktion beim Eintritt ins dritte Quartal am 20. September. Dieser Ehre wurde jedoch niemals ein poetischer Beitrag für würdig erachtet, auch nicht aus dem Cyklus von A. W., trotzdem solche Auszeichnung gleich ihr erstes Lied in Nr. 27 vom 30. September wohl verdient hätte:

### Mien Moderspraak.

Ik kann't nich hochdütsch seggen,	Dor paßt nu mal kein anner,
Wat mi in'n Bussen sitt; Dat is man halwes Snacken, Dat Best will doch nich mit.	As ehr oll true Lut, De, as mien Athen, liesing Geit mit em in un ut.
Dat bliwt mi ümmer sitten Deip unner up den Grund, Un kümmt't of halw tau Höchten, So smölt't mi in de Mund.	Ne, von dat hochdütsch Wesen, Dor seggt mi gor nicks vör! Ik bliew dorin doch ümmer Man as en dämlich Gör.
De Rätzkarn <sup>1)</sup> paßt nich anners,	Fäul mi in'n Buck spannt ümmer,
As in sien eigen Schell; De Plaz, dorin hei wussen, Dat is sien richtig Stell.	Drüm teih ik't an unnod, Doch dit 's mien Arbeitskittel, Mien Husrock, so kommod.
So will des' Sprak of wassen So vull in miene Bost, As Rätzkarn säut un leiflich, Mien Vieu= un Seelentost.	Wat ik dorin dau seggen, Dat hett All Hand un Faut, Un klingt dat of wat knullig, So is't of just so gaud.

<sup>1)</sup> Ruzkern.

Ik gah in ehr so düchtig, As stünn mi sünst nicks an, Fäul mi in ehr so säfer, En hel' un ganzen Mann.	Mi is't as künn mien Herrgott Mi beter denn verstahn, As würd mien Bidd so neger Em an dat Hart 'ran gahn.
Mag gliest sin, ob't „Lieb Vater,“	Un wenn't in mienen Würden <sup>1)</sup>
Ob't „leime Vader“ segg, Doch klingt dat leht mi säuter,	Den Herrn willkamen bün, Denn kann't Jug recht of wesen
As sünn't ihr sienen Weg.	Un Jug of gaud naug sin.

Naiver und herzlicher ist das Lob der plattdeutschen Muttersprache nie erklungen.

In der redaktionellen Korrespondenz von Nr. 28, worin alle Freunde, die Zusendungen gemacht, um Entschuldigung für ein längeres Schweigen gebeten werden, „eine längere Reise und darauf folgende Störungen mancherlei Art mögen uns dabei zur Seite stehen,“ heißt es speziell für Wuthenow: Nr. W.-G.: Du wirfst meinen Brief schon in Händen haben, darum hier nur noch einen herzlichen Dank! — Der mitgetheilte Brief vom 28. September ist gemeint. Dieselbe Nummer bringt wieder ein Lied von A. W.:

#### Tau Hus.

Dat reis't sik dörch't Leben so licht nich förtwohr:  
Geduld fall man lihren, un dat is so swor;  
Dor geit denn de Seel gewaltig tau Kihr,  
Un in de oll Harbarg geföllt' ehr nich mihr.

Ein is grad as Handwarfsburs hier in de Frömm,  
Un kann't doch so god as tau Hus denn nich hemm'n;  
Un Kräpelwarf<sup>2)</sup> givt dat ball hier un ball dor,  
En lustiges Wannerled, ach, dat ward vor!

1) Worten. 2) Krüppelwerk.

Dwors reisen weck Lüüd in de Kutsch, stats tau Fot,  
Sünd de äwerst of ganz ahn Sorg un ahn Nod?  
Ach, ne doch; de können nich sachter drüm rauhn,  
De maht ehr Geschirr noch vel miehre tau dauhn.

Un denken recht düchtig sei vörwärts tau kam'n,  
Denn ward gliest dat Handpied sien Achterfot lahm;  
De Ein, de will vörwärts, de Anner verdwas:  
Mi wunnert, dat oft nich brecht Diestel un Aß.

So wrägelt dat Fuhrwarf, dat't Einen tau Last.  
Ein schüfft mit de Kor all Näs' lang sit fast;  
Ball sitt 'en in'n Drögen, ball is 'en so natt,  
Un Jeder frigt endlich dat Reisen vull satt.

Drüm kümmt denn de Dod un seggt: „St spann an!“  
Denn segg ik: „Wo giern, o, wo giern, leiwerr Mann!  
Dat geit woll nah'n Heben äwer Männing un Stiern,  
Un geit't nah leiw Bader: o, wo giern, o, wo giern!“

Nicht von ihrem eigenen schweren Lebenswege singt die Dichterin, die in eine Heilanstalt gebrachte, fern vom trauten Heim weilende Frau, sondern allgemein von dem ihrer Mitmenschen; aber persönlich aus frommem, tiefen Herzen kommt ihr der Wunsch nach „tau Hus“, die Sehnsucht nach dem Himmel. — —

In der nächsten Nummer vom 14. Oktober lesen wir im Briefkasten: „So bald ich von einer nothwendigen Reise zurückgekehrt bin, kannst Du auf umständlichere Antwort rechnen.“ Friß Reuter war nämlich bereits seit 1853 Stadtverordneter der altpreussischen Stadt Treptow, nun auch durch das Vertrauen seiner Mitbürger als Wahlmann zum preussischen Abgeordnetenhaus thätig und als solcher nach Uckermünde geschickt, um dort für den Grafen Schwerin einzutreten. Aus diesem Faktum sieht man so recht deutlich den Gang der Weltgeschichte — im Kleinen! Reuter, der

zum Beil verurtheilte „Königsmörder“, der preußische Festungsgefangene, Reuter, der feierlichst „Urphebe“ hatte schwören müssen, keinen Fuß je wieder auf preußisch Gebiet zu setzen, — und anjeho preußischer Unterthan, Bürger, Stadtrath, Deputirter! — Seinem Freunde Reinhard hat er eine zwischen Ernst und Scherz balancierende Beschreibung der Wahlmanöver gemacht, welche im Unterhaltungsblatt und dann separat als Flugschrift erschien. — Bald darauf erhielt Wuthenow von ihm die folgenden Zeilen:

Lieber Bruder,

Herzlichen Dank für Deine Freundlichkeit und glaube mir, daß ich meine Zusage nicht vergessen habe. Mein Verleger ist leider etwas nachlässig; er versprach mir, das zweite Quartal ebenso heften zu lassen, wie das erste und mir dann zwei Exemplare zuzusenden, nun hat er sich besonnen und will das zweite und dritte zusammen heften lassen; ich sende Dir daher die bis gestern herausgekommenen Nummern des Blattes von Nr. 14 an, leider bemerke ich aber bei der genaueren Durchsicht, daß Nr. 17 und Nr. 33 fehlen. Was in Nr. 17 steht, weiß ich nicht mehr, in Nr. 33 ist der Schluß meiner Wahlreise nach Ufermünde enthalten und würdest Du denselben leicht in der kleinen Broschüre „Wie der Graf Schwerin schwer in die Kammer kam“ aus der Otte'schen Buchhandlung<sup>1)</sup> für drei Sgr. nachlesen können; ich würde dieselbe Dir gleichfalls geschickt haben, wenn ich nur ein einziges Exemplar besäße. Das Ding hat hier ein gewisses Aufsehen gemacht, und in Ufermünde hat man ihm die Ehre angethan, es mit Beschlagnahme zu belegen.

In der letzten Nr. wirst Du ein Gedicht von Deiner guten Frau finden, ein Beweis, daß ich nicht in meinen

---

<sup>1)</sup> Sortiment in Greifswald; verlegt war die Broschüre von Lignau in Neubrandenburg.

Ansichten über die Vortrefflichkeit der Gedichte anderen Sinnes geworden bin.

Pipers habe ich neulich alle auf einem Konzert gesprochen; sie sind wohl. Dasselbe gilt von der A... und den ihrigen, sie war gestern Abend hier bei uns zum Besuch.

Entschuldige meinen flüchtigen und kurzen Brief; ich muß nach Thalberg hinaus und meine Frau wartet. Mit freundlichem Grusse

Treptow,  
den 3. December 1855.

Dein  
Fritz Reuter.

Hinaus nach Thalberg, dem nur  $\frac{1}{4}$  Meile von Treptow entfernten Gute seines besten Freundes Fritz Peters, spazierte das Reuter'sche Ehepaar nach des Tages Last und Mühe fast allabendlich bei schönem Wetter, selbst zur Winterszeit bei klaren Nächten und gefrorenem Schnee.

Das in Nr. 36 vom 2. December enthaltene Gedicht von A. W. lautet:

Hei meint dat gaud.

Ik segg tauwielen: Leiwert Gott,  
Nu is't woll ganz vörbi!  
Mien Bader, de dor haben is,  
De denkt nich mihr an mi.

Un kiek hei noch tauwielen dal,  
Süht hei so böß mi an  
Un deit so hastig un so krus,  
Recht as en slimmen Mann.

Mi dücht, dat eine scharpe Rod  
Hei nam in siene Händ,  
As wenn hei mit ehr führen wull  
En gruglich Regiment.

Dor geit denn woll en Süfzen los,  
En Weinen of woll schier,  
Wiel Ein sik inbildt't, dat von Leitw  
Bi em nicks bleben wier.

Doch markt 'en, wenn 'en sik besinnt,  
Dat 't Best just haben bliwt,  
Un dat 't mit't Wassen gor nich geit,  
Wenn't nich mal Regen giwt.

De Minsch in uns, de swacke Kiem,  
De bliwt süs gor tau lütt,  
Un wenn du em in Tucht nich nimmst,  
Ward hei sien Dag' nicks nütt.

Un mit den leitwen Sünneschien,  
Dor geit 't nich up de Läng',  
Un wenn du ünmer fründlich büst,  
Slahn wi di ut de Sträng'.

Drüm kloppst du up de Finger uns,  
Dormit wi in uns gahn,  
As vördem hi uns in de Schaul  
Hett de Percepter dahn.

Denn kieft en glieksten mal tau Höcht,  
Ward of en Beten rod  
Un lihrt noch eins so iewrig tau,  
Un denn is't wedder god.

Drüm wenn du dat för nödig finnst,  
Slah mi man ünmerhen,  
Doch help mi denken, dat dorbi  
Ik di „leitw Bader“ nenn.

Un füll dat of recht weih eins dauhn,  
So maß mi frischen Maud,

Dormit ik tau mi sülfwen sprek:  
Nu meint't de Du recht gaud.

Vertrauen, Hingebung, Gehorsam eines Kindes zum Vater, eines Christen zu Gott — läßt es sich schöner, schlichter aussprechen? Wer seinen Sohn lieb hat, der züchtigt ihn; aber die Hand, die noch eben die Ruthe gehalten, legt sich auch segnend auf das Haupt des Geschlagenen, — ach, wie viel besser stände es in der Welt, wenn dem nachgelebt würde und die Hand, die Wunden schlägt, auch Wunden heilt! Herr, strafe mich, wenn Du es für nöthig findest, aber zeig' auch wieder ein gnädig Angesicht und gieb mir neue Kraft und frischen Muth, auf daß ich fühle, wie gut Du's meinst, darum bittet die Dichterin. Ja, sie kennt ihr Herz, das Menschenherz, und die Liebe des Vaters im Himmel. — Doch nicht nur das „Schau in dich“ hat sie, die fromme Predigerstochter, von Jugend auf gelernt, sondern auch das „Schau um dich“; auf dem Dorfe und dann in einer kleinen Landstadt aufgewachsen, erschien ihr das Thierleben lehrreich. Sie beobachtet die Schafe und Gänse auf der Wiese, die Tauben im Schlag, die Enten im Wasser, die Singvögel im Walde, Käzchen hinterm Ofen und zumal das Hühnervolk auf dem Hofe. Hierher gehören zwei reizende Gedichte aus Nr. 38 und 40.

### Bägel in'n Winter.

Piepvägel in'n Snei,  
Daun Böttings nich weih?  
So dünn is dien Jack  
Un so lustig dien Snack,  
Befrierst jo woll schier?  
Du jammerst mi sühr!  
D nich doch! o nich doch!  
Dat geit noch, dat geit noch!

Ward't Weber of slichter,  
Ward't Röchchen jo dichter!  
Gew 'n prächtigen Snieder,  
De helpt mi woll wieder.

Kennst em nich? wide witt, witt, wide witt, witt?  
Grot is sien Warfstäd un god is sien Snitt.

Makt nüdliche Saken,  
Lat giern bi em maken.  
Kief mi un mien Wilm!  
Dat paßt all von sülm.  
Doch ik bün schlau,  
Borg ümmertau,  
Dat Betahlen hett Rauh.

### Sparlings bi de Schün.

Kumm flink doch, leiw Bräuding! Du beist mi jo dur'n,  
De Schündör is apen, sei döschchen hüt Kurn,  
Dor föllt woll en Beten för uns of bitau;  
Sei warden't jo nemen nich all tau genau.

Hier buten is leider de Mahltied nu ror,  
Witt is woll de Disch dect, doch't Eten nich dor.  
Hängt of 'ne Hahnbutt noch towielen an'n Durn,  
Dat Best is doch heidi, kannst lang dorup lur'n.

Js gaud, dat de Minschen wat uphegt noch hemm'n,  
Un dat man sik mal dörch so'n Schünriß kann klemm'n;  
Sei mägen uns of noch en Häpping hüt gün'n;  
Uns ganz tau verstöten, dat wier doch man Sünm.

Sünd w' of nich vel nüz, wenn de Annern all furt,  
So snacken wi of doch recht nüdlich en Wurt  
Un piepen un hüppen un burren tau Höcht,  
Denn süht doch de Welt of, dat wat sik noch rögt.

Man blot mit dat Upheg'n, dat daun w' nich verstahn —  
Leiw Bader, de meint, dat würd liekerst woll gahn,  
Hei würd of in'n Winter woll führen de Rod,  
Un gew hei den Dag uns, so gew hei of Brod.

Un sühst du, hüt höllt hei all wedder uns Wurt,  
Kum is dat man Morgen, dor's apen de Purt,  
Dor röppt hei uns: „Et't man, so vel jug geföllt,  
Ik gew't jo ümsünsten, verlang jo kein Geld.“

Un kiekt, sei steiht apen, de prächtige Schön!  
Kamt, Kinnings un Nahtwers, mit Hüün un Perdün!  
Wo klingt Ein dat Klappern so schön in de Uhr'n!  
Heranner, wer mit will, sei döschen hüt Kurn!

Aber während der arme Spaß daheim geblieben und dankbar ist, wenn er für sich und die Seinen Nahrung findet, zog die Schwalbe fort:

Kümmt de olle Hartwt heren —  
Dat's de Treckeltied<sup>1)</sup> —  
Dor halt Athen Ein so hoch,  
Wiel de Vost so wied.

Is dat doch, as künn Ein nich  
Länger ruhig stahn,  
As müßt mit de Bagellüd  
Ein up Reisen gahn.

Süh, dor sett 'ne lütte Swälf<sup>2)</sup>  
Sik vör't Fenster hen,  
Kiekt mi so tautruslich an,  
As wenn s' lang' mi kenn.

Büßt villicht en ollen Fründ?  
Jung mal mit mi west?

---

<sup>1)</sup> Ziehzeit. <sup>2)</sup> Schwalbe.

Will eins seihn, du nahrsche Jung,  
Wat tau seggen heft.

Meinst woll, mit dat Trurigfin  
Segst du't gor nich in,  
Wiel Ein up 'ne beter Stell  
Of wat Beters füm.

Röppst: En Wannerbagel bün't,  
Äwer du jo ok! —  
Dorüm snür den Känzel fien  
Un lang' nah den Stoc!

Ball naug geht de Sommer hen;  
Zhr du 't di verfühst,  
Is de Treckeltied ok dor,  
Wo du vörwärts tühst.

Äwer kannst di freu'n dortau,  
As gew't Hochtiedswien,  
Kümmt in't Land vull Frühjorsluft  
Un vull Sünnenschien.

Markst du, dat de Metten<sup>1)</sup> teihn,  
Süh, denn denk an mi,  
Un denn reiß' so licht as ik.  
Nu Adjü! Adjü!

„Hartstled“ betiteln sich diese gemüthvollen Verse, mit denen die Verfasserin der Abschied nehmenden Schwalbe ihre Wünsche auf die Wanderschaft giebt. Das Gedicht steht in der ersten Nummer des Reuter'schen Unterhaltungsblattes vom Jahre 1856; ein anderes und leider auch das letzte, in Nr. 6, lautet ebenso kurz wie rührend:

---

1) Die Sommerfäden.

Dat Kind sien Nachtgebed.

Ik bün so mäud un sleprig,  
De Dgen gahn mi tau —  
Kann kum de Hän'n noch folgen<sup>1)</sup>,  
Weit nich, wat'k beden dau —

Mügg't leiven Gott blot seggen,  
Dat giern ik orig wier,  
Un dat hei leiw mügg't hebben  
Mi immer doch recht fih'r! —

Un dat ik nu woll sachten  
In sienen Schoot mügg't rauhn —  
Dat Anner segg't di morren;  
Leiw Gott, du wardst't woll daun!

Damit hatte die Mitarbeiterschaft von A. W. ihr Ende und nicht viel später, Ostern 1856, auch die Herausgeber-  
schaft Reuters, aber glücklicherweise nur in Bezug auf das  
Unterhaltungsblatt. Reuter vertauschte damals seinen Wohn-  
ort Treptow mit Neubrandenburg.

Wuthenow, ohne Ahnung von diesen Veränderungen,  
schickte ihm das erste Heft des „Wörterbuch der niederdeutschen  
Sprache älterer und neuerer Zeit verfaßt von D. Johann  
Gottfried Ludwig Kosgarten“ im Auftrage von C. A.  
Kochs Verlagshandlung (Theodor Kunike) in Greifswald.  
Reuter bedankte sich folgendermaßen:

Lieber Bruder,

Der Zufall wollte, daß Dein Brief mit dem Päckete  
mich gerade an dem Orte traf, wohin Du ihn adressiert  
hatteest, und wo er mich rechtlicher Weise nicht mehr treffen  
müßte, nämlich in Treptow, von wo ich schon seit Ostern  
nach Neubrandenburg, meinem jetzigen Wohnorte, aus-

<sup>1)</sup> falten.

gewandert bin. Mir ward aber dadurch Gelegenheit, an die Verwandten Deiner Frau Deine Grüße zu bestellen, denn ich war mit Piper und der Doktorin A . . . , die sich sehr wohl befinden, zusammen. — Dein Brief hat mich sehr gefreut, nur hätte ich gewünscht, daß er weniger in Hieroglyphen geschrieben wäre, mit welcher Bezeichnung ich nicht sowohl die einzelnen Buchstaben meine, als vielmehr die Dunkelheit des Ausdrucks. Habe ich die Zusendung als Geschenk zu betrachten? Habe ich die erste Lieferung als Geschenk zu betrachten oder auch die darauf folgenden? Dann wird dies Geschenk aber wohl zu bedeutend, und Herr Kunike gegenüber würde es mich in Verlegenheit setzen, zumal ich demselben nur wenig bei der Verbreitung des Buches nützen kann. Schreibe mir doch darüber, oder besser, ich werde in das beifolgende Packet gleich für den Fall einer so freundlichen Absicht ein Schreiben an den Herrn Kunike legen, sowie auch eins an Otte, welche Du dann wohl die Güte hast zu besorgen. — Wenn Du einmal wieder schreibst, so erkundige Dich doch einmal bei Justiz-Kommissar Lenz, wie es mit meiner Forderung an § . . . steht. — Ich sende Dir hier noch ein paar vollständige erste Jahrgänge des jetzt seelig entschlafenen Unterhaltungsblattes, eins für Dich, eins für Herrn Kunike, und ferner zwei Exemplare der „Reis' nah Belligen“, von denen Du auch wohl eins an Herrn Kunike abgiebst.

Was mich persönlich angeht, so bin ich gesund und finde mich an meinem neuen Wohnorte ganz wohl. Vielleicht interessiert es Dich zu erfahren, daß man mich zum Mitgliede des „niederländsch Taal en Letterkundig Kongres“ ernannt hat, die erste litterarische Auszeichnung, die mir zu Theil geworden, daß man mich ferner zum 15. August nach Antwerpen eingeladen hat, daß man aber leider es rein veräuht hat, mir Reisegeld dazu einzusenden, ich also, der

ich auch bedeutend an der Geldbeutel-Schwindsucht leide, dieser Einladung nicht Folge leisten kann.

Die Redaktion des Unterhaltungsblattes habe ich seit Ostern eingestellt und beschäftige mich jetzt wieder mit der freien Schriftstellerei. Ein kleiner landwirthschaftlicher Aufsatz ist fertig und ein dreiaktiges Lustspiel<sup>1)</sup> im Broillon. Beides natürlich nicht plattdeutsch, obgleich im letzteren dennoch etwas Plattdeutsch mit unterläuft.

Viele herzliche Grüße an Dich, lieber alter Freund, und wenn es Deiner guten Frau Vergnügen machen sollte, auch an sie mit dem ernstlichsten Dank für ihre Zusendungen; auf mein Wort, es waren die besten Sachen, die im Unterhaltungsblatt gestanden haben.

Lebe wohl!

Neubrandenburg,  
den 3. Juli 1856.

Dein  
Fritz Reuter.

Die Frage und Erklärung: „Habe ich die erste Lieferung als Geschenk zu betrachten oder auch die darauf folgenden? Dann wird dies Geschenk aber wohl zu bedeutend“ zeigen einerseits Reuters bescheidenen Sinn, andererseits die Wahrheit des alten plattdeutschen Sprichwortes: „Sorg' nich för ungeleggte Eier.“ Kosgartens Wörterbuch, das sich über die niederdeutsche Sprache vom dreizehnten Jahrhundert bis zur Gegenwart erstreckt, unter Benutzung der Rechtsbücher, Geschichtswerke, Kirchenschriften, Dichtungen, Glossarien u. s. w., war ursprünglich auf sechs Lieferungen zu 22 bis 23 Bogen berechnet. Unter „Bezeichnung einiger im Wörterbuche angeführter Quellen“ findet man: Reuter, Lüsschen, Anklam 1854 und Reise, Treptow 1854. Das erste Heft erschien 1856, das zweite erst 1859 mit der Umschlag-Notiz: „Die Hindernisse, welche das Erscheinen dieser Lieferung bisher verzögerten, sind gehoben und wird eine schnellere

1) Der erste April 1856, oder Onkel Jakob und Onkel Jochen.

Aufeinanderfolge stattfinden.“ Fritj Reuter dankte für die Zusendung nicht nur dem Verleger, sondern auch dem Verfasser. Letzterer lag leider auf dem Krankenlager und starb bald nachher. Wir lesen zwar auf dem Titelblatte des dritten, 1860 ausgegebenen Heftes: „Durch das jüngst erfolgte Hinscheiden des Autors wird das Erscheinen dieses Wörterbuches nicht unterbrochen; es sind vielmehr schon Schritte zur ungehinderten Ausgabe des Werkes im Sinne des Verewigten gethan. Das Material des vollständigen Werkes liegt uns geordnet vor.“ Dessen ungeachtet ward kein Heft mehr veröffentlicht; die verdienstliche Arbeit reicht im Druck nur bis „angetoget“. <sup>1)</sup>

Inzwischen war Fritj Reuters Name schon weit über die mecklenburg-vorpommerische Grenze gedrungen, bis nach

---

1) Dr. Theodor Bhl in Greifswald schreibt mir das Nähere: „In Kossegartens großem Arbeitszimmer standen mehrere Tische mit Foliobogen für jeden Buchstaben geordnet, auf denen er seine Eintragungen machte; ich war zugegen, als er schrieb „swart, hängt vielleicht mit sardus zusammen.“ Dies Wörterbuch ist von der Wittve, nachdem es nach Buchstaben in verschiedene Theile gesondert war und vom Buchbinder gebunden wurde, der hiesigen Universitäts-Bibliothek geschenkt. Ich habe es früher oft benutzt und jedesmal das gefunden, was ich suchte. Dieses handschriftliche Wörterbuch betrachtete Kossegarten jedoch nur als Grundlage. Ausführlicher bearbeitet hatte er nur den Buchstaben A bis angetoget. Zwei Lieferungen erlebte er noch, die dritte erschien nach seinem Tode. Er war seit 1859, seit einem leichten Schlaganfall, arbeitsunfähig, sonst hätte er wohl (er war 68 Jahr) noch mehrere Buchstaben ausführlicher bearbeitet und publiciert. — Frau Professor Kossegarten theilte mir mit, daß ihr Mann Reuters Schriften sehr geschätzt habe, doch hat sie Briefe von Reuter nicht gesehen. — Jedenfalls sind die Briefe und Beziehungen Reuters an Kossegarten nicht von Bedeutung gewesen.“ — Kossegartens gesammter Nachlaß ging an die Greifswalder Universitäts-Bibliothek, darunter auch viele Briefe. Doch manche aus der umfangreichen Korrespondenz verschenkte ein nun auch verstorbener Sohn Kossegartens, wie Professor M. Reifferscheid mir meldet: „Die Briefe Reuters werden daher auch verstreut sein. Jedenfalls sind mir in dem, was die Bibliothek besitzt, keine entgegengetreten.“ Dazu bemerkte ich, daß Reuter mindestens zweimal an Kossegarten geschrieben hat.

Belgien — ob durch den die Neugier reizenden Titel „De Reiz' nah Bellingen“ oder durch das Interesse der vlämischen Kreise für die stammverwandte niederdeutsche Muttersprache, lasse ich unentschieden —; kurzum, in Antwerpen sollte am 15. und 16. August 1856 der fünfte niederländische Sprach- und Litteratur-Kongreß abgehalten werden. Reuter mußte die Einladung ablehnen, aus Geldbeutel-Schwindsucht, wie er seinem Freunde Wuthenow treuherzig-humoristisch anvertraut. Sein — unter gleichzeitiger Uebersendung seiner Werke abgeschickter — Dankbrief scheint verloren; über den Inhalt geben Andeutungen „Handelingen van het vijfde Nederlandsch Taal-en Letterkundig Congress“, wo S. 86 die eingelaufenen Zuschriften skizzirt werden: De heer Fritz Reuter (Neubrandenburg) hoopt, dat het Nederduitsch zich ook uitbreide over Nord-Duitschland.<sup>1)</sup> —

<sup>1)</sup> Der Verlust dieses Briefes ist nicht genug zu bedauern, denn gern vernähme man ausführlicher Reuters Hoffnungen und Ansichten über einen so wichtigen Punkt. Ich ließ mir keine Mühe verdrießen, dem Schreiben auf die Spur zu kommen, und ich will hier an diesem Beispiel zeigen, welche Schwierigkeit die Auffindung meiner Reuteriana oft verursacht hat, wie ernst ich die Sache genommen habe, und wie dennoch viel, sehr viel verschwunden war und blieb. Ich verfolgte die Fährte, ich stand bereits, wie der Engländer sagt, on the threshold of a discovery — und plötzlich erschollen die Rufe: verloren, verbrannt, verframt, verkauft, verschenkt! Hörte ich einen der drei letzteren, so hoffte ich noch und setzte die Nachforschungen fort, bald mit Glück, bald ohne Ergebnis. Briefe, Dichtungen, Bilder u. s. w. waren schon von der dritten in die vierte Hand übergegangen und wohin zuletzt? das konnte niemand sagen. — In Antwerpen auf der Stadtbibliothek glaubte ich nun jenen Reuterbrief bestimmt vorzufinden, da die von Reuter geschenkten Werke als vom Kongreß dorthin abgeliefert (door het Congress ter Stedelyke Bibliothek in bewaring gegeven) im gedruckten Katalog verzeichnet sind. Ja, da standen opera Reuteriana, da waren auch die Akten und Papiere aller möglichen früheren und späteren Sprach- und Kunst-Kongresse, allein die gewünschten von 1856 — fehlten! Wer war damals Bibliothekar? — Mertens — todt! Wo steckt sein Nachlaß? Beim Schwiegerjohn, Professor van Becrs. Derselbe konnte mir nicht direkt dienen, aber gab mir

Die Gedichte von A. W. waren „die besten Sachen, die im Unterhaltungsblatt gestanden“, hatte Reuter „auf sein Wort“ versichert. Kann es da Wunder nehmen, wenn die Urheberin dieser in lichteilen und qualfreien Stunden

einen anderen, an Mertens persönlich gerichteten Brief Reuters. — Wer publicierte den Bericht (Handelingen)? — Van der Voort — auch gestorben! — Sein Bruder erklärte, dessen litterarische Schätze und Bücher seien zu Brüssel verauktioniert, doch nicht en bloc. Die dortige königl. Bibliothek war nicht Käuferin. — Wie hießen die Kongresspräsidenten? Professor Heremans in Gent (+), Professor de Bries in Leiden, Archivar Génard in Antwerpen. Also hin zu Letzgenanntem! Kein Aufschluß über den Verbleib der Kongresspapiere. In Leiden bei de Bries derselbe Mißerfolg. Nach Gent, wo ich mich früher aufgehalten, ohne mit der Familie Heremans in Verbindung zu treten (glaubte ich doch das Gesuchte in Antwerpen sicher aufbewahrt), wollte ich deswegen nicht nochmals zurück, schrieb aber an meinen lebenswürdigen Gönner Van der Haeghen und erhielt zur Antwort: „Madame Heremans ne se rappelle pas la lettre de Reuter . . . D'après ce que je viens d'apprendre, les documents concernant le congrès de 1856 ont été déposés à la bibliothèque d'Anvers. Il est à peu près certain, que Monsieur Génard, archiviste de la même ville et membre de congrès, pourra vous donner quelques éclaircissements à cet égard.“ — So ward ich wieder nach Antwerpen gewiesen und begann denselben Preislauf, d. h. jetzt schriftlich. Dr. Hansen, Bibliothekar der Stadsboekeryen, meldete mir: „Ik kan U verzekeren, dat de stukken van het Taalcongress 1856 niet ter Stedelyke Boekery berusten . . . Doch de heer Génard verzekerde my, dat de heer van Beers dien brief van Fritz Reuter bezit, en voegde er zelfs by, dat een duitsche navorscher — ik geloof, dat hy U noemde — afschrift daarvan genomen had. De heer van Beers is voor den oogenblik uitstedig, zoodat ik dit raadsel nog niet oplossen kan. Den heer vander Haeghen zie ik te Gent, en zal ik hem vragen waarop zyne quasi bevestiging geground is.“ Nun, das „Räthsel“ löst sich damit auf, daß Professor van Beers, wie schon gesagt, mir einen anderen Reuterbrief von 1859 zur Verfügung stellte; der von 1856 bleibt also noch aufzufinden. Vielleicht, daß es eines Tages nicht mehr von dem Manuscript heißt: perdu — sondern: trouvé. Für mich handelt's sich nur um ein einziges Schreiben eines deutschen Dichters, für die Belgier um die gesamten Akten van het vijfde Nederlandsch Taal-en Letterkundig Congress.

geschaffenen Lieder, beglückt durch solchen Ausdruck, ihre Schmerzenskinder gern gesammelt und von ihm, dem Meister, herausgegeben wünschte? Ihr Mann griff den Gedanken auf und fragte beim Freunde an. Der wollte just zum jovialen Inspektor Wienck<sup>1)</sup> nach Stolpe reisen, um dort Sommerfrische zu genießen. Ueber die deshalb ausbleibende Antwort gerieth Wuthenow in Besorgniß und fürchtete schon, die Gutmüthigkeit seines Frix zu sehr gemißbraucht zu haben. Da kam ein kurzes Billet:

Lieber Bruder,

Du wunderst Dich wahrscheinlich schon, daß ich Deinen letzten Brief noch nicht beantwortet habe; ich lag damals, als er an mich kam, schon vor der Abreise und hatte vorher noch alle Hände voll zu thun.

Gern werde ich die Gedichte Deiner guten Frau durchsehen und, so viel es in meinen Kräften steht, dafür sorgen, daß eine passende Reihenfolge und eine gewisse, natürlich immer mangelhafte Orthographie darin angewandt wird. Sorge nur gefälligst für eine deutliche Abschrift und vor Allem laß weitläufig schreiben, damit man dazwischen kommen kann.

Ich halte mein Sommervergnügen hier in Stolpe bei Anclam, gegenüber von Schlafkow. Solltest Du dorthin kommen, so besuche mich hier; 14 Tage bleibe ich noch hier. Mit herzlichem Gruße

Stolpe bei Anclam,  
den 12. August 1856.

Dein  
Frix Reuter.

Jetzt begann ein emsiges Sammeln. Die Kranke im St. Katharinenstift zu Rostock lebte förmlich auf:

<sup>1)</sup> Derselbe schickte dem befreundeten Redakteur des Unterhaltungsblattes auch einmal einen Beitrag, wie aus der Korrespondenz in Nr. 17 ersichtlich: „Herrn Wienck zu Stolpe. Das war recht! Deine freundliche Gabe ist eigentlich zu zart für mich!“

Du Ort der bitteren Quellen,  
Der nie noch Lust verhieß,  
Wer konnte so erhellen  
Dein trauriges Verließ?

Wohl an die hundert Zettel mit Gedichten schickte sie nach Greifswald und brachte auch ihre Ideen für das Vorwort zu Papier. Der Kreisgerichtsrath fertigte selbst eine Abschrift an, die am 25. November 1856 in Neubrandenburg eintraf. Reuter antwortete umgehend:

Mein lieber, alter Wuthenow,

Natürlich will ich Deine und Deiner Frauen Wünsche erfüllen; ich habe, da ich Deinen Brief erst gestern Abend erhielt, nur Deinen Brief und flüchtig die von Deiner Frau vorgeschlagene Vorrede lesen können, sowie nur einige wenige von Dir angemerkte Gedichte. Deine Frau hat ganz recht, wenn sie den in Betreff der Vorrede eingeschlagenen Weg für den einzig möglichen erklärt; ein anderer muß diese Vorrede schreiben; ob nun ich der richtige Mann dazu bin, magst Du und sie entscheiden, wollt Ihr mir das Vertrauen schenken, so will ich, so gut ich kann, mit Benutzung der eingefandten Gedanken ein Vorwort schreiben, welches mit zartester Schonung der Person die volle verdiente Anerkennung des poetischen Werthes der Sammlung verbinden soll. Ich werde mich so viel als irgend möglich an Deiner Frauen eigene Worte und Gedanken halten, und was mich abhält, dieselben verbotenens zu adoptieren, ist nur die Befürchtung, daß das Publikum sogleich merken würde, es sei nicht mein Styl und nicht mein Machwerk. Einiges daraus, glaube ich, muß auch fortbleiben, namentlich der Passus über die Orthographie; es ist am besten, man schweigt darüber ganz, da es eine solche gar nicht giebt. Jeder schreibt so gut er kann annähernd an den jedesmaligen Dialekt; ich werde daher auch so viel als möglich den

vorpommerschen Dialekt Deiner Frau schonen und nur da eine Ueänderung eintreten lassen, wo es mir zum besseren allgemeineren Verständniß nothwendig erscheint, oder wo Du, alter Freund, entschieden falsch abgeschrieben hast . . .

Nun aber, um auf einen Punkt zu kommen, den Du mir nicht als Uebelwollen auslegen darfst: Du mußt Nachsicht mit meiner Langsamkeit haben; ich bin augenblicklich ganz außerordentlich mit nothwendigen Arbeiten überhäuft und habe eine andere ähnliche, aber viel verbrießlichere Arbeit zu besorgen, die mir auf den Nägeln brennt. Das sieht kühl aus, soll's aber durchaus nicht sein, und überdies hat die Sache auf den pekuniären Erfolg durchaus keinen Einfluß, indem Alles, was nach Weihnachten in den Buchhandel kommt, zur Ostermesse nicht mehr bezahlt wird. — Dies wären also die vorzüglichsten Punkte, die ich Dir jetzt beantworten kann. Nun bitte ich Dich noch freundlich, Dich meiner dadurch anzunehmen, daß Du Kunike fragst, ob er meine Zusendung erhalten habe, und was er von meinen Vorschlägen denkt, sage ihm, für mich sei die Hauptsache die, daß ich alle meine opera aus dem Selbstverlag loswürde; geht das nicht, so bin ich entschlossen, auch alle im Selbstverlag zu behalten, denn wenn ich eins behalte, so macht mir dasselbe ebensoviel Scheererei, als wenn ich alle behalte.

Deine Kousine U . . . habe ich noch am Sonntage in Dreptow gesehen; sie war wohl auf.

Schreibe mir bald über meine Angelegenheit, oder besser, veranlasse Kunike zum Schreiben.

Mit alter Freundschaft

Neubrandenburg,  
den 26. November 1856.

Dein  
Fritz Reuter.

Bisher hatte Reuter bekanntlich seine Schriften im Selbstverlag, aber dadurch viel Mühe und Verdruß. Lignau, der Verleger des Unterhaltungsblattes und der Schwerin'schen

Wahlbroschüre, flüchtete nach Amerika; Kunike in Greifswald, durch Rossegartens Wörterbuch Interesse für Plattdeutsch bekundend, war vielleicht der rechte Mann. Wuthenows Vermittelung sollte zu einem Ergebnis führen. Jetzt hatte Reuter alle Hände voll zu thun. Zuerst galt es, das dreiaktige Lustspiel „Der erste April 1856, oder Onkel Jakob und Onkel Jochen“ sowie den dramatischen Schwank in einem Aufzuge „Blücher in Teterow“ einer letzten Feile zu unterwerfen und Korrektur zu lesen. Das Bändchen erschien im Sommer 1857 bei Kunike. Hauptsächlich jedoch beschäftigte unseren Dichter die Fertigstellung von „Kein Hüsung.“ Auch damit kam er zu Stande, nur das Ende kostete ihn noch viel Schweiß und Kopfzerbrechen. Zuerst hatte er den Titel „Herr und Knecht“ gewählt, der ihm bald nicht mehr gefiel. „Ich denke, dafür wählen wir definitiv Kein Hüsung!“ schrieb er seinem Verleger am 2. März 1857. „Der erste Titel hebt den Gegensatz zu kraß hervor, und das möchte ich vermeiden, weil es zu Mißdeutungen Veranlassung geben könnte. — In den ersten Tagen des April hoffe ich Sie auf dem abgeredeten Rendezvous in Stolp zu sehen; ich werde Ihnen tempestive Nachricht geben, damit es Sie nicht geniert. — Nun aber zu meinem Wuthenow. Sagen Sie ihm, er könne sich darauf verlassen, daß ich an ihn dächte; ich habe schon ein Bedeutendes durchgearbeitet und will jetzt Alles liegen lassen und diese Angelegenheit besorgen. Er solle mir nur nicht böse sein; ich bin wirklich recht geplagt gewesen: alle Tage drei mathematische Stunden, meine eigenen Arbeiten, mehrere recht verdrießliche für Andere und dann zuletzt auch noch ein vierzehntägiges Unwohlsein. Gefreut hat es mich, daß ihm mein letztes Opus gefallen hat, und Freude macht es mir auch, Ihnen noch eine Leserkritik von einem tüchtigen Menschen zusenden zu können.“<sup>1)</sup>

<sup>1)</sup> Aus einem, von dem Besitzer Herrn Alexander Meyer Cohn in Berlin mir freundlichst anvertrauten Briefe Reuters. Vergl. Cohns Katalog einer Autographen-Sammlung. Berlin 1886. S. 101.

So fand sich denn im Lenz 1857 die gewünschte Muße, um an die Durchsicht der Gedichte heranzutreten. Von Thalberg aus, wohin er sich zur Erholung auf mehrere Wochen begeben, schrieb er seinem Freund Ernst Boll in Neubrandenburg das folgende, undatierte Billet:

Lieber Ernst,

Aus dem Wirrwarr hochzeitlicher Freuden wende ich mich an Sie, bester Freund, mit einer Bitte. — Beifolgender Schlüssel paßt zu der Klappe meines Schrankes, in dem Schranke liegt, nisi fallor, frei und offen ein kleiner Schlüssel, welcher zu der Klappe meines Schreibtiisches gehört; oben auf dem darin liegenden weißen Papier liegt ein Heft in grauem Umschlage, in welchem sich die Gedichte der Wuthenow befinden, die in quarto geschrieben sind und für Sie leicht erkennbar sein werden; bitte, diese mir hierher nach Thalberg bei Treptow umgehend zu senden. Ich glaubte hier bloß bummeln zu können; es wird mir aber die Zeit lang werden, und wünsche ich etwas zu arbeiten. — Sollte der Schlüssel zum Pulte nicht frei im Schranke liegen, dann liegt er in der Bleidose daneben.

Mit herzlichem Gruße an Sie und Ihren Herrn Bruder

Ihr aufrichtiger Freund  
Fritz Reuter.

Den Schlüssel zum Schrank behalten Sie gefälligst bis zu meiner Ankunft am Tage nach Pfingsten. —

Es war doch eine recht mühevollte Arbeit, denn Reuter nahm die Sache nicht auf die leichte Schulter. Wer einmal die schon im Unterhaltungsblatte abgedruckten Lieder vergleicht mit denjenigen in der Buchausgabe, wird sich überzeugen, daß Reuter nicht bloß die Orthographie thunlichst einheitlich zu gestalten suchte, sondern auch, — abgesehen von der Eintheilung in drei „Strüzing“ (Sträufte), dem Titel

„en por Blumen“ und „Goren“ gemäß, — im Ausdruck besserte und immer mit Geschick, zum offenbaren Vortheil von Vers und Reim. Bogenweise sandte er das Manuscript zurück, den Schluß Mitte Juli:

Lieber Bruder,

Siebei erfolgt denn endlich der letzte Nachzügler der Gedichte und eine kurze Vorrede. Die vorgeschlagene Deiner Frau habe ich nur auf der einen Stelle benutzen zu müssen geglaubt, in der von ihrem Zustande die Rede ist. Wundere Dich nicht, daß ich sie so ganz außer Acht gelassen habe; erstens mußte die Vorrede von mir geschrieben sein, und daß das nicht mein Styl sei, würde von allen, die mich kennen, gemerkt sein, dann, glaube ich, muß so eine Einführung ins Publikum kürzer sein . . .

Hoffentlich wird Dir mein Vorwort gefallen; und wünschst Du etwas geändert, so theile mir Deinen Wunsch und das Manuscript mit, dann soll das gern geschehen. — Nun noch eines! — Du schreibst mir in Deinem letzten Briefe, Deine Frau habe größtentheils meine Aenderungen adoptiert oder selbst geändert, wo sie von meinen Gründen überzeugt gewesen sei; ich habe nun aber in den letzten Gedichten sehr viel ändern zu müssen geglaubt und habe selten die Gründe dafür angeführt; daß ich solche gehabt, brauche ich wohl nicht zu versichern, und wird Dir ein aufmerksames Durchlesen gewiß zeigen, daß die letzten Gedichte die schwächsten sind, so wie auch vielleicht, daß meine Aenderungen nöthig waren. Nun geht meine ohne Umschweif ausgesprochene Bitte dahin: halt die Hand Deiner Frau von anderweitigen Aenderungen ab, sie scheint mir zur Kritik und namentlich zu einer Selbstkritik ungeeignet. Sieh z. B. das sehr lange Gedicht „Dat gode Hart“ an; es ist sehr schwach; die Unterredung des Drehorglers und des Burschen ist geradezu trivial und der Schluß ist matt; das,

was der Bursche da zum Beschluß des Tages thut, thut ein Jeder, der ein bißchen marschiert hat: er schläft. Mit den Ahnten und der Kluck hat's ein ähnliches Bewenden. Deine Frau hat, wie mir scheint, weniger Talent zur Objektivität in der Dichtkunst, als zur Subjektivität, darum sind die ersten viel vorzüglicher, weil es sich da um Empfindung und nicht um plastische Gestaltung handelt. Dies nicht für ungut! —

Und nun, mein lieber Bruder, Glück auf! Wenn die Kritiker etwas bellen, so muß man denken und sich trösten, daß sie nicht beißen. Ich sende heute auch den Schluß meines Gedichtes mit. Dieser Schluß macht mir viel Kopfbrechen. Zwei Personen gehören nur da hinein, „Johann und Daniel,“ aber wie? Der Alte ist leicht zu zeichnen; er hat fortgelebt in anspruchloser Frömmigkeit, er ist zehn Jahr älter, aber nicht anders geworden; wie aber Johann? Mit dem Todtschlag auf dem Gewissen, allein in der Fremde, ohne Liebe und Häuslichkeit, aber mit erweitertem Blick, muß er ein anderer geworden sein. Als reuigen Sünder kann ich ihn nicht vorführen, der Charakter ginge dann gänzlich verloren; er muß hart und rauh geworden sein, mit einem Funken warmer Liebe im Herzen, der ihn zum Kinde zurücktreibt. Daniel und er sind durch die Lebenserfahrungen so weit auseinander gekommen, daß sie sich nicht mehr verstehen, bis zuletzt das bittere Gefühl des Alleinstehens in der Welt die harte Schale bricht und Johann die Armuth seines Herzens eingesteht. Hiermit tritt er dem Alten näher, der Alte erkennt die zurückgedrängte Liebe in ihm und liefert ihm das Kind aus. Eine kurze Freudenszene, eine kurze Abschiedsszene und das Gedicht ist aus. Aber bei allem dem ist mir die Szene zu lang geworden, die Apostrophe des Alten an das Vaterland ist mir zu melodramatisch. Bis auf die Hälfte des „Gnn“ ist meiner Meinung nach das Ding gelungen, das muß bleiben; aber

ob ich nicht die ganze sentimentale Schluß-Vermittelung fallen lasse, die beiden Personen ohne gegenseitiges Verständniß auseinander halte und Johann einfach trotz der Unwahrscheinlichkeit, daß der zehnjährige Junge mit ihm geht, mit dem Kinde verschwinden lasse, das ist die Frage, deren Beantwortung ich von Deiner Güte erbitte. Meine hiesigen Freunde sind getrennter Ansicht. Lies Dir's im Zusammenhange mal genau durch und schreibe darüber. Die Vaterlandsapostrophe opfere ich wohl so wie so.

Mit meinem herzlichsten Gruße

Neubrandenburg,  
den 17. Juli 1857.

Dein  
Fr. Reuter.

Wenn ich Dich recht verstanden habe, so willst Du oder besser Deine Frau die Gedichte anonym herausgeben. Je n'en vois pas la nécessité; soll es aber geschehen, so bitte ich wenigstens für den wirklichen Verfasser eine Namens-Chiffre hinzuzufügen; so z. B.: En poar Blomen ut Anmariel Schulten<sup>1)</sup> ehren Gohren von A. W. (oder was für eine Bezeichnung gewählt wird; am besten vielleicht ein für allemal einen bestimmten Namen). — Es ist mir schon passiert, daß auf Kunikes Ankündigung hin mir die eigentliche Vaterschaft der Gedichte vindiziert ist, und das geht nicht, das hieße sich mit fremden Federn schmücken.

Bei „Rein Hüjung“, dem Lieblingswerke Reuters, müssen wir etwas verweilen. Wie Wuthenows Urtheil über die ursprüngliche Fassung des Schlußkapitels ausfiel, wissen

<sup>1)</sup> Hierzu theilt Fräulein Hermine Wuthenow ergänzend mit: Anmariel Schult hat Mama sich genannt, weil sie sich scheute, ihren Namen zu nennen, bevor sie noch wußte, wie es ihren Blomen gehen würde, und weil zum plattdeutschen Sang ein plattdeutscher Name harmonischer klang. Er ist ihr gekommen, sie hat ihn genommen, von ohngefähr, ohne Grund und ohne Bedeutung. Er hat gar keine kleine Geschichte.

wir nicht; beide, der Dichter und sein Freund, sind längst heimgegangen, weder das erste Konzept noch ein Brief darüber aufbewahrt. Wir können uns daher nur an den Text halten, wie ihn die Originalausgabe vom Jahre 1858 bietet, und zum Vergleich die später vorgenommene Bearbeitung heranziehen, welche sich als Kürzung resp. Streichung der letzten Verse erweist. Reuters Selbstbekenntniß, sein Zweifel in Bezug auf die Schlussszene, ist interessant. Auch seinem Verleger Kunike hatte er das Manuskript zur Begutachtung, speziell hinsichtlich des Ausganges, geschickt. Dieser wünschte dasselbe mit der Klage „Un heilig, heilig is de Städ', Wo'n Menschenhart ein breken ded'!“ abgeschlossen zu sehen und betonte, daß namentlich seine Damen der Meinung wären. Dagegen sträubte sich der Verfasser<sup>1)</sup> mit Hand und Fuß: „Dat Enn“ darf unter keinen Umständen wegbleiben, ungeändert muß es aber werden, die letzte Hälfte ganz. Gründe dafür sind folgende: Mit der „Klage“ schließt das Ding nicht befriedigend ab; es muß zu Ende ein höherer Gesichtspunkt gewonnen werden, von dem aus man das Ganze überblickt, und diesen finde ich in der von einem Verbrechen gequälten Seele Johannis, der dadurch und durch zehnjähriges bewegtes Leben in einem freien Staat einen freieren Blick in menschliche Verhältnisse gewonnen hat. In einem solchen Gemüthe, wie ich es zu schildern versucht habe, stellt sich die Reue sobald nicht ein, darum nichts von Reue, die ja auch das Verbrechen als ein fluchwürdiges darstellen würde, da es ja doch eigentlich nur Selbsthilfe eines zur Verzweiflung getriebenen Mannes war. Aber die Liebe darf nicht in ihm untergegangen sein, sie muß ihn dem Galgen entgegen

1) In einem Briefe vom 7. August 1857, von der verwittweten Frau Emma Kunike in Eisenberg (Sachsen-Altenburg) mir gütigst zur Verfügung gestellt. Ueber den geschäftlichen Theil der Reuter-Korrespondenz mit Th. Kunike werde ich bei anderer Gelegenheit Mittheilungen machen.

zu seinem und Mariakens Kinde treiben, sie muß in ihm den heißen Wunsch entstehen lassen, daß seine That, die ihm für alle Zeiten Glück und Ruhe geraubt hat, nicht nutzlos geschehen sei, daß sie seinem Kinde zu Gute komme, daß dieses in einem Lande leben möge, wo solche Gesetzgebung nicht gilt. Auf diese Weise habe ich denn den höheren Gesichtspunkt gewonnen; Johann ist nicht mehr Individuum, sondern der Repräsentant einer ganzen Klasse, aller Auswanderer, die aus Liebe zu ihren Kindern Vaterland und Alles verlassen. Diese Klasse ist größer, als man glaubt. Als Gegensatz von ihm dient mir Daniel, der, allein stehend, längst in Zufriedenheit und Ergebung mit sich abgeschlossen hat und in stiller Frömmigkeit sein Leben zu beschließen wünscht. Für Beide wird der Leser sich interessiren und wird bei sich die Frage zu entscheiden haben, ob es besser ist, demüthig zu dulden oder thätig zu handeln, — selbst in den Augen der Welt ein Verbrechen zu begehen. Das meine Ansicht und meine Gründe! Das Lyrische des Schlusses muß sehr gemindert werden, und nur die allerlezten Verse dürfen vielleicht stehen bleiben. Es ist ein Drama und muß ein Drama bleiben; aber mit der poetischen Gerechtigkeit soll es sein Bewenden haben, und wenn auch alle Schwestern und Nichten sie wünschten. Diesen freundlichen, rosenwangigen und mitleidsvollen Kritikern sagen Sie gefälligst in Johanns und meinem Namen unseren tiefgefühlten Dank, aber wir könnten's nicht billiger machen; Johann setzt hinzu, er wolle bloß seinen Jungen haben und frage gar nichts nach dem christlich-germanischen Staate mit seinen Konsequenzen und Poenitenzen. Leider muß ich gestehen, daß der Bengel, obgleich mein nächster Angehöriger, den Damen gegenüber wenig Lebensart hat, und wenn ein tiefer Büdling und die romantischste Versicherung gänzlicher Hingebung in die sonstigen Wünsche der Damen von meiner Seite die Sache wieder ins Gleiche bringen könnte, so würd'

ich selbst „bei die Hiß“ mich zu solcher, leider nicht in meiner Natur liegenden Anstrengung hinreißen lassen.“

Damit hatte es sein Bewenden; konsequent führte der Dichter nach den oben entwickelten Grundsätzen seine Schöpfung zu Ende, hat aber späterhin das lyrische Element in beiden Schlußkapiteln gekürzt. Mit seinem Herzblut im Interesse der leidenden Menschheit schrieb er das Buch, er hielt es Zeitlebens für sein Bestes. Die Abfassung und Ausarbeitung dieser tragischen, ergreifenden Dichtung nahm seine Zeit und Kraft mehr denn je in Anspruch; doch gleichwohl erübrigte er damals noch die zur Herausgabe der plattdeutschen Gedichte von A. W. nöthige Muße. Dieselben erschienen zusammen mit „Kein Hüßung“ im Verlage von Theodor Runke in Greifswald zur Herbstmesse 1857.

Der zierliche Band in klein Quarto trägt den Titel: „En poar Blomen ut Anmariet Schulten ehren Goahrn von A. W. Herausgegeben von Friß Reuter.“

Im Vorwort, das zum Schönsten gehört, was wir bisher in hochdeutscher Sprache von Reuter kennen, heißt es u. a.: „Gern will ich eingestehen, daß, wo meine Hand zuweilen zur Berichtigung der Form und des Ausdruckes sich hervorstreckte, mancher Blüthenstaub von den freundlichen Blumen durch dieselbe abgestreift ist. Dies ist jedenfalls ein Verlust; und wenn ich den Grund meiner Eingriffe zur Entschuldigung für dieselben anführe, so geschieht dies weniger zu meinem eigenen Besten, als zum Besten des Lesers, dem sonst vielleicht theilweise die vorzüglichsten und innigsten Gedichte der anonymen Verfasserin unverständlich bleiben dürften. Obgleich mir die ausdrückliche Erlaubniß dazu geworden ist, so zögere ich doch den Schleier zu lüften, der ein großes, tief empfundenes Unglück stets den Augen der Deffentlichkeit entziehen sollte, und nur der eben angedeutete Umstand des sonst vielleicht obwaltenden Unverständnisses läßt es mich wagen, und die Natur jenes

Unglücks mag zur Erklärung dienen, warum eine fremde, vielleicht ungeeignete Hand die zarten Blumen zum Strauß binden mußte. — Auf der Dichterin ruht schon seit Jahren die dunkle Nacht einer Krankheit, die sie fern hält von ihrem an häuslichem Segen reichen Kreise und sie außer Stand setzt, den Pflichten als Gattin und Mutter zu genügen; ihre Seele ist stunden- und tagelang von den quälendsten Vorstellungen beunruhigt, so daß durch die verzehrende Aufregung ihr Körper ebenfalls leidet, weshalb sie denn auch schon jahrelang in einer Heilanstalt unter den Händen eines geschickten Arztes sich befindet, der Hoffnung auf ihre gänzliche Wiederherstellung hat. Den qualfreien, lichten Momenten hat das Publikum diese Gedichte zu verdanken,<sup>1)</sup> die — ohne der Kritik vorgreifen zu wollen — durch Naivetät, Gemüth und kindliches Hingeben in die scheinbar strengen Beschlüsse des Schöpfers einen Platz in dem Herzen des Lesers sich erobern und in ihrer Frische Zeugniß ablegen werden für die ursprüngliche Innigkeit und Kraft eines Geistes, der selbst unter so unfäglichem Leid den erheiternden Blick in das Verständnis der Natur und des Menschenlebens sich offen zu halten wußte . . . Vor Allem ist es die Liebe zu ihrer Muttersprache, der niederdeutschen Mundart, gewesen, die sie

<sup>1)</sup> Hierzu bemerkt Robert Bruch (Deutsches Museum. 1857. Nr. 45. S. 699) ebenso schön als wahr: „Schon dieser ganz ungewöhnliche, fast beispiellose Ursprung würde diese Gedichte als psychologische Probleme im hohen Grade interessant machen. Allein dies Interesse steigert sich, wenn wir statt der unklaren Traumgestalten oder der Ausbrüche wilder Verzweiflung, die wir hier etwa erwarten, vielmehr dem größeren Theile nach Dichtungen finden von dem zartesten, bescheidensten und zugleich gesunden Charakter. Anmuthige landschaftliche Schilderungen, kleine Skizzen und Genrebilder aus dem bäurischen Leben u. wechseln mit einzelnen Seelengemälden, deren tiefe Klarheit und Ruhe um so bewundernswerther ist, wenn wir uns an die Entstehung dieser Gedichte erinnern, und im Verhältniß zu denen dann die vereinzeltten Ausbrüche einer krampfhaften Angst, einer leidenschaftlich ungestümen Verzweiflung um so erschütternder wirken.“

selbst „den warmen Herzschlag wahrer Gemüthlichkeit, den Frühlingshauch reiner, kindlicher Liebe, das Lächeln ewiger Jugendfrische und den hellen und doch so tief und weichklingenden Glockenton ungekünstelten Naturlebens“ nennt, durch welche sie zur Abfassung und schließlichen Veröffentlichung ihrer Gedichte sich getrieben fühlte; deshalb um dieser Liebe nicht zu nahe zu treten, habe ich auch geglaubt, das Idiom der Gegend, in welcher sie geboren ist, Neuvorpommern, sowie ihre Schreibart, so viel mir irgend thunlich schien, beibehalten zu müssen. . . So lege ich denn im Namen der Dichterin diese Sträuße an das Herz Derjenigen, die hinlängliche Bildung und Gerechtigkeit besitzen, in unserer herrlichen Muttersprache die Klänge der Liebe und Treue, den heiteren Humor des Schalkes wie den kernigen Ernst des norddeutschen Biedermanns zu vernehmen, statt derselben mit abweisendem Vornehmthun den Platz in den Reihen des Pöbels anzutweisen, an das Herz aller Derjenigen, die gern von dem belebenden Athemzuge freier Natur angeweht sind, in die reinliche Hütte der Armuth treten, mit Liebe die Erinnerungen der Jugend pflegen und mit kindlicher Hingebung an einen höheren Willen ein schweres Leid zu tragen wissen.“ —

Die Sammlung bietet außerordentlich viel Schönes und wird Jedem, der sich hineinverteeft, reinen Genuß bereiten. Wir gewinnen die Dichterin lieb; sie redet zu uns wie eine Mutter zu ihren Kindern, mit heiligem Ernst, treu und wahr, mit Herzinnigkeit, Frömmigkeit und Milde, eine Thräne im Auge, ein Lächeln auf den Lippen; sie erzählt uns von Allem, was sie erlebt und erstrebt hat, was ihre Seele bewegt in Lust und mehr noch in Leid. Sie kann's nicht verschweigen, singen muß sie. Wie der todte Winter besiegt ist, in der Natur sich's auf Neue regt und Alles die Sprache wieder bekommt, — die Wellen der See sich brechen,

das Bächlein dahinrauscht, Büsche und Bäume ausschlagen,  
da wacht auch in ihrem Busen etwas auf:

Dat lett jo nich Fred mi —  
Ob'n Bagel drin sitt? —  
Mi dücht, Einer säd mi:  
„So sing doch mal mit!“

Sie thut's und pflanzt Niederblumen in ihren Garten,  
daß er bald in Flor steht. Da kommt ein Sturmwind,  
knickt Knospen und Blüthen und treibt sie selber, die  
Gärtnerin, in weite Fremde. Aber eine süße Stimme  
flüstert: sei getrost! — Auch in die Krankenstube im Stifte  
strahlt die Sonne und weckt neue Saaten:

Un singen müßt ik, wat ik wüßt,  
Un Blömer sach ik allertweg'n,  
Dat ik't taulekt woll glöben müßt,  
Ik hadd en niegen Goren kreg'n.

Ik ded de Sat so fröhlich streu'n,  
Mien Goren bläuh't nu wedder mal.  
Still, Stormwind, still! un lat dien Weih'n  
Un bref mi nich mien Blomen dal!

Un grön nu word'n is't deip in mi,  
Ik kief vergnügt herup tum Heben  
Un raup: „Gew Dank nu lat un früh,  
Dat mi en Gor'n heft wedder geben!“

Setzt sollen diese Lieder Kunde von ihr geben, hinaus=  
flattern und betrühte Herzen mit froher Zuversicht erfüllen:

Un du mien Nest vull Leber,  
Fleig 'rinne in de Welt,  
Un sing von Lust, von Leiden  
So as di't grad geföllt.

Un sing bi Hoch un Niedrig  
Dat Hart in Fred un Rauh,  
Un wer dat nich mag hüren,  
De holl de Uhren tau!

Nun, wir hören's gern, gleich ihr erstes Bagelied:

Bün en klein Bagel blot, De nich vel kann, Awerst vel glücklicher, As männig Mann.	Hew of kein Kleiderstaat, Nich Schoh un Jack, Dreg äwe nakte Bein Blot Fedderfrack.
Hew woll kein grotes Huus, Awer 'n lütt Nest Un dorin witt, witt, witt, Vel leuwe Gäst.	Hew of kein Lamp un Licht — Kümmert dat vel? — Leuwe Sün is mien Lamp, De brukt kein Öl.
Hew twors nich Fleisch un Brod Un Mehl in't Fatt, Weit man, dat alle Dag' Wi warden satt.	Hew of nich Wall un Mur Mien Fiend tum Spott, Awer 'ne feste Borg, Dat is mien Gott.

Mit diesem Lutherischen Choral haben wir den Grundton, der durch das Büchlein zieht. Es sind keine geistlichen Lieder, doch von wahrer und warmer Religiosität durchweht, von einer Kranken gesungen, um sich selbst und uns gesund zu machen. Das thun diese Verse voll von goldenen Lebensregeln, mit den naiven Gedanken und frischen Bildern, mit ihren tiefen Empfindungen. Sie versteht die Vogel-sprache und das Thierleben, die Natur mit all' ihrem Wechsel, in all' ihrer Pracht, das Menschenherz mit seiner Wonne, seinem Weh, in Lieb' und Leid.

Als Probe eine Perle plattdeutscher Poesie:

Still! Keiner darm dat weiten.

Wat Mähning sit un Flauth so sachting dauhn vertellen,  
Wat Leives möt dat sin, wat Heimlich's möt dat gellen,

Denn immer, wenn bettau de lütten Wellen fleiten,  
So hör ik 't tuscheln lief': „Still! Keiner darw dat weiten.“

Un wat Fründ Abendwind redt mit de grünen Bläder,  
Dat is kein blot Gedrähn von 't wunnerschöne Weeder,  
Ne, ne! Sei reden Leivs, sei reden Heimlichkeiten,  
't is ok dat olle Leed: „Still! Keiner darw dat weiten.“

Un in dat Bagelnest hier haben in dei Ruster,  
Wat is dor för en lief' Geflucker un Geflüster?  
Verstellt Jug, as Zi wilt, ik weit wat dat fall heiten,  
Ja piept man noch so lief': „Still! Keiner darw dat weiten.“

De dummen Bläumer sülvst, sei können 't ok nich laten,  
Sei ranken dicht tausam, sik leirwing ümtaufaten,  
Sik liefsing säuten Duft enanner tau tau geiten  
Mit Flustern un mit Ruff: „Still! Keiner darw dat weiten.“

Un du, mien hartleivst Ros', deiht sik dien Hart nich rögen?  
Willst du de säute Lipp nich tau mien Lippen bögen?  
Wenn M'ns in Leiw genütt, willst du denn nich geneiten?  
Kumm, kumm! Doch lief', ganz lief'. Denn Keiner darw  
dat weiten.“

Krankhafte Sentimentalität ist der Dichterin fremd, nicht aber ein freundlicher Humor. Doch der Grundzug bleibt ernst: unerschütterliches Gottvertrauen, gelassene Ergebung in ihr Schicksal, das sie fern hält von Haus und Heimath. Oft beschleicht sie stille Sehnsucht. Einmal aber, wie sie die Wolken am Himmel wieder dahinjagen sieht und die Vögel von dammen ziehen, wird der Wunsch, mitzuwandern, übermächtig und gelangt in ergreifenden Tönen zum Ausdruck:

Zi lat jug nich hollen,  
Zi treckt in de Fiern,  
Doch ik fall woll blieben  
Un tög doch so giern.

Bün inspunnt, bliew inspunnt  
En ewigen Dag  
In't nämliche Burken,  
Up't nämliche Flag.

Un de nämliche Weihdag', De oll swarte Krei, Kümmt alldag un frett mi Dat Hart so entwei.	Doch nu ward't tau dull mi, Nu packt mi dat an, Möt bögen oder breken, Ik riet wat ik kann.
Un Stun'n geiht nah Stunnen Den sülwigen Schritt Un maht mi nich apen Un nimmt mi nich mit.	Ut Ost un ut Westen, Ut Süd un ut Nurd Blöst't luder un luder: Ik möt furt, ik möt furt!
Ach, hew ik nich hofft denn Un hew ik nich lurt Un liefsing man süßt: Ik möt furt, ik möt furt!	Leiw Gott in den Heben, O, hür mi dit Mal, Hest Du denn kein Mittel Mit so vele Qual?

Du kannst jo doch Allens,  
Maht apen mien Burt,  
O, help doch nah Hus mi!  
Ik möt furt, ik möt furt! —

Die „Blomen“ sind Claus Groth zugeeignet mit einem Gedichte, aus dem hervorgeht, wie Reuter sagt, welchen anregenden Einfluß die Gesundheit athmenden, das niederdeutsche Volksleben tief durchdringenden Gedichte von Groth auf die Verfasserin geübt haben. Zugleich bemerkt Reuter, daß die ihm nothwendig erscheinende Rücksicht auf thunliche Beibehaltung der Orthographie von Annariet Schulen ihn in ein doppeltes Dilemma gebracht, „denn zu der alten, bisher wohl jeden niederdeutschen Schriftsteller ängstigen Verlegenheit in der Rechtschreibung kam eine neue, die mich zu mancherlei Inkonsequenzen getrieben hat, und für die ich allein dem Publikum verantwortlich bleiben und Rücksicht in Anspruch nehmen muß.“ Das kümmerte aber Groth nicht, er erklärte in seinen „Briefen über Hochdeutsch und Plattdeutsch“: „Die Reuter'sche Orthographie . . . macht diese lieblichen Gedichte für den Hannoveraner, den Westfalen

geradezu unlesbar und für den Mecklenburger selbst nicht verständlicher. So reizt mit der Rohheit zugleich wieder die Zersplitterung, der landschaftliche Sondergeist ein, der ärgste Feind unseres Strebens. Lacht nicht wieder der Holsteiner über den abscheulichen Mecklenburger Dialekt? . . ." Reuters würdige „Abweisung“ (Berlin 1858) schließt mit den Worten: „Ohne meine Schuld bin ich zu diesem beklagenswerthen Streit gedrängt worden. Selbst die besten Freunde des Verfassers jener mich schmähenden Briefe werden die beleidigende, böswillige Absichtlichkeit in den Verdrehungen, in den Uebertreibungen und in den offenbaren Unwahrheiten nicht verkennen können. Kann doch dieser zarte, sentimentale Dichter es recht wohl über's Herz bringen, mir selbst da, wo ich aus Freundschaft und Theilnahme (ich meine die Herausgabe der Gedichte der Frau A. W.) viel Mühe und Zeit geopfert habe, einen hämischen Fußtritt zu geben!“

Etwas vornehm und von oben herab klingt es, wenn Groth bezüglich der „Blomen“ schreibt: „Ich nahm sie mit dem gewöhnlichen Vorurtheil zur Hand, womit man nun schon plattdeutsche Gedichtsammlungen ansieht.“ — „Man nun schon“ ist gut. — Darauf das Geständniß: „Ich las wirklich zum ersten Male ein plattdeutsches Buch mit Vergnügen.“ — Wo bleibt der „Quidhorn“?!

Ueber die Gedichte an und für sich lautet sein Urtheil durchaus günstig: „Der Geist wie die Form sind ansprechend, sind anmuthig. Die Frau schreibt einfach, wie ihr um's Herz ist, und schreibt das so treuherzig, wie man es nur im heimlichen Stübchen der Mutter, dem Liebsten, dem Kindchen oder dem Vater dort oben aussprechen kann, es ist immer ein Kosen oder Gebet, oft auch das herzliche Lachen oder Weinen, wie es das vertraute Ohr gewohnt ist. Sie künstelt sich nirgends erst einen Geist oder ein Gefühl oder eine Stimmung an, weder eine hohe noch eine rohe, um

dann dafür mühsam Worte und Reime zu suchen, aber sie hat Geist und Gefühl und spricht sie aus, oft tieferstüßend. Wenn man in der Kunst von Natur sprechen kann, so muß man diese Harmonie zwischen Innerem und Aeußerung Natur nennen.“ Vorher schon hatte Groth im Altonaer Merkur (28. Oktober 1857) diese „Blomen“ als frisch und duftig empfohlen trotz der „unglückseligen“ Orthographie und des „plumpen“ Provinzialismus.

Als Wuthenow den von Groth an die Dichterin gerichteten Dank und dessen Lob dem Freund und Herausgeber Friß Reuter meldete, antwortete letzterer in alter Theilnahme:

Lieber Wuthenow,

Mit recht herzlichem Vergnügen habe ich soeben Deinen Brief gelesen; diese gerechte Anerkennung von Seiten Claus Groths wird nicht allein Dir, sondern auch Deiner armen Frau recht sehr wohlthun, und vor Allem hoffe ich, daß durch die Erfolge, die ihre Dichtungen haben, und durch den in Aussicht stehenden Briefwechsel mit Groth Deine arme Leidträgerin in ihrem Wesen gekräftigt und gestärkt werden möge, damit auch Dir ein Theil Deines Kreuzes abgenommen werde. Uebrigens ist diese günstige Beurtheilung nicht allein stehend, in der Spener'schen Zeitung ist Anmariek Schulten ehren Gohren gar sehr gelobt und gebührend hervorgehoben, sodaß sich wohl mancher darin ergehen wird. Wie Du weißt, bin ich mit dem mir mitgetheilten Urtheile durchaus einverstanden, was aber Claus Groth von dem provinziellen Gewande sagt, will mir nicht in den Kopf; seine Gedichte tragen selbst ein sehr provinzielles Gewand, welches von dem Idiom der alten plattdeutschen Drucke aus der Reformationszeit um ein gut Theil entfernter stehen mag als unser mecklenburgisch-vorpommerscher Dialekt. — Doch das ist Nebensächliches, die Hauptsache ist der

Erfolg und seine Mitwirkung auf das Gemüth Deiner Frau. —

Mir ist's nicht so gut ergangen; der Norddeutsche Korrespondent in Schwerin hat sich meiner ganz schauderhaft erbarmt: „Schandibyll, gottlos, aller menschlichen und göttlichen Autorität Hohn sprechend, eine schamlose Blossstellung meiner selbst, ein niederträchtiger Mißbrauch der Pressfreiheit; keine Kenntniß des Dialekts, in welchem ich schreibe, kein Herz für's Volk und für's mecklenburgische Vaterland, ein Bastard von Auerbach und Beecher Stowe“ zc. — Höchst erbaulich! Bin aber etwas dickhäutig, zumal ich sehe, daß das Ding doch gekauft wird, und daß mir ab und an von Bekannten und Freunden freundliche Urtheile zugehen. Dies letztere kannst Du Runike zur Aufmunterung mittheilen und ihn bitten, alle Rezensionen aufzubewahren und mir mitzutheilen. Hier sind ungefähr 100 Exemplare verkauft, in Wahren, wie mir Raibel schreibt, 100, und hat sich derselbe nachkommen lassen.

Dir zur freundschaftlichen Mittheilung und Runike zur geschäftlichen Beachtung, daß ich bis auf's Auspußen mit einem hochdeutschen Lustspiel fertig bin, welches nicht so zahm wie Onkel Jochen ausgefallen ist; das Ding ist voll toller Streiche, und wenn's Glück gut ist, soll's irgendwo unter dem Titel „Die drei Langhänse“ aufgeführt werden.

Deine Koufine A . . . war vor einigen Tagen hier bei uns; — denke Dir! sie hat 5000 Thlr. in Worten fünftausend Thaler auf einen Seehandlungs-Prämienchein gewonnen. Ich habe sie geneckt, sie würde ordentlich fett darnach.

Nun, mein alter Junge, noch einmal meine herzlichste Gratulation und den wiederholten Wunsch, daß Deiner guten Frau dies ein rechter Lichtblick in's dunkle Leben sein möge. Adieu!

Neubrandenburg, d. 10. Nov. 1857.  
Lutheri Namenstag.

Dein  
Fritz Reuter.

Ich seh' meinen Brief nicht nach, ich bin abscheulich müde, denn die Uhr ist 11<sup>1</sup>/<sub>2</sub>.

„En poar Blumen“ fanden rasch ihren Leserkreis. Eine zweite Auflage wurde bald nöthig; auch hatte die Dichterin, erfreut durch den von Presse und Publikum gespendeten Beifall, inzwischen einen neuen Liederstrauß gepfückt. Wuthenow sandte das Manuscript an den Freund zur Beurtheilung und womöglich — wie er in seiner Begleitschrift durchblicken ließ — zur Herausgabe. In liebenswürdiger Weise kam Reuter ihm entgegen:

Lieber, bester Wuthenow,

Wenn ich nicht sogleich Deinen Brief beantwortet habe, darfst Du es mir nicht als Nachlässigkeit auslegen, erstens mußte ich die Anlage wenigstens zum Theil doch erst lesen und zweitens bin ich augenblicklich ein arg geplagter Mensch; glaube mir, gedruckt werden und gedrückt werden ist ziemlich dasselbe, zumal wenn man, wie ich in dem Falle bin, noch an dem Manuscripte zu arbeiten habe. — Im Anfang nächsten Monats etwa wird nämlich von mir ein Bändchen humoristischer Erzählungen erscheinen unter dem Titel „Alle Kamellen.“

Doch das ist Nebensache! Also zu Deiner Angelegenheit. Mein Urtheil über das, was ich von den Dichtungen Deiner Frau gelesen habe, ist womöglich noch ein günstigeres, als über manche der früheren, wenn ich auch nicht anstehen kann, die Längen und Abschweifungen in manchen Gedichten zu tadeln. Ich weiß recht gut, daß dies eben so bei mir selbst der Fall ist; aber es ist einmal Menschennatur und zwar eine recht schwächliche, daß wir gelinder im Urtheil gegen uns selbst, als gegen andere sind. Also! Diese Gedichte sind vollkommen so gut, wie die früheren.

Aus Deinem Briefe geht nun aber nicht deutlich hervor, ob Du oder Deine gute Frau beabsichtigt, dieselben in einem

eigenen Bände neu erscheinen zu lassen, oder ob sie, wenigstens theilweise, in der neuen Auflage des ersten Bandes abgedruckt werden sollen. Im ersten Falle dürften die vorhandenen einen Band nicht füllen, zumal einige vielleicht nicht aufzunehmten sein dürften; im zweiten Falle würden es am Ende zu viel sein. Ueberlege Dir die Sache mit Rünike und beherzige dabei noch einen Umstand, dessen Erfahrungsrichtigkeit Dir Rünike vielleicht bestätigen dürfte: die zweiten Bände der Lyriker gehen, selbst wenn sie eben so gut und noch besser als die ersten sind, lange nicht so gut.<sup>1)</sup> Diese Bemerkung hat ihre Ausnahmen und bedeutende Ausnahmen, und wenn Publikum und Kritik nur irgend gerecht sind, wird Deine Frau dazu gehören. — Du sprichst von undankbarem Mühsal, welches ich gehabt haben sollte, das hast Du wohl nur so über'm Herzen weggesprochen; Mühe mag ich mir gegeben haben, aber undankbar ist sie nicht gewesen, das beweiset die 2. Auflage der Gedichte.

Nun zu dem Kern Deines Schreibens, Du sprichst das Wort freilich nicht aus; aber ich will es aussprechen und weiß gewiß, daß Du mir es gut aufnehmen wirst: Du möchtest gern wissen, ob ich mich einer ähnlichen Arbeit bei diesen Gedichten unterziehen möchte, wie bei den früheren. Irre ich mich in dieser Voraussetzung, so weiß ich gewiß, daß Du mir nichts übel nimmst. Irre ich mich nicht, so will ich „Ja“ zu der Sache sagen, jedoch mit der ausdrücklichen Bedingung, daß ich es etwas auf die Zeit schlagen muß, denn mit der bin ich sehr bedrängt. — Vielleicht aber hast Du nur eine oberflächliche sprachliche Korrektur im Sinne, und auch da will ich herzlich gerne helfen. — Schreibe mir über Alles ganz genau, Du bist ohne Gefahr, von mir mißverstanden zu werden. Wenn Du es wünschest,

---

<sup>1)</sup> Das ist wirklich eingetroffen, denn während der erste Band bereits dreimal gedruckt werden mußte, ist vom zweiten noch keine neue Auflage erschienen.

will ich auch die Korrektur der neuen Auflage übernehmen.

Doch noch eines Umstandes muß ich erwähnen, der bei einer tiefer eingehenden kritischen Uebersarbeitung von sehr eingreifenden Folgen sein dürfte; ich habe eine ganz neue Orthographie angenommen, und durch dieselbe würde der Reim und der Vers oft heftig alteriert werden dürfen.

Daß Du mich mit Deiner guten Frau hast besuchen wollen, ist mir ein Beweis Deiner fortbauenden Freundschaft, und wenn Du Deine Absicht im nächsten Jahre ausführst, so sollst Du sehen, daß ich auch in meinem Hause Freundschaft zu üben weiß.

Grüße mir Kunike herzlich und sage ihm Dank für die Uebersendung des 2. Heftes des Lexikon; ich werde dem alten Rosergarten nächstens eine darauf bezügliche Zusendung machen. Mit freundschaftlichem Gruße

Neubrandenburg,  
den 1. October 1859.

Dein  
Fritz Reuter.

Der litterarische Erfolg und die Anerkennung der „Blomen“ hatte heilsam auf den seelischen Zustand der Kranken gewirkt, so daß sie den Wunsch ausgesprochen, von Rostock aus, in Begleitung ihres Mannes, Reuter aufzusuchen. Allein der Stiftsarzt Dr. Schröder rieth entschieden ab, und so mußte Wuthenow wieder selbst der Vermittler zwischen seiner Frau und seinem Freunde sein. Er schickte seiner Alwine den vorstehenden Reuter'schen Brief mit der Bitte, ihm zu sagen, wie er denselben erledigen solle, oder auch an Reuter direkt zu schreiben. Sie legte dankerfüllt und vertrauensvoll Alles in Reuters Hände, ohne sich über die Frage einer orthographischen Umgestaltung klar genug auszudrücken, dagegen die Herausgabe eines zweiten Bändchens dringend wünschend. Dazu fehlte es Reuter augenblicklich an Zeit, und er machte sich deshalb erst an

die geringere Arbeit, die Korrektur der neuen Auflage, nach Maßgabe seiner veränderten Orthographie, welche in der Vorrede zur vierten Auflage der „Läuschen un Riemels“ sprachwissenschaftlich begründet ist. Ihm war es ebenso Ernst mit Verbesserung der plattdeutschen Rechtschreibung wie Groth; nur auf anderem Wege, auf andere Weise suchte er das Ziel allmählich zu erreichen. Reuter liebte, wie er selbst gesteht, seine Sprache mehr als seinen Dialekt. So bat er um bestimmte Einwilligung zur Durchführung seiner neuen Regeln, indem er zur praktischen Vergleichung darin mehrere Gedichte abschrieb und mit folgenden orientierenden Zeilen<sup>1)</sup> nach Greifswald schickte:

Lieber Bruder,

Du mußt heute mit einem Briefe zufrieden sein, der nicht einmal dem Papiere nach die Anforderungen des Anstandes erfüllt; ich habe kein Briefpapier, es ist zum Schicken schon zu spät. Also —

Eine wirklich große Freude hat mir der Brief Deiner Frau gemacht; ich werde denselben in einigen Tagen so beantworten,<sup>2)</sup> wie die für mich freundlichen Gesinnungen desselben es verdienen. Da aber mir die Zeit des Druckes zu drängen scheint, so muß ich vorläufig über einen Punkt mit Dir im Reinen sein: soll wirklich das Buch mit der alten, fehlerhaften, bloß phonetischen Orthographie gedruckt werden? — Auf mich nimm bei Deiner Anordnung keine

---

1) Leider ist das Folioblatt unten abgechnitten für einen Autographenliebhaber, der Reuters Namenszug zu besitzen wünschte. Dabei ging aber nicht nur das auf der Rückseite Stehende verloren, sondern auch der Schluß. — Am Rande liest man: „Beantwortet den 24. 10. dahin, daß R. die Korrektur mit Berücksichtigung seiner jetzigen Orthographie befolgen und das in seinen Händen befindliche Exemplar leimen lassen möge; zugleich neue Gedichte übersandt. W.“

2) Dieser Brief nebst den paar andern direkt von Reuter an die Frau Kreisgerichtsrath gerichteten war nicht aufzufinden.

Rücksicht, ich würde im Stande sein, nach meiner neu angenommenen Rechtschreibung das Buch umzuändern, ohne daß der Druck aufgehalten wird, nur müßte ich dann ein gelemtes Exemplar haben, denn mit Bleistift wird es der vielfachen Aenderungen wegen nicht gut gehen, auch wäre es gut, wenn's nicht beschnitten wäre, des Raumes wegen. Es versteht sich von selbst, daß das Buch dem Inhalte und Ausdrucke nach gar nicht verändert wird, nur der Schreibart nach, und daß dann beim Reim namentlich kleine Inkonsequenzen nicht zu vermeiden sein werden; aber bei der schrecklichen Formlosigkeit und Willkür in der plattdeutschen Schreibart wird dies nicht viel zu bedeuten haben. — Damit Du entscheiden kannst, sende ich Dir hierbei eine Probe meiner neuen Schreibart, in der ich auf die alte Sprache recurriere, und die nach den wenigen Aeußerungen Deiner Frau über Rechtschreibung ihren Beifall erhalten möchte.

Wünschst Du also eine derartige Umgestaltung, so sende mir umgehend Deine Willensmeinung, und wenn [Du Dir selbst kein entscheidendes Urtheil zutraust, so frage den]<sup>1)</sup> alten Papa Kosgarten, der ist nach meiner Meinung von Allen, die über diesen Gegenstand geurtheilt haben, die beste Autorität. Wiggers,<sup>2)</sup> mit dem ich persönlich geredet habe,

---

<sup>1)</sup> Das Eingeklammerte ist Konjektur von mir. Hier nämlich, am unteren Ende des Blattes, hat die Schere ihr Verwüstungswerk gethan; die Rückseite oben beginnt: alten Papa Kosgarten u.

<sup>2)</sup> Julius Wiggers, der Rostocker Professor, war schon 1857 mit einer Grammatik der plattdeutschen Sprache hervorgetreten, unter Zugrundelegung der mecklenburgisch-vorpommerschen Mundart. Auch er veröffentlichte, noch vor der Herausgabe von „Ut mine Festungstid“, die Geschichte seiner Gefangenschaft: „Vier- und vierzig Monate Untersuchungshaft“ (1861). Neuter dankte ihm brieflich, unterm 27. Januar 1862, für das Buch, worin Wiggers durch die noch frischere Erinnerung eine pragmatische Geschichte jener Lebenszeit zu schreiben vermochte; bei ihm, Neuter, lägen aber 25 Jahre zwischen seinem Jetzt und seinem Damals, „die mich manche Bitterkeit vergessen lassen konnten und mich in

und der ein langjähriger Freund von mir ist, ist entschieden auf dem Holzwege und Brinckman erst recht. — Das ist keine Eitelkeit von mir, denn der Eitle läßt ein lange genährtes Vorurtheil nicht so leicht fahren, wie ich es gethan habe. — Die Gründe und den Weg, den ich einzuschlagen gedenke, wirst Du in der Vorrede zur 4. Auflage von „Läuschen“ finden. — Viele, viele Inkonsequenzen wird man mir vorwerfen können; aber meistens sind es Zweckmäßigkeitsgründe, um das Verständniß zu vermitteln, die mich bestimmt haben; allzuweit darf man sich noch nicht von der Aussprache entfernen, sonst schreibt man nicht für das Publikum, sondern für Sprachforscher und Antiquare.

Damit Du auch eine Vergleichen in praxi vornehmen kannst, sende ich Dir beispielsweise eine Uebertragung des letzten Gedichtes in der Sammlung „Still! Keine dörfst dat weiten.“ Vergleiche es; aber vorzüglich „dat Niejohr.“ — Ich weiß, wie gesagt, sehr wohl, daß viele Inkonsequenzen bei mir vorkommen; aber man muß dem hochdeutschgewohnten Auge beim Lesen auf einzelnen Stellen zu Hülfe kommen, z. B. bei den durch „h“ gedehnten Silben. Schriebe ich „Flot“ oder „Flaut“, so würde der Hochdeutsche eher an „Flöte“ denken, als an „Fluth.“<sup>1)</sup> — Das „au“, „äu“, „ei“ begünstige ich entschieden, sie geben der Sprache mehr Wohlklang als die ewigen „o“, „ö“ und „ee.“ Warne Deine Frau vor der Aufnahme von Formen wie „wähn“ für „wesen“ (sein); sie hat dieselben von Claus Groth und nicht von unserm Volk gehört, und was man uns vorwerfen

---

den Stand setzten, sogar diese Zeit meines Lebens in die rosigen Fluthen des Humors zu tauchen; aber alle Momente wollen sich nicht heiter färben lassen, sie bleiben in ihr schweißliches Grau gekleidet stehen, und wenn ich die heiteren auch ein wenig mit erfundenem Spaß auflockert habe, die grauen habe ich ehrlich in ihrer trübseligen Wahrheit stehen lassen.“

1) Diese Besorgniß ist jetzt durch die Buttamer'sche Orthographie hinfällig geworden.

mag, unser Dialekt stimmt weit mehr mit der alten Sprache, als der . . . (das Weitere fortgeschritten.)

Nachdem Wuthenow am 24. Oktober 1859 seine Zustimmung gegeben hatte, lag Reuter fleißig der Arbeit ob und sandte bereits am 28. die ersten beiden Korrekturbogen nach Greifswald:

Lieber Bruder,

Sehr eilig! Mit dieser Post wirst Du die ersten beiden Bogen Korrektur erhalten. Mit mancher Aenderung wirst Du und Deine Frau am Ende nicht übereinstimmen; aber das ist eben der Umstand, daß nicht zwei Leute übereinstimmen können, was unsere lebenswürdige plattdeutsche Orthographie betrifft. Absichtlich habe ich die mecklenburgische Aussprache der Diphthongen beibehalten, au für o, äu für ö und ei für e. Die Sprache wird dadurch klangreicher und voller; die ewigen langen o und e ermüden schrecklich und machen die Sprache farblos. Die Etymologie hilft uns dabei nicht, da heißt es das Beste aus dem Vorhandenen wählen. — In den nächsten Tagen erhältst Du so viel, daß Kunkle getrost jetzt schon zu drucken anfangen kann. Ich habe das Exemplar zum Buchbinder des Leimens wegen gehabt; es geht aber nicht, es ist eine besondere Art Papier, die den Leim nicht annimmt, ich war also auf den Bleistift angewiesen. Mit herzlichem Gruß Dein

Fr. Reuter.

Man hat mich zur Schillerfeier angekrigelt, und daher ist meine Zeit jetzt verteuft beschnitten; aber ich sende jedenfalls rechtzeitig Manuskript.

Und er hielt Wort; Ende November hatte er die Korrektur vollständig besorgt. In demselben Monat<sup>1)</sup> war

---

<sup>1)</sup> November 1859; nicht wie Glagau angiebt Herbst 1860.  
Gaeberg, Reuter-Studien.

auch sein meisterhaftes Werk „Die Kamellen. Zwei lustige Geschichten“ erschienen. Ein Exemplar schickte er als Weihnachtsgabe für Annamariet Schulten an Wuthenow:

Lieber Bruder,

Ich sende Dir hierbei eine kleine Zuckklapp nebst Brief für Deine Frau. Ich würde Dir auch so ein Buch geschickt haben; aber bei meiner großen Bekanntschaft und Verwandtschaft reichen 30 Freiegemplare nicht so weit.

Nach Weihnachten, die ich bei Peters=Vollentin bei Treptow zubringen werde, mache ich mich an die Gedichte.

Neubrandenburg,

Dein

den 16. Dezember 1859.

Fritz Reuter.

Fröhliche Festtage für Dich und die Deinen. Grüße Deine Frau Schwester und Kunike. —

Rechtzeitig zu Ostern 1860 erschien die neue Ausgabe von „En por Blomen“ mit der Notiz: „Unter der Presse befindet sich eine weitere Sammlung neuer Gedichte von derselben Verfasserin.“ — Diese Ankündigung hing wie ein Damoklesschwert über dem Haupte Reuters. Vielbeschäftigt durch Korrekturlesen und Korrespondieren, gestört durch Besuch und Unwohlsein, wollte ihm das Ordnen und Feilen des zweiten Gedichtbändchens nicht nach Wunsch von statten gehen. Er entschuldigte sich deshalb bei Wuthenow, dem er zugleich aus eigener Verleger=Praxis einen guten Wink giebt, lehrreich für jeden jungen Autor:

Lieber Bruder,

Den anliegenden Brief glaube ich Dir mittheilen zu müssen . . . Nun aber eine Bemerkung, die ich jetzt nicht länger unterdrücken kann — es versteht sich sub rosa! Wenn Du oder Deine gute Frau nicht mehr als 57 Thlr. — oder so — für die erste Auflage erhalten habt, so ist dies nach meiner Rechnung, selbst bei dem billigsten Verlagsmodus — der gleichen Theilung des Gewinnes — zu wenig.

750 Exemplare à 15 Sgr. geben 375 Thlr. brutto,  $\frac{1}{3}$  davon an die Sortimentzbuchhandlungen lassen 250 Thlr. netto. Für Satz, Druck und Papier rechne ich höchstens 75 Thlr., es bleiben also zur Theilung 175 Thlr., für Dich 87 $\frac{1}{2}$  Thlr. Die Versendungskosten und etwaige Verluste trägt in solchem Falle der Buchhändler und mußt Du Dich darauf nicht einlassen, das giebt allerlei Philippzrechnungen. Ich habe Dir dies mittheilen zu müssen geglaubt und zwar nicht als gegen den guten Kunste gerichtet, sondern bloß zu Deinem Vortheil für zukünftigen Fall.

Also Justizkommissarius! Du mußt mich entschuldigen, ich weiß mir die Vortheile dieser Stellung nicht recht klar zu machen. Gewinnst Du dabei, so nimm meine herzlichsten Glückwünsche zu der Aussicht.

Nun wird eine große Vitanei losgehen. 1. bin ich 8 Wochen durch den Besuch des Hofmalers Schloppe in meinem Hause auf das Empfindlichste beim Arbeiten gestört. 2. habe ich trotz der Gegenversicherung der Piper und A . . . eine sehr heftige Grippe durchzumachen gehabt. 3. habe ich die 2. Auflage von alle Kamellen besorgen müssen. 4. nimmt meine Korrespondenz in schrecklicher Progression zu. Dies Alles hat mich sehr gehindert, so wie ich wohl wollte, an meine und an Deine Arbeit zu gehen, und wenn ich auch mit der letzteren den Anfang gemacht habe, so hat es doch schlecht geschafft. Dazu kommt, daß Deine gute Frau sich eine Menge kleiner Nachlässigkeiten angewöhnt hat, die bei den früheren Gedichten nicht in dem Maße vorkamen und deren Abstellung zuweilen seine Schwierigkeiten hat. — Aber laß nur sein! Früh auf und spät nieder bringt verlorne Zeit wohl wieder.

Nächstens denke ich Dir schon die Probe zu senden.  
Bis dahin

Neubrandenburg,  
den 11. April 1860.

Dein unveränderter Freund  
Fritz Reuter.

Wuthenow sollte dieser „Probe“ lange vergeblich entgegensehen. Am 1. Juni 1860 hatte er des Freundes Brief beantwortet unter Beifügung eines gebundenen Exemplars der neuen Ausgabe; auch Annariet Schult schrieb bald darauf, ihre psychische Kraft hatte sich so gebessert, daß der Anstaltsarzt dem nach Kostock gekommenen Gatten die Versicherung nahe bevorstehender Heilung gab. Reuter freute sich innig dazu, dachte wohl auch an die übernommene Verpflichtung für die zweite Gedichtsammlung, machte sich aber nicht daran. Es war ja Sommer, wo es ihn nicht in der heißen Stadt und am Schreibtische hielt; persönlich hoffte er wegen seiner Trägheit Wuthenows Verzeihung zu holen und schrieb demselben launig:

Lieber Bruder,

Deiner Frauen Brief habe ich mit großer Freude in Empfang genommen und gelesen, und wenn ich denselben nicht direkt beantworte, so geschieht es, weil ich einer Dame doch nicht meine Aufwartung in Hemdärmeln machen kann, unter uns beiden geht dies schon eher. — Und ich bin in Hemdärmeln, denn ich packe zur Abreise auf morgen. — Doch hat dies weiter nichts zu bedeuten, sehen werden wir uns doch und zwar auf ganz leichte Weise. Meine Frau soll Brunnen trinken, wir haben Sieden=Vollentin bei Treptow, das Gut meines Freundes Peters, als den Ort ausersuchen, wo diese Aktion vor sich gehen soll, ich bummle mit. „Von dort hinaus kann Dich mein Pfeil erlangen; des Weges Länge wehrt nicht den Besuch.“ Bei der ersten Mittheilung Deiner Ankunft in Teßleben würde ich bei meinem getreuen Bruder in folio, dem ehrwürdigen Pastor in Teßleben, mich einfinden. Sollte jedoch Dein Besuch sich so lange hinzögern, daß die verdammte Brunnenpartie glücklich zu Ende geführt ist, so würde es sogar möglich sein, daß eines schönen Tages ein alter Strömer von Straßenläufer,

mit einem prächtigen Wanst vorne und einem schwächtigen Bündel hinten, bei Dir auf seiner Durchreise und Fußtour nach Rügen anklopfte und sein viaticum verlangte. Du kriegst jedenfalls immer Nachricht, wo ich zu finden bin. Also von morgen an bis nach 3 Wochen zu Sieden-Bollentin, 1½ Meile nordöstlich von Treptow.

Deine Frau grüße ich und Meine (plattb.: Mien) recht von Herzen und freuen uns, daß Ihr Euch mal wieder habt, daß es besser geht, und wünschen mit aller Wunschkraft, daß es noch besser gehen möge. Vale.

Neubrandenburg,  
den 13. Juli 1860.

Dein  
Fr. Reuter.

Wenn ich nichts von den durchzusehenden Gedichten sage, so hat dies seinen guten Grund: ich schäme mich. Persönlich mehr und Alles darüber.

Das geschah; die Freunde sahen sich wieder, und Wuthenow wurde wahrhaft überrascht, als Reuter ihm triumphierend ein Konvolut überreichte: es enthielt das druckreife Manuscript des zweiten Bandes der „Blomen.“ Anstatt in Sieden-Bollentin zu bummeln, hatte er sich dort mit Eifer an die Arbeit gemacht, und er rieb sich vor Vergnügen die Hände, wenn er sich das erstaunte Gesicht seines Ferdinand ausmalte. — „Nun, lieber Bruder, was sagst Du jetzt?“ rief er übermüthig. „Bin ich nicht ein Herzenmeister? Dor sünd de nigen Blomen!“

Viele Mühe hatte er davon gehabt, aber vor der Welt prunkte er nicht damit; Annariel braucht nicht mehr meinen Namen als Aushängeschild, der ihre ist schon bekannt und gut bekannt, erklärte er. So erschien das schmucke Bändchen unter dem Titel: „Nige Blomen ut Annariel Schulden ehren Goren von A. W.“ bei Kunike in Greifswald 1861. Doch ließ es sich die Verfasserin nicht nehmen, in der Vorrede der uneigennütigen Hülfe Reuters zu gedenken: „Junige

Freude hat mir die wohlwollende Aufnahme bereitet, welche meine Blumen bei meinen Landsleuten gefunden haben, diese Freude ist ein Lichtpunkt in meinem kümmerlichen Dasein. Ich schulde diesen Genuß meinem lieben Freunde Reuter, denn ohne seine Aufmunterung, ohne seine freundliche Mitwirkung wäre ich nie dazu gekommen, meine Blumen einem größeren Leserkreise darzureichen. Ich benutze diese Gelegenheit, meinem braven Freunde meinen herzlichsten Dank zu sagen für das, was er gethan, — ihm danke ich auch den Muth, mit Nigen Blumen vorzutreten.“ —

In vier Sträuße (Strüzing) gebunden, enthält die Sammlung eine Fülle köstlicher Poesie. Die Dichterin ist verstanden worden, und so singt sie auß's Neue vom Winter, der vergangen, vom Lenz mit seinen Blüthen, vom fröhlichen Vögelgezwitscher, — es sind die alten Themata, aber sie erklingen in frischen Tönen und melodisch, voller Lust und Wehmuth, wie echte Volkslieder: Müller-, Schiffer-, Jäger- und Liebeslieder, Gedichte für die Kleinen (für de Gören), über die Jahreszeiten und -Feste, über Gott und Natur, auch heitere Polterabendstücke mit einem glücklichen Humor. — Am individuellsten und ergreifendsten ist der Cyklus „Stvore Stunnen,“ wo wir tiefe Einblicke in den Seelenzustand der unglücklichen Frau erhalten und daher etwas verweilen. An ihre Tochter Helene, „an Lening,“ zum Geburtstag sendet sie dies dritte Sträußchen:

't wier, as ob hüt 'ne lütt witt Duw  
 Kam antofleigen in mien Stuw  
 Un dükert sik so dicht an mi  
 Un kek mi an so leiw dorbi,  
 Un säd to mi: „Weitst wat? weitst wat?  
 Us'k gistern up den Schornstein satt,  
 To Griepswold in de Böckstrat wier't,  
 Bi't lekte Hus, dor hew'k wat hürt,

Dor sprung herut din öllst, lütt Diern,  
Sei wull, säd f', hüt Geburtsdag fier'n.  
Ach ja, sei wier so leiw, so smuck,  
Freust di nich uk?" —

„„Oh, Düwing, heft dat god woll meint,““  
Säd trurig ik un sebb un weint,

„„Red nich dorvon, lat dat man sin,  
Mi föllt so gor vel Trurigs in,  
Mi ward so bang, mi ward so weih.  
Nimm wedder man din Flüchten twei,  
Fleig wedder hen, wo du f' heft seihn,  
Un dröppst du f' dor denn ganz allein,  
Denn segg: din Mutting, du lütt Diern,  
Schickt vele Grüß di ut de Fiern,  
Nimm f', wiel f' niks Beters schicken kann,  
As ein Geburtsdags-Strüzing an,  
Un wenn de Blomen, leiwes Kind,  
Bon Morgendau wat natt uk sünd,  
Bon so en Dau, de oft siehr brennt,  
Den ji bi jug woll Thranen nennt,  
So rüken f' doch so schön, so säut;  
Sei stahn nich frischer wied un breit,  
Sei blöhn von idel Leiw so rod,  
In Moders Goren wassen f' blot.  
Nimm f' denn mit deses Breiw von mi  
Un legg f' fast up den Bussen di.  
Ik hew hüt din leiw Mutting seihn,  
Sei satt un jung för sik allein  
En oll lütt schönes Kinnerlid,  
Dat föll ehr in ut olle Tid,  
Klung trurig woll, doch, ach! so säut,  
Für to! ob ik dat Lid noch weit:  
Heft hört woll von Marleneken,  
Wo sei eins all de Beneken

Von ehr lein Bröding söcht un fänn  
Un in en siden Doß sei bünn?  
Nah en Machandelbom sei drog,  
Wo ein schön Bagel rute flog  
Un in den hellen Morgen sung,  
Dat 't Lid in'n Harten wedder klung?  
Wo hei en por schön rode Schoh  
Ehr smet bi 't lustig Singen to,  
Dat sei dormit schier danzt un sprung,  
Ehr Led verget un lustig sung?  
Un wo sei danzt up 't gröne Gras,  
Wiel't Vägling gor ehr Broder was,  
Den sei för ümmer glöwt verlur'n,  
Un wo s' nu danzt dörch Busch un Durn,  
Un wo s' sik freut ahnmaten siehr,  
Dat hei nu wedder bi ehr wier? —  
Ach, du heitst of Marleneken,  
Ach, künnst du doch de Beneken  
Von min oll Glück tofamen fin'n  
Un in en siden Doß sei bin'n  
Un dragen sei an Gottes Thron;  
Hei is jo of son Wunnerbom,  
Un wenn hei't wull un pust't dorin,  
Müßt glik of son schön Bagel sin,  
De lustig sine Flüchten swüing  
Un Fred un Freud in 't Hart mi süing,  
Un smet son Schoh, so schön un rod,  
Billicht mi of in minen Schot,  
Dat heil gesund ik fohrt dorin  
Un nah min Vening-springen künn;  
De Bagel äwer, de dit dahn,  
Würd as en Engel bi uns stahn,  
Un würd mein Dag' nich von uns wiefen,  
Un würden wi in 't Dg em kieken,

Wird helle Freud in'n Harten sin;  
Hei is dat Glück, dat uns verswünn.  
Tosam wier, wat tosam deit hür'n;  
Wo wull'n wi denn Geburtsdag fier'n!

Doch sie weilt fern vom Gatten und von ihren Kindern,  
im Krankenstifte, schon sieben lange Jahre; — wie viele  
schwere Stunden sie dort gehabt hat! — So sitzt sie wieder  
einmal traurig da, zur Winterszeit, wo Alles schläft. Ach,  
seufzt sie, könnte sich doch auch mein Leid ein wenig  
schlafen legen!

Mi is so fur min Leben maft,  
Ik hew nu lang nog weint un waft.  
Still! Still! Mi fall'n de Ogen to,  
Mi äwerkümmt 'ne söte Roh,  
Un snurrig Biller voräwer trecken.  
Gah! Liesing, lies'! Kein fall mi wecken.

Sie träumt, ganz einsam auf einem Felde zu stehen;  
die Landschaft liegt todt da, in ein weißes Leichentuch gehüllt,  
selbst der Himmel sieht kalt und starr aus. Da läßt sich aus  
der Ferne ein Glöcklein vernehmen, näher kommt ein Fuhr-  
werk, das seine Last kaum schleppen kann, schwer und  
langsam; unter den Rädern knirscht der Schnee, der ganze  
Wagen knarrt und kracht, das Glöckchen klingt hohl und  
ernst, der Gaul fällt ermattet nieder, und bloß die Peitsche  
hilft ihm auf die Beine: vortwärts! — Ach, das ist ja ein  
Abbild ihres eigenen Lebens:

Ik fohr to Höcht, griep nah min Post,  
Dörch mine Glieder skügg en Frost,  
Ik riem de Ogen mit de Hand;  
Dat Bild bliwt ümmer vör mi spannt,  
Un trurig fröggt ein stille Thran:  
Wo lang mag so de Tog noch gahn?

Is würrlich, Watting, dat min Leben?  
Hest du di miner ganz begeben?

Nach ne, nich möglich schient mi dat,  
Ein Mal ward doch min Schicksal satt,  
Ein Mal kümmt s' doch, de söte Noh;  
Na, denn man los! man ümmer to!

In einem anderen Gedichte vergleicht Anmariel sich mit Schneewittchen; zur holden Prinzessin kam der Königssohn, durch seinen Kuß sie aufzuwecken:

Doch, arme Seel, wer kümmt to di,  
Wer sprengt din gläsern Sark?  
Wer bögt so lind sik äwer di  
Un sprekt as Sünnenschien:  
„Du arm Sneewittken, waß nu up  
Un lat uns glücklich sien!“

Sie weiß wohl, wer sie befreien könnte: Jesus Christus.

O grote Held von Kraft un Dad,  
So leiw, so tru, so fram,  
Heil Christ, du schöne Königsfähn,  
Segg an, wenn willst du kam?

Ihr Glaube ist groß und stark, daß durch Nacht zum Licht der Heiland sie aus den Schatten führen wird. So trägt sie ihr Kreuz geduldig in Hoffnung und Gebet.

Dann wieder sehen wir die Dichterin mit ihren Gedanken allein zur Dämmerstunde, im Schummern. Ihr Herz wird so weich und weh beim Zirpen des Heimchens, das ja in ihrem Busen das Lied von Zuhause anstimmt. Da ist's ihr, als lege sich eine Hand leis auf ihre Schulter, als sage ihr Jemand freundlich guten Abend, als blickten zwei Augen sie klar und lieb an; ach, 's ist eitel Traum, und sie seufzt tief. Nach Hause, nach Hause! Sie würde den Weg wohl

finden, und wär' er noch so uneben, und in die bekannte, kleine, traute Stube treten, ganz sacht.

He markt dat nich, de eben  
Sin Schriftüg schüft bi Sid,  
De Mann, dat em wat Leiwes  
Äwer de Schuller süht.

Und nun zaubert sie sich ein Bild süßesten Familienlebens vor die Augen: Ihr Mann ist fertig mit der Arbeit und hat die Feder bei Seite gelegt. Auf dies Zeichen kommen sie Alle heran, seine und ihre Kinder, streicheln ihm Backen und Bart, schmeicheln und bitten um Märchen. Ja, ruft klein Lena, am schönsten war doch das, was uns Mama einst erzählte!

„Mama, de weit Geschichten!  
Wer so vertellen künn!  
Doch nu möt unſ' Papaken  
Unſ' Märkenboſ hüt fin!“  
Wo ward de Mann so düster  
Utsehn mit enen Mal?  
Kümmt dat blot, wiel de Abend  
Just deeper sacht hendal?  
Dat he mit düstre Flüchten  
Huschyt äwer sine Stirn,  
Langt noch en anner Schatten  
Na em ut wiede Fiern?  
He höllt sik to de Dgen  
Un süßt so deep un swor:  
„Mama, du leiwte, söte,  
Ach, wenn du doch wierst dor!“

Da schluchzt sie und fleht das Heimchen in ihrer Brust an, innezuhalten; eine sanfte Hand bringt die Erinnerung zur Ruhe.

Dieselben Herzenstöne und Heimwehklagen, aber auch dieselbe Hingebung in den Willen des Höchsten treffen wir in den übrigen, meist auch formell schönen Gedichten: „En Dpfiek in Rod“, „Ik möt an Di gedenken“, „Ik seeg hüt in en Möl“, „De Wald steit still un ensam“, „Abends“, „Annetten sitt to spinnen“, „Abendwind kümmt to höch“, „Ik seih en Schipp, dat trurig“, „Se hett noch Macht“, „An den Mahn“, „An den Dod“, „Ensam“, „Regentweder“.

Früh verlor die Dichterin ihre geliebte Mutter, die vom Himmel herab das Leiden ihres unglücklichen Kindes sieht und es mit Liebe umfaßt. Zu ihr hinauf klingt aus tiefstem Herzensgrunde die Klage:

Arm, de mi ens dragen,  
Schoot, de mi geburn,  
Moder, leiwe Moder,  
De ik früh verlurn.

O! wenn hoch un höger  
Rings de Water gahn,  
Stündlich wild un willer  
Mi dat Hart ward slan, —

Ut de swarten Wolken  
Nich en Stiern mi lacht —  
O! denn geht en Luchten  
Plözlich dörch de Nacht!

As den Mahn sin Strahlen,  
Gütt et dörch mi mild,  
Un to mi herunner  
Süht din leiwes Bild.

Deit so fründlich kiken,  
As de Abendstiern,  
Wenn he seggt to Blömer:  
Gew jüm gor to giern!

Wenn de luden Water  
Sacht he spreckt to Roh  
Mit sin Blick vull Freden:  
„Slapt, ik wak nu jo!“

O! so sacht un sachter  
Denn to Sinn mi ward,  
As wenn köhle Water  
Spelen üm min Hart,

Un as dor dat Segel  
Leggt to Roh sik fram,  
As en Schipp, dat lisen  
In sin'n Hafen kam.

Sülst min Leed, so düster,  
Rikt mi fründlich an,  
Dat de Händ ik folgen,  
Abba! beden kann.

As en Duv dau barga  
Köpping in din Schoot  
Un roop: leiwe Moder,  
Ward noch all mal god!

D will kein mi hebben,  
Nimmst du mi doch an,  
Bit ik mi besinnen,  
Mod mi faten kann.

D du leivstes Leiven,  
D du bestes God!  
Truer as de Heben,  
Stärker as de Dod!

Schönstes Sünnenschiening,  
Dat se hätt deſ' Jr,  
Moder, leine Moder,  
Lat mi nimmer mihr! —

Nicht nur in plattdeutscher Sprache hat Amariel Schult ihren poetischen Blumengarten bepflanzt; es erschienen von ihr auch „Hochdeutsche Gedichte“ (Greifswald, Kunike. 1862), ebenfalls in Sträuße abgetheilt, zart empfunden, voll inniger Frömmigkeit; indessen an Gedankenreichtum, im Ausdruck und in der ursprünglichen Naivetät stehen die plattdeutschen „Blomen“ ungleich höher. Manche Lieder sind zur Bervollständigung des Lebens- und Charakterbildes unserer Dichterin beachtenswerth; das schöne „So ist es wirklich keine Lüge“, wo die mütterliche Freude über die Briefe ihrer Kinder einfach und herzlich geschildert wird, das an ihre Tochter Hermine gerichtete „Kindlein, auch Du?“, das im Namen der Kranken der Heilanstalt St. Katharinenstiftung ihrem Arzt Dr. Schröder zum fünf- undzwanzigjährigen Jubiläum gewidmete. — In der Polsterabendscene „Poesie, Prosa und Schutzgeist“ redet die Prosa ein handfestes Blatt als Köstlich; und soll ich noch ein Gedicht hervorheben, so ist es das „An Fritz Reuter“ überschriebene:

Wer reitet so frisch in den Morgenwind,  
So kühnlich der Sonne entgegen?  
Der hält ja im Arme ein rosiges Kind,  
Das scheint sich im Schlafe zu regen . . .

Dieser Erbkönig ist Fritz Reuter, und das Kind, welches er zum Schluß im Arme nicht todts hält, sondern wach geküßt hat, heißt „die echt-deutsche Weise“:

Und nennt ihr's auch plattdeutsch, o! die Poesie  
Hat auch hellenischen Adel,  
Und sollet den heiligen Bronnen ihr nie  
Mir trüben mit kleinlichem Tabel;  
Denn wen er, wie mich, zu erquicken gewußt,  
Der kommt stets zu schöpfen auf's Neue mit Lust  
Und ruft: Glück zu! lieber Reuter,  
Auf, singe und reite nur weiter! —

Wir eilen dem Ende zu. Seit 1863, mit der Ueber-  
siedelung nach Eisenach, sind sich Reuter und Wuthenow  
noch mehrmals begegnet. Der Letztere brachte etwa gleich-  
zeitig seine Frau nach Winnenthal in Württemberg und  
kehrte auf der Rückfahrt im Reuter'schen Schweizerhause  
ein. Wieder in Geißswald angelangt, fand er einen Brief  
vor, worin ihm der Medizinalrath Dr. von Zeller baldige  
und gänzliche Heilung der Kranken versprechen zu dürfen  
glaubte. Hoherfreut theilte er dies seinem Freunde mit  
und bekam durch Kunikes Vermittelung, der gerade Reuter  
in Eisenach besucht hatte, die folgende Antwort:

Mein lieber Bruder,

Das war für mich und meine Frau ein recht herz-  
erquickender Brief, so recht aus dem Freundes=Gelenk heraus,  
an welchem nichts weiter daran herumbammelte als alte  
Freundschaft und Dein treues Herz. — Wir haben uns sehr  
gefremt, daß Du mit schönen Hoffnungen und zuversichtlichen  
Ausichten von Deiner armen Frau abgereiset bist, daß Du  
Freude an Deiner Reise gehabt hast und alte ruhige Tage,  
glücklich durch die Genesung Deiner Frau und durch die  
Freude an Deinen Kindern, für die folgenden Lebensjahre  
in Aussicht nimmst. Gebe Gott seinen Segen dazu! —

Auch ich hoffe auf einen ruhigen Lebensabend und hoffe  
ihn mir auf die allertrivialste Weise, nämlich durch Pfeifen=

schneiden, zu erobern. Und warum nicht? Ich sitze jetzt im Rohr, nun will ich Pfeifen schneiden, Tobackspfeifen und andere. Wenn ich dann einmal ein Häuschen mit Garten mein eigen nenne, werde ich gemüthlich auf diesen Rohrpfefen (avena) blasen und damit aufhören, womit andere Dichter anfangen, nämlich mit dem lyrischen Haserrohr; bis dahin müssen die dummen Kerls, Hawermann und Bräsig, noch vorgespannt werden und müssen mir das Feld ackern, auf dem ich einmal ernten will. — Mit dem Urtheile Deiner guten Frau über diese alten Gesellen hast Du mir eine große Freude gemacht; ich habe öfter daran gedacht, ob ihr wohl bei ihrer religiösen und zarten Auffassung des Lebens die alten Knaben nicht etwas zu derbe vorkommen möchten. — Ich will nur wünschen, daß der zweite Theil ihre Hoffnungen auf ein gutes Ende nicht zu sehr herabstimmen wird. — Ich bin jetzt sehr fleißig und mit dem dritten, letzten Theil schon über ein Drittel fertig, so daß ich mit Sicherheit — wenn Alles so fortgeht — auf sein Erscheinen zu Ostern hoffen kann. — Der Winter, der, beiläufig gesagt, hier eben so gut als der Sommer die schöne Natur hervortreten läßt, muß aber auch meine Arbeitszeit sein, denn der Sommer bringt uns hier viele Störung; das Fremdenbuch meiner Frau zählt bis jetzt schon 109 Besucher, und Du, mein alter Junge, stehst prächtig darunter, Du und der Kapteihn, der mit seinem Bruder hier war.<sup>1)</sup> — Manche wissenschaftliche und künstlerische Notabilität hat uns hier schon aufgesucht, und wir haben in Koburg und Gotha desgleichen gethan. Bei Koburg haben wir in Neuseß den alten, ehrwürdigen Friedrich Rückert besucht, in Gotha sind wir in liebenswürdige Bekanntschaften gerathen, worunter der Oberhofsprediger Schwarz, und bei Gotha in Siebleben waren wir bei Gustav Freytag zum Mittagessen geladen,

---

1) „Fritz Reuter-Reliquien“. S. 59 folg.

d. h. aber entre nous ohne weitere Gesellschaft. — Das Leben ist doch schön, o Königin! vorzüglich für einen, der entweder auf der Festung gefessen oder bei Schuster und Schneider auf dem Boden gewohnt hat. —

Diesen Brief erhältst Du durch Kunike, rede ihm ein bißchen zu, wenn die Rede darauf kommt, daß er auf meine sehr in der Billigkeit liegenden Vorschläge in Betreff auf „Kein Hüßung“ eingehen soll. — Es ist eine verdrießliche Geschichte<sup>1)</sup> . . .

Der Brief an den Großherzog<sup>2)</sup> ist nicht plattdeutsch, ist auch nicht von Bedeutung; aber wenn Du ihn haben willst, wird sich Meine ein Vergnügen machen, ihn für Dich abzuschreiben. Kommt er diesmal nicht mit, so erhältst Du ihn nächstens; ich bitte jedoch aus naheliegenden Gründen ihn nicht zu publizieren. — Wir sind gesund und wohl und beide grüßen Dich auf's Herzlichste.

Eisenach, Dein  
den 28. November 1863. Fritz Reuter.

Ein Wiedersehen beider Freunde im Jahre 1865 wurde vereitelt. Wuthenow wollte an der fünfzigjährigen Jubelfeier der Burschenschaft in Jena Theil nehmen, auch Reuter hatte die gleiche Absicht, mußte aber Hals über Kopf sich einer Kaltwasserkur unterziehen, und zwar in Laubbach bei Koblenz. Nachstehende Zeilen datieren vom 12. Juli 1865:

Lieber Wuthenow,

Aus der Ueberschrift siehst Du schon, daß Dein Brief mich nicht zu Hause in Eisenach getroffen hat, daher die etwas verzögerte Antwort. — Mich hat ein arger Rheumatismus

---

<sup>1)</sup> Es handelte sich um Abtretung des Verlagsrechtes von „Kein Hüßung“ an die Hinstorff'sche Postbuchhandlung in Wismar.

<sup>2)</sup> An Friedrich Franz, Großherzog von Mecklenburg-Schwerin, als Kanzler der Universität Rostock, richtete Reuter eine originelle Dankfagung für die ihm verliehene Doktorwürde honoris causa. Das Schreiben ist abgedruckt in der Volksausgabe I, 125.

heimgesucht, der sich zuerst als Hexenschuß eingefunden und dann zu einem empfindlichen Gliederreißen ausgebildet und mich in eine Wasserheilanstalt hineingejagt hat.<sup>1)</sup> — Wenn nun auch das Uebel im Abnehmen ist, so werde ich doch nicht daran denken können, die Jenerseher Festlichkeit mitzumachen. Ich habe deshalb auch schon dem Oberappellationsrath Schüler in Jena, der mich in sein Haus geladen hatte, abgeschrieben.<sup>2)</sup> — Möchte, weiß Gott, gerne die alten Freunde — und Dich gewiß am liebsten — einmal wiedersehen, aber — aber! — es ist leider nicht daran zu denken. — Sollte es nicht möglich sein, daß wir uns hier am Rhein sehen? Wenn Du über Thüringen hin oder zurück zu Deiner Frau reiseest, so kannst Du ja wohl die andere Route über den Rhein nehmen? Du würdest uns Beiden (den Reuters) eine große Freude machen.

Grüße Deine liebe Frau herzlich von mir, und wenn's irgend möglich ist, so komme zu Deinem

Fritz Reuter.

Von Laubach reiste Reuter nach Pommern, um bei Peters auf Siedenbollentin wieder einmal in alter lieber Weise das Weihnachtsfest zu verleben. Wuthenow kam aus Greifswald, — es war ihre letzte Begegnung. Jahrelang hörten sie dann Nichts mehr von einander, nur daß ab und zu ein gemeinschaftlicher Bekannter Grüße hinüber- und

---

1) De einen säden: 't is en Fluß,  
De annern säden: Hexenschuß,  
De driüdden säden: 't is de Gicht,  
Of Rheumatismus is't villicht —

so beginnt Reuter seine Widmungsverse der „Reis' nah Konstantinopel“ an Gisbert von Vinde, in Erinnerung an dessen Freundschaftsdienste in Laubach.

2) Und zwar an demselben Tage. Drei von Reuter an Rath Schüler gerichtete Briefe sind gedruckt in dem Aufsatz: „Reuter als Burschenschafter“.

herübertrug. Im Alter erlischt eben die Lust zur Korrespondenz. Da sollten nochmals die „Blomen“ zum Bindeglied werden; eine nöthig gewordene dritte Auflage veranlaßte die Anfrage bei Reuter, ob er auch hier hilfreiche Hand leisten wolle. — Ach, er fühlte sich nicht mehr im Stande, die Feder für sich zu führen, geschweige denn für Andere, und diktierte seiner Luising einige wenige Zeilen:

Eisenach, den 2. September 1873.

Ja, mein lieber Bruder, wie gern erfüllte ich Deinen Wunsch, wenn ich dazu noch im Stande wäre! Aber ich armer rheumatischer Stachel taugt nicht mehr dazu, habe genug an mir zu schleppen — bediene mich fast nur noch der Feder meiner guten Frau. Aber ich schlage Dir den Gymnasiallehrer Vogel-Greifswald vor zur Durchsicht der „Blomen“, der dazu durchaus befähigt und ein lieber freundlicher Mensch wohl Dir den Dienst erweisen möchte, wenn Du ihn in meinem Namen darum begrüßest. Du glaubst kaum, wie leid es mir thut, Dir hierin nicht mehr gefällig sein zu können.

Daß auch bei Dir sich Gebrechen zeigen, höre ich mit Bedauern, vertraue aber Deiner guten Gesundheit. Ja, lieber alter Freund, es kommen die Tage, die uns nicht gefallen! Glücklicherweise erfreut sich meine gute Frau der besten Gesundheit — sonst stände es noch schlimmer um mich; sie grüßt Dich herzlich und bedauert sehr, daß ich Deinen Wunsch unerfüllt lassen muß.

Gott segne Dich, alter lieber Freund, und lasse Dich noch Freude erleben!

Dein  
Fritz Reuter.

Ziemlich unverändert, mit Verbesserung der Druckfehler, doch leider auch mit Einführung vieler neuer, kam die dritte Auflage von „En por Blomen ut Annariet Schulden ehren

Goren" noch zum Herbst 1873 heraus, in Oktavformat (Greifswald, Julius Bindewald). Die Vorrede vom ersten Oktober lautet: „Der Umstand, daß ihre Lieder Anklang im Volke gefunden, so daß jetzt eine neue Auflage veranstaltet werden mußte, hat der Dichterin in ihrem qualvollen Dasein manche Aufmunterung gewährt. Ihre Leiden halten sie noch immer von ihren Lieben fern, so daß sie noch immer die Stimmungen ihres Herzens durch die Feder ausströmen lassen muß, nur selten, ach, nur selten durch mündliche Mittheilung sich erleichtern kann.“

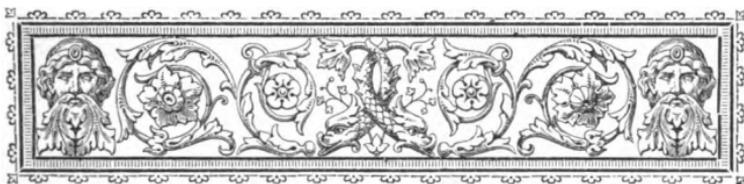
Im nächsten Jahre sollte Annariet Schult, nach einer Abwesenheit von rund fünfundzwanzig Jahren, zurückkehren in ihre Häuslichkeit, zu Mann und Kindern; aber in den Jubelbecher fielen heiße Thränen, denn beinahe gleichzeitig ging Fritz Reuter in die Gefilde der Seligen. Ferdinand Wuthenow folgte ihm 1882; allein Diejenige, welche die alten Festungsbrüder durch die Poesie wieder zusammengebracht hatte, ist übrig geblieben, um einen still zufriedenen Lebensabend zu feiern „tau Hus“. Ihre Muse schläft noch nicht; „wie manches Lied, wie manches Gedicht ist später noch von der Mutter gesungen, o viel, viel schöner als diese, der öffentlichen Kritik übergebenen!“ schreibt mir die Tochter. So darf unser Geschlecht vielleicht und hoffentlich bald lustwandeln zwischen „Harnstoffblomen ut Annariet Schulten ehren Goren.“



**Fritz Reuter**  
und die  
**Gebrüder Boll.**







Als glücklichster Abschnitt im Leben Friß Reuters dürften die  $7\frac{1}{4}$  Jahre zu betrachten sein, welche der große plattdeutsche Dichter in der romantisch gelegenen Mecklenburg-Strelitz'schen Vorderstadt Neubrandenburg an der Tollense zugebracht hat. Ostern 1856 war er aus Dreptow dahingezogen und blieb dort bis zur Uebersiedelung nach Eisenach, Johanni 1863.

Am 1. April 1856 hatte Reuter die Leitung des von ihm begründeten „Unterhaltungsblattes“ niedergelegt: „Zu schwinden beginn ich in Preußen, meinen Schritt sieht Dreptow nicht mehr; in Brandenburg werd' ich entschlafen als Redakteur.“ In Nummer 13 des zweiten Jahrganges lesen wir am Ende: „Meinen geehrten zukünftigen Herrn Müßbürgern mache ich die ergebenste Anzeige, daß ich von Ostern d. J. ab Unterricht in der Mathematik, im Rechnen und im Zeichnen zu erteilen gedenke. Meine Wohnung ist bei dem Tischlermstr. Hrn. Willebrandt an der Kirche. F. Reuter.“<sup>1)</sup>

<sup>1)</sup> Dies sind die Schlußworte der letzten, von Reuter herausgegebenen Nummer. Glagau theilt ganz andere mit, die nicht dort gedruckt stehen. Uebrigens vegetierte das „Unterhaltungsblatt“ unverändert weiter, bis es am 1. Juli 1856 den stolzen Titel „Nord. Centralblatt für Landwirthschaft, Handel, Kunst und Gewerbe zc.“ annahm. Wenn Glagau ferner behauptet, daß Reuter bei der Uebersiedelung nach Neubrandenburg schon glaubte, von dem Ertrage seiner Feder leben zu können, daß er sich aber für's Erste getäuscht sah, so zeigt obiges Inserat das

Aus seiner „gänzlich isolierten Stellung“ in dem öden Treptow trat der in beiden Mecklenburg und Pommern wohlbekannte Volkschriftsteller in den anregenden Kreis der Neubrandenburger Gesellschaft. Auf den intimen Verkehr mit den Familien des ersten Bürgermeisters Geheimen Hofrath Brückner und des Apothekers Dr. Siemerling,<sup>1)</sup> auf seine gemüthlichen Zusammenkünfte mit Vornehm und Gering im Gasthof „Zur goldenen Kugel“ (zum goldenen „Knop“), im Rathskeller, Schützenhaus und in der Hahn'schen Bierbrauerei neben der Post sei hier nur kurz hingewiesen. Vor allen übrigen waren es zwei Männer, deren vertrauter Umgang von großer Bedeutung für sein poetisches Schaffen werden sollte, und deren Freundschaft auch nach seinem Fortzuge, von Eisenach aus, durch Besuche und regelmäßige Korrespondenz Zeit lebens rege blieb: es sind dies die rühmlichst bekannten Brüder Franz und Ernst Voll.

Sie waren Söhne des Predigers an der Marienkirche Franz Christian und dessen Frau Friederike, geb. Brückner. Franz, der ältere, geb. den 17. Oktober 1805, wurde in seiner Vaterstadt Pastor an St. Johannis, verheirathete sich 1841 und nahm drei Jahre später seinen geliebten, stets kränkenden Bruder Ernst, geb. den 21. September 1817, zu sich, welcher wegen eines Lungenleidens der theologischen Laufbahn hatte entsagen müssen und als Privatgelehrter lebte. In der Wissenschaft leuchten die Namen dieser Dioskuren als freundliche Sterne; ihre Schriften zur Mecklenburgischen Sittengeschichte und Alterthumskunde sind tüchtige historische Arbeiten und besonders geschätzt die „Chronik der Vorderstadt Neubrandenburg“ von Franz und die zweibändige

---

Gegentheil. Je länger und eingehender ich mich mit den Lebensschicksalen Reuters beschäftige, desto häufiger ertappe ich Glagau auf falschen Wegen.

<sup>1)</sup> In „Montecchi un Capuletti“ sowie in „Urgeschicht von Meckelnborg“ oft genannt.

„Geschichte Mecklenburgs“ von Ernst Voll. Außer dieser gemeinsamen, der Vergangenheit ihres Heimatlandes gewidmeten Thätigkeit befaßte sich der ältere Bruder viel mit Kirchenvätern, doch blieben seine größeren Studien und Untersuchungen Manuscript, nur drei theologische Abhandlungen liegen gedruckt vor. Der Jüngere hat auch als Naturforscher und Geograph, u. a. durch seine Werke „Abriß der Mecklenburgischen Landeskunde, Naturkunde, Geschichte und Topographie“, „Geognosie der deutschen Ostseeländer zwischen Eider und Oder“ und „Abriß der physischen Geographie“ sich verdient gemacht. Beide beschäftigten sich überdies gern mit ihrer Muttersprache, die ihnen ans Herz gewachsen war; ja es stammen aus Franzens Feder mehrere Aufsätze zur Aussprache und Rechtschreibung des Plattdeutschen.

Naturgemäß trat Reuter in Neubrandenburg sofort mit diesen zwei Männern in nahe Berührung. Mit Recht sagt Ebert: Sicher ist der Verkehr mit diesen beiden in das Wesen des Mecklenburgischen Volkes wie in die Geschichte, speziell die Kulturhistorie, unserer engeren Heimat tief eingedrungenen Gelehrten von hohem Nutzen für ihn, den genialen Zeichner Mecklenburgischer Kulturbilder, gewesen.<sup>1)</sup>

In der Häuslichkeit des Herrn Pastor und Präpositus fühlten Fritz und Luise Reuter sich gleich heimisch; sie freuten sich an den frisch und gesund heranwachsenden vier Kindern, dem Sohne Franz und drei Töchtern Friede, Anna und Luise, die alle an Onkel Ernst mit rührender Zärtlichkeit hingen. Mit Letzterem schloß unser Dichter bald

---

1) Den Nachweis liefert meine Abhandlung, zu der mir durch gütige Vermittelung des Herrn Bürgermeisters Gustav Brüdner in Neubrandenburg die — inzwischen ihrer Familie und ihren Freunden durch den Tod entrissene — Frau Präpositus Auguste Voll, geb. Krull, die ganze Reuter-Korrespondenz anvertraute.

innige Freundschaft, scherzhaft nannte er, obwohl der ältere, ihn ebenfalls „Onkel“ und bot ihm später das „Du“ an. Mit ihm sympathisierte er auch in politics, sie waren Beide in der edlen Bedeutung des Wortes Demokraten.

Eines Tages, im Gespräche über die Zustände im Lande und zumal auf dem platten Lande, rühmte Reuter den Freimuth Arnolds und erklärte, daß er dessen in dem „Versuch einer Geschichte der Leibeigenschaft in Pommern und Rügen“ offenbarte Gesinnungen vollständig theile und nicht übel Lust habe, diesen herzergreifenden Stoff einmal poetisch zu gestalten. Onkel Ernst hatte schweigend zugehört, holte vom Bücherregal den eben erschienenen zweiten Band seiner Geschichte Mecklenburgs, schlug Seite 608 auf und sagte nur: „Lesen Sie!“ Es war der 62., von Franz Voll bearbeitete Abschnitt, welcher die Bauern und die Landwirthschaft behandelt und die traurige Lage der Tagelöhner folgendermaßen schildert:

„Häufung zu erhalten ist in Mecklenburg auf dem Lande grade die schwierigste Sache, die Ehen sind dadurch ungemein erschwert. Die natürliche Folge davon ist die immer mehr überhand nehmende Sittenlosigkeit unter der ländlichen Bevölkerung, von der leider nur zu sprechende Beweise vorliegen . . . Das Loos der tagelöhnernden Klasse auf dem Lande . . . ist auch nach Aufhebung der Leibeigenschaft keineswegs ein glückliches geworden. Die Mittel zur animalischen Subsistenz sind dem Mecklenburger Hoftagelöhner vielleicht weit reichlicher geboten als anderwärts, — das ist aber auch Alles. Dafür wird seine Arbeitskraft über die Gebühr ausgebeutet. Kaum ist er erwachsen, so beginnt die schwere Arbeit. Hat er es endlich glücklich erreicht, Häufung und damit eine Frau zu haben, so muß er mit derselben (oder statt der Frau einen sogenannten Hofgänger stellend) die sechs Wochentage im Hofdienste slaven, wie er's nennt. Für die Besorgung

der eigenen Arbeit, zur Bestellung seines Gartens, seines Kartoffelackers u. s. w. bleibt ihm nur der Sonntag übrig; selbst unser neues Sonntagsgesetz hat diesem Uebelstande sich anbequemen müssen. Betagte Tagelöhner auf dem Lande zu sehen, gehört zu den Ausnahmen, sie arbeiten sich frühzeitig zu Ende. So ist und bleibt der Mecklenburger Tagelöhner . . . roh und verderbt, weil nur die rohe Körperkraft bei ihm benützt, nichts Edleres aber in ihm in Anspruch genommen wird. Für die traurige Wahrheit dieser Behauptung brauche ich mich nur auf . . . die kannibalische Tödtung des Gutsbesizers Haberland zu Maxdorf im Jahre 1839 und die vandalische Verwüstung zu Torgelow im Jahre 1848 zu berufen, die leider für den bodenlosen Mangel an Religion und Moral neben bodenloser Einfalt bei unserm Landvolke Zeugniß ablegen. Glaubten es doch die Maxdorfer Tagelöhner ihrem Anstifter, daß dergleichen Verbrechen zu begehen ihnen von hoher Obrigkeit frei gegeben sei! . . . Fürwahr ein trauriger Zustand, dessen Aenderung leider nicht abzusehen ist. Nur erst dann, wenn die körperliche Arbeit bei uns einen weit höheren Lohn findet, . . . wenn die arbeitende Klasse nicht mehr bloß fröhnt, um Wenigen Reichthum und Wohlleben zu geben, nur dann wird es möglich sein, daß, wie es in der neuen Welt ist, auch die arbeitende Klasse zum Bewußtsein ihrer Menschenwürde sich erheben kann.“ —

Diese Darstellung gab die Idee zu „Kein Hüfing.“ Die Grundzüge liegen hier vor, so daß der Leser jetzt im Stande ist, das Rohmaterial mit Reuters Ausarbeitung zu vergleichen. Mit Ernst Boll besprach Friß Reuter die Komposition jener düsteren Dichtung, mit ihm ging er Kapitel für Kapitel durch, änderte Manches auf seinen Rath, insbesondere die Schlußscene.

Auch die erste Anregung zu „Dörchläuchting“ verdankte Reuter seinem Onkel Ernst, dem er in seiner gleichfalls schon in Neubrandenburg 1859 begonnenen „Urgeschicht von Meckelnborg“<sup>1)</sup> ein heiteres Denkmal gesetzt hat: „Herin kümmt Ernst Boll. Dat was min Mann! — „Ernst,“ segg ick, „wo vel von Din meckelnbörg'schen Geschichtsbäuer heft Du woll noch in Börrath?“ — „„Oh, unbedüend,““ seggt hei. — „Dat deiht mi üm Dinewillen Led,“ segg ick. — „„Woso?““ fröggt hei. — „Wil Du Allens, wat Du affett't heft, a tuh Prih taurügg köpen un denn verbrennen möst.“ — „„Woans dat?““ fröggt hei un ward ganz blaß. — „Ernst,“ segg ick, „ick frag' Di, kann Din meckelnbörg'sche Geschicht, de vör söshunnert Johr anfängt, woll den sülwigen Strang trecken, as 'ne anner, de vör fivduusend achthunnert un viretihn Johr, kort mit Erschaffung der Welt anfängt?“ — „„Ne,““ seggt hei un ward noch blasser. — „Na,“ segg ick, „denn köp Allens taurügg un verbrenn't, un wenn ick Di tau den Reukop mit en fiv bet söshunnert Daler unner de Arm gripen kann, nich mihr as girn; denn ick bün förre hüt Morr'n en Mann von wenigstens teigen Dusend Daler Kaptal.“ — „„Dor gratulir ick Di von Herzen tau,““ seggt hei un drückt mi de Hand, denn hei is kein von de afgünstigen Frünn'. „„Newer wat hett dat All mit min Geschicht tau dauhn?““ — „Rik hir,“ segg ick, un holl em den Titel von min Urgeschicht vör de Dgen“ . . . —

Ernst Boll kränkelte beständig. Die einzige Reise, welche er schon seit Jahren unternahm, war zur Erholung im Sommer nach der Insel Rügen. Dort in dem kleinen Krampas hatte sein schwacher Körper stets von Neuem einige

---

<sup>1)</sup> Dies Werk wolle der Leser zum besseren Verständniß der Neubrandenburger Persönlichkeiten und Zustände zur Hand nehmen; außer Ernst und Franz Boll sind auch die übrigen Freunde und Bekannten Reuters hier in die Unsterblichkeit hineingeschmuggelt.

Stärkung und Kräftigung gefunden. So auch im Juli und August 1857. Während er sich Morgens an dem erfrischenden Seebad erlabte, Tags über im Wald oder am Strand auf und ab wanderte und jeden Strauch, jede Blume, jeden Stein, jede Muschel prüfte (denn über Rügens Naturschönheiten, Geschichte, geognostische Bedeutung, Flora und Fauna plante er eine — 1858 erschienene<sup>1)</sup> — Schrift) und Abends eine kühle Brieze ihn umwehte, — während dessen schwipzte Fritz Reuter in Neubrandenburg, wo es sich bei der tropischen Sonnengluth, der „hahnebüchernen“ Hitze, kaum athmen und selbst nicht in „Hemdsmaugen“ leben ließ. Da

1) Die Insel Rügen. Reise-Erinnerungen von Ernst Boll. Schwerin, o. J. Der Verfasser gesteht, daß Rügen von seiner Kindheit an immer einen ganz besonderen Reiz für ihn gehabt habe: „Ich erinnere mich noch sehr wohl der Zeit, in welcher die Erzählungen der Reisenden die erste Sehnsucht nach diesem Insellande in der jugendlichen Seele weckten und ich mir, in freilich sehr unbestimmten Zügen, selbst ein wunderbares Bild desselben zusammenstellte. Wie weit ist aber später, als ich seinen Boden zuerst betrat, dies phantastische Bild hinter der Wirklichkeit zurückgeblieben!“ Von Stubbenkammer führt ein Weg durch die Stubnitz nach dem Dorfe Krampas, wo Boll 1844, 45, 48 und 57 jedesmal mehrere Wochen lang sich aufhielt, um das Seebad zu gebrauchen. Besonders anziehend ist sein dortiger Aufenthalt vom 30. Juli bis 24. August 1857 beschrieben und die Schilderung des ewig wechselnden Meeres, zumal an klaren Mondscheinabenden, trefflich gelungen. Auch als Dichter von Geschmack und Originalität zeigt er sich (S. 66 und 189); die Ostsee besingend, sagt er:

Dem Konzert der stolzen Wogen,  
Diesem Wind- und Meerorchester,  
Weicht, ich sag' es ungelogen,  
Selbst der Virtuosen bester. —

Hier sei noch auf Ernst Bolls im Jahre 1852 verfaßte „Beschreibung der Tollense“ hingewiesen, mit kulturhistorischen Angaben über Baden, Spazierengehen u. s. w. Dieser kleine Beitrag zur Mecklenburgischen Vaterlandskunde sowie Franz Bolls „Chronik der Vorderstadt Neubrandenburg“ sind als Quellschriften in Bezug auf die landschaftliche und geschichtliche Staffage zu Reuters Erzählung „Dörchläuchting“ zu betrachten.

sandte er dem beneidenswerthen Badegast, der wie ein Fisch im Wasser herumschwimmen und über die heißen Hundstage spotten konnte, nachstehende launige Travestie und Epistel:

Neubrandenburg, d. 6. August 1857.

Mein alter, lieber Onkel Ernst,

Siehe: Fritz  
Reuter, pag.  
375. Ist wull, dat ik 'ne Pogg' wier! oder ein Hippopotamos oder irgend ein anderes an-

Siehe:  
Thümmels  
Reisen ins  
mittägliche  
Frankreich. ständiges Wasserthier, dann gäbe ich heute im Knopp, oder wo sonst eine schöne Wasserversteckgelegenheit wäre, einen unschuldigen paradiesischen Theedansant für die Männlein und Fräulein der Stadt Brandenburg und schriebe auf die Einladungscharten als conditio: „abgezogene Feigenblätter“ und würde dadurch zum Wohlthäter der Menschheit. — Ist dies „Mekeln-

Siehe: Jean  
Paul, Titan. borg?“ Das stille kleine Heidenkind, was nur zuweilen schüchtern im grünen Gewande aus Schnee und Eis hervorschaut und jede erblüthete Blume im Jammer über sein kurzes Dasein mit Thauthränen begießt?

Nein, dieses kommt mich fur,

Siehe:  
Müllners  
Schulb. Graf Derindur,  
Als 'ne Verirrung der Natur;  
Dieses kommt mich spanisch fur!  
Wir wandeln hier nicht mehr in Fichten und  
in Kiehnem,

Wir wandeln unter Apfelsienen,

Siehe:  
Freiligrath. Kein Hoppen is bei uns zu sehen,  
Was um uns rankt, sünd Orchideen;  
Und auf dem Wall bei Löpern seinen Gohren,  
Da traf ich jüngst zwei Boa-Constrictoren,  
Und als ich heut in der Tollense schwomm  
Und Schneider Teschens Badgerüst erklomm,

immer noch: Entdeckt' ich schauernd, daß ich ward zum  
Freiligrath.  
Mohren.

Wo seid ihr hin, ihr kühlen Nordlandsrecken?  
Hier in Neubrandenburg knie't auf den bunten  
Decken

Der Muselman. Muezzim Müller zieht  
Nicht mehr den Betglockstrang; hoch von dem  
Minaret

Ruft er die Frommen zum Gebet,  
Das heiß für Mohammed erglüht.  
Wo bist du hin, du nordisches Walhalla?  
Wir rufen jetzt hier nur: Mohammed resoul  
allah! <sup>1)</sup>)

Adjes! Adjes! christlich Germanien!  
Unf' Vaterland ist Mauretanien.  
Georg ist nicht mehr unser Landesvater,  
Wir schwuren Treu' dem Scheiken Abdelfater.  
Was sonst mich hat erquickt, ist All verloren!  
Und was allein in meinem Leid mich tröstet,  
Ist, daß ich halb erst bin geschmoren,  
Und auf der einen Seite erst geröstet,  
Und daß der Scheik bis jetzt mir ließ die  
Ohren. —

Mein Freund, der Hadji kommt zuweilen um die  
Ecke

Und setzt sich traulich zu mir auf die Decke;  
Wir blasen dann im stillen Paff den Rauch  
Und sehen Eins dem Andern auf den Bauch,  
Still fragend, wer von diesen runden beiden  
Von Sonnengluth am meisten hat zu leiden,  
Von dem Besizer wird am ersten scheiden.  
Des Schweißes Thräne perlet von den Wangen;

---

<sup>1)</sup> Reif' nah Konstantinopel (Sämmtl. Werke V. S. 402).

Freiligrath  
fährt noch  
weiter fort.

Ein jeder greift in brünstigem Verlangen  
Nach einem Glase kühlen Selters,  
Und an die welken Lippen hält er's  
Und ruft mit heißem Dank: „Allah, ich trink!  
Hilf in Dein Paradies den Doctor Siemerling!“  
Und wenn das Glas gekühlt die Seele,  
Dann sehen wir vor unsrer Thüre  
Im Zug vorüberziehen die Kameele,  
Die Dromedar' und Trampelthiere,  
Die sich ein Plätzchen suchen in dem Kühlen,  
Um Sechß und Sechßzig dort zu spielen,  
Der Welt den siegenden Beweis zu schaffen,  
Daß keine Gluth kann Manneskraft erschaffen.  
Und wieder sitzen wir und paffen  
Dem Spiele zu der kleinen Affen,  
Die Allah und der Damenschneider  
Zu Männer-Augenweid erschaffen,  
Die lieblich aus der Werkstatt beider  
Hervorgegangen, Zeiten dieser Sitzen  
In keckem Jugendmuth benützen  
Zu zeigen, wie die Kleider sitzen,  
Und in der Crinoline Beine regen,  
Wie sich die Bengel in der Glock' bewegen.  
Das ist denn Trost! Und das sind unsre  
Freuden!

Wir freuen uns, wenn sie vorüber läuten,  
Wir nehmen unser Loos,  
Wie es uns fiel und neiden Keinen,  
Und Hadji Baba spricht: „Allah ist groß!  
Selbst in der Crinoline und in den Beinen!“  
So wird die Pfeife ausgeraucht,  
Der Kopf wird ausgeblasen;  
Der kühle Abendwind der haucht  
Uns lieblich in die Nasen.

Siehe:  
Claudius.

Das Leben wird dann wieder wach,  
Die Creatur wird munter;  
Der Mond von seinem Himmelsdach  
Scheint kühl auf uns herunter.

Siehe: Pastor „Abjöh, mein lieber Herr Pastor.“  
Schmidt zu „„Gu'n Nacht, mein lieber Reuter!  
Werneuchen „„Ich komme morgen wieder vor,  
oder Goethe, „„Dann sprechen wir uns weiter.““  
Musen und „„Herr Paster, morgen möcht' ich wohl  
Grazien in „„Mich amuesiren sehre.““  
der Mark.

Entschieden „„Ich auch, mein lieber Freund, ich hol  
Heine. Sie ab nach Belvedere.““

„Nee, nicht dahin! Ich trage zur  
Frau Gotsmann kein Verlangen;  
Köster Suhr. Ehr Bier, dat is gefährlich suur,  
Wo wier dat mit Friß Langen?“  
„„Auch das mir recht! — Da ist es gut.““ —  
„„It bün doa of am giernsten.““  
„„Gu'n Nacht!““ er greift nach seinem Hut;  
It schriew an Untel Fernsten.

Und das wird mir der geistliche Herr bezeugen müssen, daß dieser Brief schon begonnen war, bevor der Thrige bei mir eintraf. Letzterer hat mir viel Freude gemacht, er hat mir außer seines lebenswürdigen Inhalts den Beweis gegeben, daß Sie meiner freundlich gedacht haben, und das kann ich auch von mir behaupten. — Ich habe Ihnen auch die versteinerten Regenwürmer mitgebracht, fürchte aber, sie sind nicht von urweltlichem Datum; der Pastor hat sie. Die dummen Langhänse<sup>1)</sup> sind richtig eingeschlafen;

<sup>1)</sup> Reuters Originallustspiel „Die drei Langhänse“, witzig und drastisch, aber zu breit angelegt und ohne Bühnentechnik, hatte am Wallner-Theater in Berlin, Winterfaison 1856/57, nur einen Achtungserfolg erzielt, während desselben Verfassers Einakter „Des alten Blücher Tabakspfeife“ besser gefiel. Die Wiederholungen ließen das Haus leer. Franz Wallner (von dem sich

Wuthenow<sup>1)</sup> hat mich wieder mit Korrekturen gequält, und das Nächste, was ich jetzt thun muß, ist die gänzliche Umarbeitung der letzten Scene von „Kein Hüfing.“ Sie sollen mit mir zufrieden sein; wie's muß, weiß ich nun. Alles Weichliche, Lyrische kommt weg, und Johann soll auf anständige Weise abtreten. — Meines Bleibens wird hier in Brandenburg wahrscheinlich nicht lange sein; ich werde wohl auf 4 Wochen nach Thalberg gehen müssen, um dort bei der Abwesenheit meines Freundes Peters zu inspektorieren. Da soll denn aber tüchtig gearbeitet werden . . .

Nun möchte ich Ihnen wohl noch einige Neuigkeiten berichten; aber die scheinen auch in's Bad gegangen zu sein, und es ist hier Alles tohu va bohu. (Gott sei Dank! Das einzige Hebräisch, was ich weiß, und hoffentlich falsch und ich hab's doch richtig angebracht!)

Nun will ich mit den besten Wünschen und mit den herzlichsten Grüßen von mir und meiner Frau schließen und hoffe Sie recht gesund wieder zu sehen. Vergessen Sie aber bei dem vornehmen litterarischen und künstlerischen Umgang, den Sie um sich haben, Ihre alten Freunde nicht!

Ihr  
Fritz Reuter.

Schon in der zweiten Woche des August konnte auch Reuter nebst Frau der Bruthize der Stadt entfliehen und sich nach dem nahegelegenen Thalberg begeben, um dort auf dem Gute seines verreisten Freundes Fritz Peters das Scepter zu schwingen. Es machte ihm Vergnügen, wieder einmal

---

im Reuter'schen „Unterhaltungsblatt“ Nr. 6 ein theaterhistorischer Beitrag findet) prophezeite den Langhansen großes Glück, wenn der Autor eine Bearbeitung und zumal Kürzung vornähme, wozu sich dieser jedoch nicht verstehen wollte. Das Nähere hierüber in meiner Geschichte des niederdeutschen Schauspiels Bd. II, S. 87—91.

<sup>1)</sup> Siehe das Kapitel: „Fritz Reuter und Annarief Schult.“

den Landwirth zu spielen. „Der Hafer ist hinein, 20 Fuder kleine Maaf; aber jut! Die Queckenstellen im Rappland sind gehaakt. 7 Mann dreschen Roggen, 2 glaube ich Weizen, ein Gespann liegt im Torf,“ meldet er in seinem Rapport. „Sonst ist hier Alles in Fried und Ruh; Alles sehr hübsch in Thalberg, sehr gemüthlich und erfreulich.“ —

Ja, für den Dekonom Reuter! Indessen für den Schriftsteller zog nicht lange nach seiner Rückkehr nach Neubrandenburg unversehens ein Gewitter herauf, das sich jählings über seinem Haupte entlud. Doch glücklicherweise war's ein kalter Schlag, der nicht traf, und diesmal stand nicht Ernst Boll, sondern der sprachkundigere Franz ihm treu zur Seite.

Claus Groth hatte nämlich „Briefe über Hochdeutsch und Plattdeutsch“ veröffentlicht, worin er sich und den „Quickborn“ selbstgefällig in den Himmel hob, die „Läuschen un Riemels“ aber und deren Verfasser auf geradezu unqualifizierbare Art in den Staub zerzte. Das war selbst Reuter, dem gutmüthigen und friedliebenden Manne, der neidlos dem Dithmarsen seinen Ruhm gönnte, zu arg; er schrieb dagegen eine „Abweisung der ungerechten Angriffe und unwahren Behauptungen“ (Berlin 1858) in würdigem und energischem Ton. Franz Boll sekundirte ihm trefflich. Dessen Beitrag S. 32—45, eine sachgemäße Kritik von Groths Poesieen nach Sprache und Inhalt, ist sehr lesenswerth. Groths Triebfeder war Mißgunst, erwachsen aus einer wohlwollenden Besprechung, welche Robert Bruß im Deutschen Museum über Reuters Gedichte geschrieben hatte; ja Groth entblödete sich nicht, das immerhin noch mäßige Lob von Bruß zu verdrehen, der Reuters Muse für die echt plattdeutsche erklärt haben sollte, ausdrücklich, weil sie einer Viehmagd gleiche! Speziell darauf erwiderte Reuter: „Herr Dr. Claus Groth, so lange habe ich mit Ihnen gelspaßt, jetzt will ich ein ernsthaft Wort mit Ihnen reden:

diese böswillige Fälschung des Ausdrucks ist perfide, ist unehrlich. Nicht zum Heil der plattdeutschen Sprache, wie Sie unglaublicherweise vorgeben, haben Sie mich angegriffen, sondern um mich zu kränken, um mich persönlich zu beleidigen, nicht die starke Liebe zur guten Sache, sondern der schwächliche Neid eines unmännlichen Herzens hat Sie getrieben. Die Waffen, die Sie gegen mich gebrauchen, hat meines Wissens in der ganzen deutschen Litteratur noch Keiner gebraucht; und hätte sie Einer gebraucht, sie wären ihm von jedem Ehrenmanne zertrümmert vor die Füße geworfen. Sie werfen mir Gemeinheit und Rohheit vor? Ich schleudere sie Ihnen zurück in Ihr Angesicht und Ihr Gewissen! Sie wollen ein Regenerator, ein Dr. Martin Luther, für die plattdeutsche Sprache werden? Dr. Martin Luther hatte den Muth, dem Teufel ein Tintenfaß an den Kopf zu werfen; Dr. Claus Groth hat bloß die knabenhafte Dreistigkeit, einem friedlichen Manne hinterrücks Tintenkleckse anzusprihen. — Wir sind mit einander fertig, Herr Dr. Claus Groth! — Weiterhin heißt es: „Obgleich ich das Gefühl hatte, als würden wir nie mit einander gehen, so hoffte ich doch, wir würden friedlich neben einander gehen können; das hat nicht sein sollen.“<sup>1)</sup>

---

<sup>1)</sup> Und so ist es immer geblieben, wovon ich viele Beweise habe. Reuter hat sich nie auf die Annäherungsversuche Groths eingelassen, dessen späteres Lob den wahrhaften Biederstimm Reuters geradezu unangenehm berührte. Ja, aus dem Grabe wäre er aufgesprungen, hätt' er's vermocht, als Groths Nachruf auf ihn erschien mit all den banalen Phrasen wie: „en vun de grötsten Dichter is hin un singt ni mehr“, „de ol Goethe ward em dar haben en Platz neben jik fri maken“, mit der gar harmlos klingenden und doch sehr anmaßenden Reminiscenz: „Newrigens harrn wi uns wul mal haft un wrangelt . . . Denn ik weer toerst untosreden, un ik sä em lut, dat he höger langen muß . . . Fiting wer banni fünsch . . .“ — — „Fiting“?! Ja, „Fittings“ Mund war leider geschlossen, er hätte ihn sonst aufgethan und den Mann gekennzeichnnet, der sich jetzt als Freund und Förderer des Entschlafenen dem deutschen Volke vorzustellen wagte. — Dies

Zum Glück erlitt seine Schaffensfreudigkeit dadurch keine Einbuße; ruhig ging er und getrost auf seinem Pfade weiter. Wenn Groth behauptete, Reuter habe selbst gefühlt, daß seine Läusehen und Niemels-Dichtung ein falscher Weg zur Natur sei, so konnte Lektierer nur mitleidig die Achseln zucken. „Davon weiß ich nichts“, protestierte er, „und zum Beweise, daß auch der Herr Doktor nichts davon wissen kann, sei ihm hiemit die Nachricht gegeben, daß der zweite Theil meiner Läusehen un Niemels bereits unter der Presse ist, und daß ich es für höchst unschicklich von dem Herrn Doktor halte, wenn er sich zum Interpreten meiner Gefühle aufwirft.“

Humor verloren, Alles verloren — sagt ein Volksspruch. Nun, Reuter ließ sich auch seine gute Laune nicht verderben. Zudem fand er an den Brüdern Boll theilnehmende und verständnißvolle Leute, mit denen er sich aussprechen konnte. Deren Haus ward nach wie vor von ihm und seiner Frau, die gleichfalls ihrem Fritz die Groth'schen Angriffe verschrecken half, gern aufgesucht. Besonders heiter gestaltete sich Heiligabend 1858. Reuter liebte es von jeher, mit kleinen Geschenken und dazu verfaßten Versen als „Zulflappen“ zu überraschen; auch diesmal hatte er solche für jedes Mitglied der Familie Boll in Petto. Sein Luising wickelte die Gaben in mächtige Papiermassen und schrieb

---

zu konstatieren hielt ich um so mehr für meine Pflicht, als — ganz abgesehen von der kritiklosen Art, wie Ebert von einer Ausöhnung zwischen beiden Dichtern spricht und Groth's „schönen“ Nachruf abdruckt — neuerdings auch Friedrich Latendorf in seinem Büchlein „Zur Erinnerung an Fritz Reuter“ (Boesneck 1879) sagt: „Die polemische Schrift Reuters gegen Groth ist als historisches Dokument von bleibendem Werthe — abgesehen von ihrer litterarischen Bedeutung; dieser Werth erhöht sich noch im Hinblick auf die unter den ehemaligen Gegnern in kurzer Frist geschlossene innige Freundschaft.“ Das ist Täuschung. Der Wahrheit die Ehre!

die scherzhaften Reime, welche er zu jedem Paſſet extemporierte und ihr diktierte, nieder. Leider hat ſich nur eins jener Stegreifgedichte erhalten, gerichtet an Friede Boll, jezt verehelichte Doktorin Scheben in Teterow, deren Güte ich das Blatt verdanke; es iſt doppelt intereſſant durch ſeinen tieferen Sinn:

Zu Dionys dem Tyrannen ſchlich —  
Onkel Ernſt, verrath mich nicht  
Und mach' mir den Wiß nicht zu Schande! —  
Mörös, den Dolch im Gewande.  
Ich ſende Dir, Sentimentalitaſ,  
Hieneben ein prächtiges Tintenfaß  
Und auch ein Gefäß für dem Sande —  
Ihn ſchlugen die Häſcher in Bände.

Was wollteſt Du mit dem Dolche, ſprich —  
Un werde man jo kein Blauſtrumpf nich,  
Mit Gedichten die Welt zu erfreuen;  
Das würd'ſt Du, wie ich thu' — bereuen —  
Entgegnet ihm finſter der Wütherich.

Chor von Franz, Anna und klein Wieſing:  
Nein, nein, nein, nein, nein!  
Nein, Friede, das laß ſein!

„Du, bereuen unter die Dichter gegangen zu ſein?“ rief Onkel Ernſt. „„Ja, ich thue Buße in Saß und Aſche, die zwar nicht Kufklaß, auch nicht Sankt Nikolaus, ſondern der große Claus in Kiel auf mein Haupt geſtreut. Daſör will ik min ſöt lütt Friedachen bewahren,““ antwortete Reuter mit Salbung und lachte dann herzlich, und Alle ſtimmten ein. Onkel Ernſt aber wiederholte: „Bereuen?““ und flüſterte den Kindern etwas ins Ohr, die drauf ſangen:

Nein, nein, nein, nein, nein!  
Nein, Frißing, das laß ſein! — —

Von Neubrandenburg aus machte Reuter mit seiner Frau häufig einen Abstecher nach Daffow zu deren Eltern: der emeritierte Pastor Runtze und dessen treues Weib freuten sich in ihrer Seele über das Glück, welches ihre Tochter in der Ehe mit dem wackeren Manne gefunden, und über den steigenden Ruhm des Schwiegersohnes. Inzwischen war nämlich dem Beispiele von Bruß der nun auch heimgegangene Dr. Julian Schmidt gefolgt und hatte in den „Grenzboten“ das Talent des Mecklenburgischen Humoristen voll gewürdigt. Es entspann sich eine Korrespondenz. Die von Reuter gewünschte Gelegenheit, dem berühmten Kritiker persönlich seine Dankbarkeit auszusprechen, bot sich im Jahre 1861 durch dessen Einladung nach Leipzig. Beim Antritt der Reise, die sich über ein gut Theil unseres schönen deutschen Vaterlandes erstrecken sollte, kehrte das Reuter'sche Ehepaar erst bei den Eltern in Daffow ein. Von hier empfing Franz Boll am 12. Juli nachstehende Zeilen:

Lieber Herr Pastor,

Haben Sie „A“ gesagt, so müssen Sie auch „B“ sagen, Sie müssen beifolgendem Nachtsack und Bücherpaket bis zu meiner Rückkunft Herberge geben. — Haben Sie die Güte und öffnen Sie das Bücherpaket und senden Sie an Brünslow<sup>1)</sup> die beiden inliegenden Bände des „Zauberer von Rom“; die drei Bände der Schmidt'schen Literaturgeschichte geben Sie wohl an den Buchbinder-Wetter, daß er sie in tüchtigen Halbfranz binde; aber bald, damit Sie das Buch noch vor meiner Ankunft tüchtig studieren können. — Heute Mittag fahre ich von hier ab nach Lübeck, morgen bin ich hoffentlich in Hannoverisch-Münden, übermorgen in Kassel, denn es geht wirklich an den Rhein. — Das Nach-

---

1) Brünslow, Buchhandlung in Neubrandenburg. Guzkow's zweiter großer Roman „Der Zauberer von Rom“ war 1861 vollständig erschienen.

senden von Briefen ist unter solchen Umständen rein unmöglich, da ich gar nicht weiß, wo ich in der lieben Gotteswelt bleiben werde. Ihnen und Ernstern werde ich Vieles zu erzählen haben; schon jetzt. Ich bin bei Hobein in Schwerin und bei Hinstorff in Wismar gewesen, und das sind ein paar remarkable Persönlichkeiten . . .

Grüßen Sie die Ihrigen, den Franz, grüßen Sie die Meinigen, meine Bekannte; damit Sie aber nicht Straß' ab Straß' auf laufen müssen, will ich den letzteren Begriff auf Siemerling, Frau und Schwester einschränken.

Ihr  
Fritz Reuter,  
voyageur.

Ueber die Reise selbst hat unser Dichter eine ergötzliche Schilderung an Julian Schmidt<sup>1)</sup> gemacht, denn der Aufenthalt bei diesem in Leipzig hatte, mochte auch noch so viel Naturschönheit anderwärts sich seinem entzückten Auge gezeigt haben, den Glanzpunkt gebildet. Als Doktor Julian, wie Reuter seinen gelehrten Freund vertraulich nannte, sich nach etwaigem litterären Umgange in Neubrandenburg erkundigte, rief derselbe enthusiastisch: die Volls leben ja dort! — „Sind mir dem Namen nach wohl bekannt“, versetzte jener, „sind tüchtige Geschichtsforscher.“ — „Das wollt' ich meinen, Doktor Julian, und denken Sie sich, Hochehrwürden Franz hat just 'nen Aufsatz unter der Feder über den alten Jahn, der als mein Namens- und Berufsvetter, als Herr Fritz und Präzeptor, 1802—4 beim Baron le Fort in Neubrandenburg lebte zum leiblichen Wohl der vorderstädtischen Jugend. Das wäre so ein Artikel für die Grenzboten; hm? was?!“ — Dieser Beitrag zum Leben des Turnvaters Jahn, durch Reuters Vermittelung im August 1861 eingesandt, ist alsbald in Nr. 36 abgedruckt worden.

<sup>1)</sup> Fritz Reuter-Reliquien. S. 56 und S. 120—125.

In Neubrandenburg fand das zurückkehrende Paar Alles beim Alten, und das war gut. Die Abfassung von „Ut mine Festungstid“ und des ersten Bandes von „Ut mine Stromtid“ führte unsern Autor besonders häufig mit Onkel Ernst zusammen; aber als die Bücher fertig waren, fehlte sich Reuter nach Erholung und Erfrischung. Er war leidend, eine Kaltwasserkur gerathen, im August 1862 ging's nach Bad Elgersburg, unweit Ilmenau.

Die nassen Laten und Douchen, das Kaltwerden und Warmlaufen, das Sauremilchessen und Wassertrinken thaten ihm gut, bis in Neubrandenburg, im Verkehr mit den vielen gemüthlichen Menschen hinterm Biertisch, seine Gesundheit wieder erschüttert wurde. Geschickt und beredt mußte nun die um ihn besorgte Gattin seine seit den Universitätsjahren gehegte Vorliebe für Thüringen ihm zu Gemüthe zu führen und auszumalen, wie schön und gesund es sich dort leben lasse, in einem Thal zwischen Bergen; Geld sei nun ja Gottlob vorhanden, Dank der Schriftstellerei, beim Doktor Siemerling stehe schon ein nettes Sümmdchen zu Buche.

Reuter wollte nicht recht. Es schien ihm undankbar, aus einer Stadt zu ziehen, wo jeder Bürger ihn schätzte und achtete, wo er in den angesehensten Familien Hausfreund war, und seinem Heimatlande den Rücken zu kehren, nachdem Großherzog Friedrich Franz II. ihm mannigfache Beweise persönlicher Huld erzeigt und die philosophische Fakultät zu Rostock ihn durch Verleihung des Doktorhutes geehrt hatte.

Klug mußte Luising zu schweigen, sie, die ja nur das Beste für ihren Fritz, der ihr Ein und Alles war, im Auge hatte; aber zu guter Stunde brachte sie wieder das Gespräch auf ihre Idee und betonte, wie sie selber nach dem Tode ihres Vaters, Anfang Februar 1863, in Mecklenburg nicht mehr froh sein könnte; in der Ferne, in einem stillen

idyllischen Orte, würde ihr Schmerz leichter sich lösen und wehmüthiger Erinnerung weichen.

Das gab den Ausschlag. Reuter willigte ein, vorläufig auf zwei Jahre<sup>1)</sup> Neubrandenburg zu verlassen; und er that es, wenn auch mit schwerem Herzen. Johanni 1863 zogen Beide nach Eisenach, wo sie zuerst beim Bankier Severus Ziegler in der Stadt gastliche Aufnahme fanden und dann als Miether in einem reizend gelegenen Schweizerhause am Wege nach der Wartburg wohnten.

Ergreifend gestaltete sich der Abschied von den Gebrüdern Voll. „Tröstet Euch, alte Freunde!“ rief Reuter schluchzend. „Ik kam wedder, min leiv Paster! Du, Unkel Jernst, ik kam wedder!“

Zumal Ernst, der ja nicht Kind noch Regel besaß, konnte sich beim Valetsagen kaum fassen. „Mein Bruder verlor um so mehr in ihm“, — gesteht Franz Voll 1868 in dem Nekrolog auf den Verstorbenen — „als Reuter, außer dem Verkehr mit unsern Verwandten, fast seinen einzigen Umgang ausgemacht hatte.“ — Friß Reuter und Ernst Voll hatten Brüderschaft getrunken. Immer klang Letzterem das Trostwort in die Ohren: „Du, Unkel Jernst, ik kam wedder!“ Diesen Balsam träufelt der Dichter auch in seinen Brief vom 6. Juli 1863, einen der ersten, den er in Eisenach auf die Post gab und an Se. Hohehrwürden, als das Haupt der Familie, adressierte:

Mein lieber, guter Herr Pastor,

Das war ein recht freundlicher Streich von der Tollense, daß sie mich Ihnen in's Gedächtniß zurückrief und Sie zu dem Vorsatz brachte, an mich zu schreiben. Ich kann mit Gegenständen dienen, denn wie oft haben wir hier nicht schon ausgerufen: wenn doch jetzt die beiden Volls hier wären und hier hinab oder hinauf sähen! Es ist hier wunderschön,

<sup>1)</sup> Reuter-Reliquien. S. 133.

und dennoch ist mir hier Alles noch ein wenig fremd und ungelent, und die wirklich trostlose Stimmung, die mich beim Abschied aus Brandenburg erfaßte, will sich bei mir zuweilen wieder einschleichen; aber dann geht's in die Berge, und Alles wird wieder gut. — Wir sind hier mit großer Freundlichkeit aufgenommen worden und haben die ersten drei Tage bis zur Ankunft unserer Sachen bei Ziegler gewohnt, wo wir dessen Bruder, den Hofrath Ziegler<sup>1)</sup> aus Dresden, kennen lernten, der in Asien, Afrika und Amerika große Reisen gemacht hat und in anspruchsfreier Weise die interessantesten Dinge aufsuchte. Augenblicklich verreist, kehrt er in drei Wochen zurück, und ich freue mich sehr zu diesem liebenswürdigen Mann. — Drei Tage nachher, als wir eingezogen waren, wurden wir auf's Freundlichste von den hier studierenden norddeutschen Forstakademikern, worunter zwölf Mecklenbürger, mit einem Ständchen begrüßt, und haben später diese jungen Herren mich zum Theil besucht. — Der erste wilde Mecklenbürger indessen, der mich vorgestern besuchte, ist mein alter Pastor Horn<sup>2)</sup> aus Badresch mit seiner Frau; ich bin mit den beiden Leuten einen ganzen Tag umhergestrichen. Nächstens werde ich Gutzkow kennen lernen, er hat sich durch den Hofrath Ziegler bei mir anmelden lassen. Ueberhaupt ist es hier sehr lebendig, gegen 25,000 Menschen besuchen jährlich die Wartburg, und Alle müssen an meinem Garten vorbei und vertheuern uns hier die Lebensmittel; denn von der Ansicht, daß das Leben hier wohlfeiler ist, als bei uns, bin ich vollständig kuriert. —

<sup>1)</sup> Die Brüder Severus und Alexander Ziegler sind heimgegangen. Alexanders Bild und Biographie brachte kürzlich die Leipziger Illustrierte Zeitung. Ich habe den wackeren Menschen und fleißigen Gelehrten noch auf seiner weit in's liebliche Thal schauenden Villa zu Ruhla besucht und er mich mehrmals in Berlin.

<sup>2)</sup> Ueber Karl Horn, den Stifter der deutschen Burschenschaft, den Lehrer und langjährigen Freund Reuters, vergl. den ersten Essay.

Hinstorff schreibt mir, in acht Tagen soll der zweite Theil<sup>1)</sup> unter die Presse. — Am 2. August denke ich in Leipzig das Turnfest mitzumachen. — Wenn Sie meinen lieben Dr. Siemerling sehen, so sagen Sie ihm, 100 Thlr. und 6 Pfd. Tabak wären richtig angekommen. — Den einliegenden Brief, Spickaal und Krebsse betreffend, haben Sie wohl die Güte an Korl Rosenhagen zu besorgen. —

Das nenne ich Alles gut durch einander gewürfelt, und Sie werden mir beistimmen; aber wenn man so gern einem Freunde Alles mittheilen möchte, was Einem begegnet ist, dann pumpt man rücksichtslos aus sich heraus, und dann kommt's immer stoßweise.

Aber nun zum Schlusse meine freundlichsten Grüße an Onkel Ernst und die Frau Pastorin und die Kinder. Meine Frau thut desgleichen und befindet sich so ziemlich; ich bin sehr wohl und kann schon recht hübsch Berge steigen. Viktor Siemerling hat mir seinen Besuch in Aussicht gestellt, wie steht's aber mit Ihnen? sollten Sie meindag' nich einen Ausflug wagen? Ein Paar Eheleute und ein Paar gleichen Geschlechts kann ich beherbergen; oder soll ich so lange auf einen Vollenbesuch warten, bis Franz als Student hier einmal einrückt, oder ich mir die Gesellschaft wieder in ihrem Lager' auffuche? Dies letztere würde nach den verabredeten zwei Jahren der Fall sein, denn nach zwei Jahren kehre ich nach Neubrandenburg zurück, das steht fest; und nur nach Neubrandenburg.

Kommen Sie, mein bester Freund, Sie sollen's gut haben bei

Eisenach,  
den 6. Juli 1863.

Ihrem  
Fritz Reuter.

Natürlich in Allem Onkel Ernst mit eingeschlossen!

---

1) Von „Ut mine Stromtid“.

Dieser Brief eröffnet den Reigen der Reuter-Korrespondenz aus Eisenach an die Brüder Völl. Keine ist reichhaltiger und tiefgehender als diese; leider muß Manches, worüber noch kein Gras gewachsen, ausgelassen werden, doch immerhin bleibt eine Fülle des Beachtenswerthen und Interessanten übrig. Wir bekommen viele neue und freundliche Einblicke in das Leben und Wirken, die Freuden und Leiden unseres gefeierten Volksdichters, viele neue und charakteristische Bemerkungen über seine Schriften, deren Entstehung, Verbreitung und Werth, über die Grenzen seines Talentes, über seinen politischen Standpunkt, über seine Anschauungen von Land und Leuten, Zuständen und Verhältnissen nicht bloß in Thüringen, sondern fast noch mehr in Mecklenburg, von wo ihn jetzt Alles und Jedes doppelt interessierte.

Auch in dem zweiten Eisenacher Schreiben spricht Reuter von seiner Rückkehr nach Neubrandenburg. Uebrigens gewann er bald in dem ihm seit Jahren befreundeten Landsmann Rektor Ludwig Reinhard<sup>1)</sup>, dem originellen Freisinnigen, der 1863 im benachbarten Koburg ansässig geworden, einen Vertrauten, mit welchem er oft und nach Herzenslust über Mecklenburgica und Politica plaudern konnte. Und dann, wie zahllose Besuche aus der Heimat und Fremde, von alten Studiengenossen, von Berühmtheiten und neugierigen Durchreisenden hatte er zu empfangen! Der zweite Theil von „Ut mine Stromtid“ war abgeschlossen; so durfte er sich mehr dem dolce far niente überlassen. Von seinen kleinen Erlebnissen und allerhand Ausflügen, sowie von seinem litterarischen Thun und Treiben berichtet er folgendermaßen an die beiden Völl:

Mein lieber Herr Pastor, mein lieber Ernst,

Es muß ein Mensch so gründlich faul sein, wie ich, um von dem Hochgenuß mitreden zu können, den das Glück

<sup>1)</sup> Reuter-Reliquien. S. 103—112 und S. 136.

bietet, zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen zu können, und noch dazu, wenn eine 'ne Art von Brummer ist. Lange schon hätte ich an diese letztbenannte Person schreiben müssen, und die Gedanken daran haben mir immer um den Kopf herum gesummt; aber — wie gesagt — ich bin ein gründlich fauler Mensch. — Recht sehr hat mich das Unglück der kleinen Anna<sup>1)</sup> gedauert, und ich kann mir lebhaft vorstellen, wie häßlich das Fest auf dem Chimborasso dadurch gestört worden ist, doch aus Dr. Brückners Brief habe ich schon ersehen, daß das Unglück gehoben ist. Die Reiseabenteuer von Franz bitte ich durch ihn selbst verzeichnen zu lassen und mir für meine Rückkehr nach unserem alten Neubrandenburg aufzuheben.

Wir sind vorgestern von einem Ausfluge nach dem wunderschönen Koburg und dem noch schöneren Kloster Banz in Bayern zurückgekehrt, und da war mir denn hier Dein Brief, lieber Ernst, die freundlichste Ueberraschung. Reinhard hat mit uns die Reise nach Banz gemacht und war der heiterste Gesellschafter, der sich denken läßt. Seine Beschäftigung an der Arbeiterzeitung und der Nationalwochenschrift sagt ihm sehr zu und bringt ihm jährlich 600 Thaler; außerdem schreibt er noch für andere Blätter gegen Honorar. Seine Genossen sind: ein Hauptmann vom Heere Garibaldis und ein westphälischer Baron, die mit ihm einen Abend bei mir im Hotel waren. Er läßt auf's Beste grüßen. Bei Friedrich Rückert sind wir (in Neuseß) ebenfalls gewesen und von ihm, der sich schon selten besuchen läßt, auf's Freundlichste aufgenommen worden, welches wir wohl den Empfehlungen seines Freundes, des Professors Ulrich aus Hamburg, verdanken. Er ist schon sehr verfallen, auch schon 76 Jahr alt. Richard Schröder<sup>2)</sup> hat mir den Tod des

---

1) Armbruch.

2) Universitätsprofessor, kürzlich als Geheimer Hofrath nach Heidelberg berufen, Sohn von Reuters altem Gönner Justizrath

alten, lieben Grimm mitgetheilt; derselbe hat mich sehr ergriffen, um so mehr als gerade sein Nefse Hermann Grimm mit seiner Frau aus unserer Gesellschaft telegraphisch an das Krankenbett des alten Herrn gerufen wurde. Sollte Schröder einmal zu Euch kommen, so sagt ihm, daß vorgestern Abend der Professor Anschütz aus Halle, dessen Nachfolger Richard in Bonn wird, bei mir gewesen ist; derselbe ist ein recht angenehmer und freundlicher Mann, der sich für Richard sehr interessiert, aber . . . das Schröderkind ist ihm an äußerer Erscheinung und Lebhaftigkeit des Geistes weit überlegen. —

Ein curiosum: denkt Euch, heute erhalte ich einen Brief aus Schwerin, aus welchem mir sogleich eine Menge Gedichte entgegen fielen, und wer war die Verfasserin? wer war diese neue Julie Burow, diese auferstandene Gräfin Ida Hahn-Hahn? — Denkt Euch! die jüngste Tochter des alten B . . . . aus D . . . . — Da hört doch Alles auf! aber bei den Gedichten hört noch mehr Alles auf. Ich soll sie kritisieren, und — Gott sei Dank! — das ist mir leicht genug gemacht. Aber wie kommt diese kleine liebenswürdige Huldin in die Koppel des Parnassus? — Sprecht aber nicht darüber, es könnte durch das Reich Mecklenburg schallen, denn das Reich Mecklenburg ist doch nur ein kleines Reich. —

Du fragst, lieber Ernst, in wiefern ich mich hier in dem Mittelpunkt der Politik benehme, und ich muß Dir sagen, bisher fast gar nicht. Ich bin Mitglied des Turnvereins und des Nationalvereins, habe sie beide besucht und einmal auch zur Körnerfeier ein Gedicht vom Stapel gelassen, sonst aber bin ich ein ziemlich indifferenter Theilnehmer

---

Schröder in Treptow, der einen Theil des Geldes zum Druck der im Selbstverlag erschienenen „Läuschen un Niemeß“ geliehen hatte und dafelbst wie in „Montecchi un Capuletti“ häufig genannt wird.

geblieben. Morgen muß ich freilich im Nationalverein ein paar Worte sprechen, denn man hat mich von Hamburg aus mit dem sehr unerquicklichen und ziemlich erfolglos scheinenden Auftrag betraut, hier eine Sammlung zum Körner-Denkmal zu besorgen. Das Ganze von der Sache ist, ich habe wenig Zeit dazu gehabt; die Ausflüge in die Umgegend, die mannigfachsten Besuche — meine Fremdenliste, glaube ich, übertrifft die der Frau Lorenz<sup>1)</sup> um ein Bedeutendes —, dann die Beendigung des zweiten Theils „Stromtid“, die jetzt — Gott sei Dank — bis zum zwölften Bogen gedruckt ist, eine wirklich überhand nehmende Correspondenz und die Durcharbeitung von „Reis' nah Bellingen“ und „Stromtid“ erster Theil haben mir hinlänglich zu thun und zu genießen gegeben. Zu der Hauptversammlung des Nationalvereins den 16. October in Leipzig werde ich hoffentlich reisen können, und dann wird auch der achtzehnte und neunzehnte mitgemacht. — Nun hat das Besuchen wohl seine Endschafft, und dann werde ich rüstig an den letzten Theil der „Stromtid“ gehen, und wenn der fertig ist, soll die „Urgeschichte“ dran; es werden aber auch wohl zwei Theile werden, die ich hier noch zu beenden hoffe; ich will doch lieber aus der Ferne die Gesichter ansehen, die mein theures Vaterland zu dieser Art Poesie schneiden wird. —

Ad vocem Poesie: in Mecklenburg scheint dieselbe zu einem grassirenden Uebel werden zu wollen, mir sind hier schon außer den B...schen drei plattdeutsche Gedichtsammlungen in Manuscript von dort zugesandt, zwei von Seminaristen und eine von einem Landmann; kann Doktor Brückner nichts dagegen thun? sonst muß man sich einmal an Rohmann<sup>2)</sup> wenden. — Aber was ist da in Brandenburg?

<sup>1)</sup> Inhaberin des ersten Hotels in Neubrandenburg, „Zum Fürstenhof“, eine stadtbekannte Persönlichkeit, auf fortdialem Fuß mit allen dort verkehrenden Herren.

<sup>2)</sup> Der Geh. Medicinalrath Brückner und Chirurg Rohmann sollten als Aerzte der ausgebrochenen „Dichteritis“ abhelfen.

Gerade meine beiden lieben Nachbarn, Gelineck und Böhn!<sup>1)</sup> nun wird's heißen, ich hätte den einen zum Weglaufen und den andern zur Revolution angestiftet; aber Sie, Herr Pastor, werden aus Christenpflicht den Abwesenden vertheidigen und öffentlich Zeugniß ablegen, daß ich an diesen Gräueltthaten unschuldig bin. —

Wir leben trotz dieser Verdächtigungen hier recht wohl, haben hier in loco, mit Ausnahme vom Kreisgerichtsrath Fischer, der mit mir in Jena studierte, und dem Professor Koch, der mich eben verlassen hat und ein lieber freundlicher und gescheuer Mann ist<sup>2)</sup>, noch gar keinen Umgang (den Banquier Ziegler ausgenommen) und wollen auch keinen weiteren haben; später macht sich das vielleicht anders; freilich in Vergnügungslokalen kommt man hier mit vielen Leuten in Berührung, die alle dem sogenannten gebildeten Stande angehören. Das ist denn für mich eine arge Dual, mir alle die Namen und die Titel zu merken; aber ich weiß mir zu helfen: Alle, die wie Schulmeister aussehen, nenne ich schlangweg „Professor“, und Alle, die wie Juristen aussehen, nenne ich „Rath“, damit bin ich bisher gut angekommen; wenn sich ein Paar über Politik zankt, so sind's ein paar Rechtsanwälte, und wenn ein alter Herr still am Tisch sitzt, einen Schnurrbart trägt und viel Bier trinkt, tituliere ich ihn Herr Major oder Herr Oberst, je nachdem der Bauch beschaffen ist. — Es giebt hier eine Unmasse von angestellten und titulierten Personen; es soll hier über 30 Professoren, einige 50 Räte (allein 10 Appellationsräthe, gegen 20 Gerichts- und Criminalräthe und dann noch Staatsräthe, Finanzräthe, Posträthe u. s. w.) geben. Majors

---

<sup>1)</sup> Die Heldenthaten dieser Neubranden-Bürger und Bieder-männer sind, auf Grund amüsanter Mittheilungen Reuters, an anderer Stelle geschildert.

<sup>2)</sup> Christian Friedrich Koch, der bekannte deutsch-englische Grammatiker.

und Obersten, Oberjägermeister, Hauptleute so viel, daß man Schweine damit mästen kann, und dazu heißt jeder Schuster „Hoffschuster“ und jeder Seifensieder „Hoffseifensieder“. Das ist denn allerdings eine Misere, aber es lebt sich gut mit dem Völkchen, die Leute sind freundlich und höflich, leichtlebig und bei schwachen Mitteln fröhlich. — Aber für Eines habe ich Gott zu danken, nämlich dafür, daß er mich nachträglich zum Doktor gemacht hat; ich weiß nicht, wie's mir sonst hier ergangen wäre. Du, lieber Ernst, kämst hier gar nicht durch.

Wir haben außer anderem Glück noch das, daß wir ein köstlich Exemplar von Dienstmädchen erhalten haben. Lisette spricht französisch und englisch, ist acht Jahre in Paris, zwei Jahre in England gewesen, ist Inhaberin von Paris-Strasburger Eisenbahnactien, 53 Jahre alt, rüstig und gesund, voll unverwüsthlicher Laune und ehrlich bis zum Exceß, sie hängt an uns mit wahrer mütterlicher Liebe. Wehe dem Postboten, der sich in mein Zimmer drängen will, um einen Sechser mehr zu erhalten! Sie lebt von Salat, Wurst, Käse und Bier, gedeihet bei uns zusehends und sucht ihr Vergnügen in einem nachbarlichen Prät und in Leichenbegängnissen, die ihr dicht unter unsern Fenstern geboten werden. Sie ist als Original unbezahlbar.<sup>1)</sup> —

So, nun habe ich genug geplaudert, ein bißchen kreuzweis durcheinander, das müßt Ihr verzeihen, auch das, daß ich den Brief nicht mehr durchlese, es ist 10 Uhr, und dann heißt's zu Bette.

Gott grüß Euch Alle, und mein guter Pastor bestellt wohl gelegentlich einen freundlichen Gruß an den Hofrath Brückner und an den Dr. Brückner und Frau von

Eisenach, den 2. Oktober 1863.      Friß Reuter.

---

<sup>1)</sup> Reuter = Reliquien. S. 57 ff. — Das Schweizerhaus, worin Reuter Anfangs zur Miethe wohnte, schaute auf den alten Eisenacher Friedhof.

Des Interessanten bietet der Brief viel; doch nur auf eins will ich hier näher eingehen. Sehr kam es unserem Dichter in der titulurreichen Residenz zu Paß, daß er, der „dämliche Charles douze“, nun Herr Doktor hieß, und er bedauert den armen Onkel Ernst, welcher, obwohl weit klüger und gelehrter, in Eisenach einfach unmöglich wäre. Allein unverhofft kommt oft. Just vierzehn Tage später traf eine große, geheimnißvoll aussehende Rolle in Neubrandenburg ein, Aufschrift: An Se. Wohlgeboren Herrn Dr. phil. Ernst Boll. — Was hatte das zu bedeuten? Sonst lautete die Adresse: An den Herrn Kandidaten, Litteraten oder, wenn's hoch kam, Privatgelehrten. — Vielleicht zu große Höflichkeit des Absenders, oder Unkunde? Doch wie: ein gewaltiges Amtssiegel?! Richtig: die Universität Greifswald ernannte den verdienten Ernst Boll zum Doktor; da stand es schwarz auf weiß: philosophiae doctor artium liberalium magister honoris causa, so geschehen am 16. Oktober 1863.

Eine unendliche, weil ganz unerwartete Freude für den bescheidenen Mann. Sein erster Gedanke war: „Was wird nun aber Friß sagen, der eben noch schrieb, ich käme ohne einen Titel in Eisenach gar nicht durch?! Er wird die bloße Mittheilung vielleicht gar nicht einmal glauben, sie für ein Märchen und Hörtörchen von Onkel Ernst halten. Na, er soll das Diplom mit eigenen Augen sehen, ich schick's ihm!“

Gesagt, gethan. Reuter antwortete:

Mein lieber Ernst,

Du hast mir mit der Zusendung von Deinem Doktor-Diplom eine große Freude gemacht. Gott sei Dank! wir kalüren nun doch zusammen, und wenn ich nach Brandenburg zurückkehre und wir beiden über die Straßen gehen, können wir ein ganz hübsches Aussehen unter der Bevölkerung er-

regen. — Du darfst es mir nicht übel nehmen, wenn ich jetzt erst mit der Gratulation für den so wohl verdienten Doktor<sup>1)</sup> anrücke, Du mußt dieserwegen Hinstorff auf das Fell rücken: von Tage zu Tage hoffte ich auf das Erscheinen des zweiten Bandes und wollte doch nicht mit leeren Händen die Gratulation abmachen. —

Eben komme ich mit meiner Frau und Freund Ziegler von der Wartburg — ein entzückendes Bild! — Unten im Thal dicker Herbstnebel, die Bergspitzen lucten wie Inseln daraus hervor und oben die schönste, hellste Wintersonne, Frost und Raufreif an allen Bäumen; ach! Eisenach ist schön, ist wunderschön! Könntest Du nicht einmal bei mir sein! Im nächsten Sommer, nicht wahr, Onkel Ernst? Für diese Weihnachten habe ich mir Reinhard und seinen Garibaldi-Hauptmann, Schweigert, eingeladen, ob sie kommen, weiß ich noch nicht. —

Wir leben hier nach alter Weise, mit den Bewohnern der Stadt haben wir fast keinen Verkehr (nur ein sehr lieber Mensch, der Professor Koch, besucht uns häufig; ist das aber ein fleißiger und gelehrter Mensch; ich werde sein Buch über die Geschichte der englischen Sprache Dir mitbringen); aber der Besuch von auswärts hört nicht auf, die Letzten waren: Hoffmann von Fallersleben, der Maler Otto Speckter mit seiner Frau, der Illustrator von Claus Groth — lustige Aufschlüsse über denselben —, und dann Dr. Emil Pallaske, den Du wahrscheinlich auch kennst. —

Wenn ich heute abbreche, mußt Du mich entschuldigen mit vielen Briefen, die ich noch zu schreiben, und vielen Packeten, die ich noch zu packen habe; und dazu habe ich mir dummer Weise die rechte Hand an dem Lampen-Cylinder verbrannt. Also viele Grüße an meinen lieben

---

<sup>1)</sup> In Bezug auf Reuters und Holls Dokortitel vergl. man die ergößlichen Auseinandersetzungen in „Urgeschicht von Medelnborg“. (Sämmtliche Werke II. S. 373 folg.)

Pastor, an die Frau Pastorin und die Kinder, von mir sowohl, als von meiner Frau. Dr. Brückner sage, ich ließe ihn herzlich grüßen, er solle mir aber den Gefallen thun und seinem Bruder, dem Hofrath, und dessen Gattin unsere besten Empfehlungen machen.

So, nun lebe wohl, und wenn Du mal Zeit hast, denke an mich. Das nächste Mal schreibe ich eingehender.

Eisenach,  
den 13. Nov. 1863.

Dein  
Fritz Reuter.

Nimm den schiefen Brief nicht übel, lieber Ernst, er ist doch recht gut gemeint.

Auch in diesen Zeilen ist von Reuters Rückkehr nach Neubrandenburg die Rede, ein neuer Beweis, wie sehr es ihn gerade dorthin mit allen Fasern seines Ichs zog. Die beiden Völl theilten ihm zum neuen Jahre 1864 eine Menge Stadtereignisse mit; darauf erwiderte er am 31. Januar:

Mein lieber, guter Herr Pastor,  
und lieber Onkel Ernst!

Nachgerade habe ich wohl die Verpflichtung, ein Lebenszeichen zu geben und Dir, Ernst, für Deine Zusendung zu danken, die, wie ich zu meinem Schrecken, als ich sie an den Buchbinder gab, gewahrte, nicht einmal richtig renumeriert ist.

Es hat mir sehr leid gethan, daß Euer alter Freund Nr . . . aus der Welt gegangen ist, er war durch den Gegensatz auf dem besten Wege, ein freisinniger christlicher Pastor zu werden, wie mein alter Freund Ah . . . auf dem besten Wege war, durch seine treue Aufopferung für die Waisen seiner Schwester unter die christlichen Heiligen versetzt zu werden. De mortuis . . . sc., aber von Et . . . ! er mag ja wohl auch schon mortuus sein — wie ist dies Elend möglich! Es scheint über unser schönes Neubrandenburg trotz dreifachem Eisenkranz und uralter

Stadtmauer<sup>1)</sup> die schauerhafteste Pest der Ausreißerei eingedrungen zu sein: Lignau, Herr von Derzen, Genz, Gelineck und nun dieser unselige Mensch, der vielleicht noch mehr Elend über seine Nächsten verbreitet hat, als alle die Andern zusammen genommen (vide: Frau und Kinder und die alten § . . . §!). — Die Nachrichten, die ich aus Neubrandenburg erhalten habe, sind trübe gewesen, und ich freue mich, mit dergleichen nicht aufwarten zu können. Wir haben hier mit Ludwig Reinhard und Ludwig Walesrode ein heiteres Weihnachtsfest verlebt. Reinhard war prächtig, aber zuletzt doch sehr ernst; er fühlt, daß er älter wird, daß namentlich sein Augenlicht abnimmt. Aber froh ist er trotzdem gewesen, und den beiden Vollen ist manch' fröhliches Glas aus der Ferne gebracht worden. —

Ich habe seit jener frohen Zeit mit gewissenhaftem Eifer der schönen Schriftstellerei obgelegen, bin im dritten Theil der „Stromtid“ auf  $\frac{2}{3}$  vorgeedrungen und werde das Ganze bis zum 20. März beendigen. Ich muß dies nämlich, weil ich an diesem Tage mit meiner Frau nach Konstantinopel abreise und keinen wahren Genuß hätte, wenn ich ein für die Welt so wichtiges Werk unbeendigt hier zurückließe. — Nicht wahr? das ist Wahnsinn! — Nein, es ist Wahrheit! Die erste Einzahlung zu der Reise nach Korfu, Syra, Konstantinopel (6 Tage), nach Smyrna, Athen, Zante, Ragusa, Ankona und Venedig ist gemacht worden, den 26. geht unser Schiff von Triest ab, die Reise dauert 20 Tage, und in Venedig steigen wir aus und treiben uns dann dort und im südlichen Tyrol noch etwas umher. Wenn man alt wird, sehnt man sich darnach, in einem Jahre zwei Frühlinge zu verleben. Du solltest mitreisen, Ernst, die Reise selbst ist nicht theuer, von Triest (Alles in Allem) 250 fl. Dest.

---

<sup>1)</sup> Um 1304 erhielt Neubrandenburg seine Mauern und Thore. Zwei derselben waren dreifach. — Vergl. Franz Voll, Chronik der Vorderstadt Neubrandenburg. S. 9 folg.

Währ.: jetzt ungefähr 174 Thlr. preußisch. — Nicht wahr? es ist eine „Dollheit“ von mir, ich gebe es zu; aber es ist eine angenehme „Dollheit“ und hat für den Schulmeister von Treptow her und den Skribenten von Neubrandenburg etwas ungebührlich Heroisches an sich; aber auch viel Berzeihliches. —

Ich hoffe, es klingt nicht wie Prahlerei in Eure Ohren, und Ihr werdet Euch darüber freuen, wenn ich Euch mittheile, daß meine Bücher immer besser gehen, daß ich — wenn auch kein schulloser — doch ein schuldenloser Mann geworden bin, daß Hinstorff jetzt bedeutend tiefer in den Beutel greift, und daß mir von Brockhaus, Keil und Anderen die vortheilhaftesten Offerten gemacht sind. — Ich will aber nicht; Esel und Esel stimmt am besten zusammen; ich will den alten Esel von Hinstorff nicht um kleiner Vortheile willen verlassen. — Hoffentlich wird diesen Sommer schon eine illustrierte Ausgabe von „Hanne Rüte“ erscheinen. Otto Speckter in Hamburg, der mich hier im Spätherbste besuchte, hat mir schon ein Duzend prächtiger Zeichnungen dazu eingesandt, und Hinstorff geht mit Recht freudig darauf ein. „Kein Hüßung“ habe ich jetzt endlich von Kunike losgeeiset, und der erste Theil der „Stromtid“ wird in diesem Jahre in dritter Auflage erscheinen. —

Es ist Alles recht schön; aber um uns herum geradezu scheußlich: dies Preußen, dies Oesterreich! Jeder thut in seiner Sphäre, was er . . . vermag. Ich habe auch das Meine gethan und habe einige plattdeutsche Kriegslieder an die Schleswig-Holsteiner besorgt. Heute ist in Gotha eine Versammlung der Thüringer zu diesem Zweck; ich bin nicht hinüber gereist, diese Reden widern mich an, ich habe schon so viel von der Art hören müssen, und — doch müssen sie sein! —

Herr Pastor, grüßen Sie von mir und meiner Frau alle Angehörige herzlich, und Dich, Ernst, erwarte ich im

nächsten Sommer hier, um paläontologische Notizen über Konstantinopel von mir in Empfang zu nehmen. Zuerst kommt denn wohl Louis Brückner, dann Du, dann Franz, so habe ich mir's gedacht.

Guer  
Fritz Reuter.

Im Jenz 1864 wurde wirklich die konstantinopolitanische Reise unternommen, welche dem Dichter Stoff zu seinen mecklenbörgischen „Montecchi un Capuletti“ gab. Gegen Ende des Maimonats befand sich der „Irrfahrer Odysseus“ wieder in Eisenach und beeilte sich, von der glücklichen Heimkehr seine Neubrandenburger Freunde in Kenntniß zu setzen:

Meine lieben Freunde

Siemerling, Boll I, Boll II, Dr. Brückner!

Nur ganz kurz kann ich heute sein, um Euch zu melden, daß ich mit meiner Frau glücklich wieder hier angekommen bin, obgleich ich Stunden gehabt habe, in welchen ich es arg bezweifeln mußte, sintemalen wir zweimal nahe daran waren, eine Vergnügungsreise in die Unterwelt anzutreten. — Ich hoffe in nächster Zeit Muße zu haben, Näheres über die Reise zu berichten, jetzt ist es mir unmöglich, es liegen gegen 30 unbeantwortete Briefe auf meinem Tisch, dazu tägliche Störung von Fremdenbesuch und vor Allem das noch nicht beendete Manuscript meines dritten Theils. Multa tulit fecitque puer sudavit et alsit stand auf dem Schulhause zu Friedland, und kein Spruch paßt besser auf meine letzte Vergangenheit: in Konstantinopel standen wir bis an die Knöchel im Schneeschlamm, um den Sultan reiten zu sehen, und in Venedig haben wir weidlich geschwitzt. Venezia ist der Glanzpunkt unserer Reise, in Athen war's ebenfalls prachtvoll, aber der Aufenthalt zu kurz. — Aber Alles dies

nur vorläufig. An Euch habe ich viel und oft gedacht, und damit Ihr seht, sende ich Euch ein paar Stelaktitenstückchen aus der Adelsberger Höhle<sup>1)</sup> — wundervoll! — und ein paar Versteinerungen aus dem Monte Bolco bei Verona. Damit Ihr Euch etwas zanken mögt, habe ich es so eingerichtet, daß nur vier Versteinerungen auf drei Mann kommen, auf E. Boll, Dr. Brückner und Dr. Siemerling. Für Letztern schicke ich noch einen türkischen Viertel-Piaſter. —

Ich freue mich sehr zu diesem kalten Wetter, denn bei meiner vielen Arbeit würde es mir ärgerlich sein, bei schönem Wetter in der Stube sitzen zu müssen. Augenblicklich liegen hier von zwei Seiten her bei mir Entwürfe zu Illustrationen, Otto Speckter illustriert den „Hanne Müte“ und der Maler Pietsch, mir angelegentlichst von Julian Schmidt empfohlen, illustriert die „Stromtid“ ganz prächtig! Der Letztere will, um das Landschaftliche in Mecklenburg wiederzugeben, unser leibeigenes Vaterland bereisen, und da werde ich so dreist sein und ihm ein Empfehlungsschreiben an meine Neubrandenburger Freunde mitgeben, die ihn wohl ein bißchen mit der mecklenburgischen Landschaft vertraut machen. Von dort soll er dann nach Stavenhagen, Jvenack und Baschow<sup>2)</sup>. Der Herr Pastor bestellt wohl bei der Frau Dr. Scheben unsere herzlichste Gratulation!<sup>3)</sup>

---

<sup>1)</sup> Vergl. die schöne Beschreibung in „Montecchi un Capuletti“ (Sämmtliche Werke V. S. 290 folg.), die Schilderung des Sturms („Vergnügungsreise!“) S. 328 folg., „den Soldan sinen Ritt in den Sneiregen“ S. 379, Athen S. 402, Venedig S. 414, Verona S. 428 folg.

<sup>2)</sup> Ueber Ludwig Pietsch, dessen mecklenburgische Reise und Stromtidillustration vergl. „Reuter = Reliquien“. S. 78 folg., S. 142—145, 151—154.

<sup>3)</sup> Friede Scheben, geb. Boll, hatte den Pastor Franz Boll zum glücklichen Großvater gemacht.

Nun nehme mir Keiner übel, wenn ich schließe, ich bin schrecklich abgespannt, vor mir liegen acht geschriebene Briefe, vier Pakete und eins darunter mit Manuscript.

Guer

Fritz Reuter.

Nur 3 Stunden möcht' ich dort sein, was wollt' ich klug schnacken,

ich πολύτροπος!

Eisenach, den 28. März 1864.

Wieder die Sehnsucht nach Neubrandenburg und nach den Neubrandenburgern, an die er häufig während der stürmischen Vergnügungsfahrt gedacht hatte. „Du solltest mitreisen, Ernst,“ hatte er früher gewünscht und war jetzt froh, daß der schwächliche, gebrechliche Mann nicht Theil genommen. Aber schön war's doch gewesen; nur ein paar Stunden möcht' er mit den lieben Leuten wieder zusammen sein, was gäb' es für ihn zu erzählen!

So viel Besuch Reuter auch empfing, aus Neubrandenburg befand sich keiner darunter. „Wann kommen die Bollen?“ fragte er am 17. August 1864 an und fügte hinzu, er wolle zu Neujahr oder bald darauf in seiner guten Vorderstadt erscheinen. Dies Schreiben hat folgenden Wortlaut:

Lieber Herr Pastor und lieber Onkel Ernst!

Recht sehr habe ich mich über das Lebenszeichen gefreut, welches Ihr mir gegeben habt, sehe ich doch daraus, daß Ihr noch immer passabel zufriedene Kostgänger an dem Tische unseres Herrgotts seid, denn ich nehme an, lieber Herr Pastor, daß Ihr Rheumatismus nichts weiter ist, als verletzter großväterlicher Hochmuth vor dem Fall, der sich beim zweiten, dritten und vierten Onkel schon geben wird, ich denke, man wird's dann gewohnt. Ihr heiterer Humor, der sich so glänzend in der biographischen Skizze von

Frißing Volkshagen<sup>1)</sup> ausspricht, ist mir Beweis, daß Sie auf dem besten Wege sind, dem unangenehmen Besuche zum Abschied die Hand zu schütteln auf Nimmerwiederkehr. Aber sagen Sie mit Frißing! Es ist doch arg, wie rasch die Leute bergunter gehen, wenn sie kein anderes Gepäc in sich und um sich haben, als das bißchen väterlich Erbtheil; wenn das an der Landstraße des Lebens verzehrt ist, gehen sie bettelnd und gaunernnd wie die Lumpen einher. Was ist aber Alles bei Euch in diesem letzten Jahre passiert? Viel mehr als in den sieben Jahren, die ich in Brandenburg wohnte, und wahrlich wenig Erfreuliches! —

Mit dem Manuskripte meines Buches bin ich endlich vor circa 5 Wochen fertig geworden, es ist größer, als die übrigen Theile, schon gedruckt; aber noch nicht broschirt. — Hinstorff, der . . . einen Ueberfall auf uns ausgeführt hat, meint, daß in 14 Tagen das Ding in den Buchhandel kommen werde; ich werde dann nicht ermangeln u. s. w. u. s. w.

Julian Schmidt mit Frau, der Maler Pietzsch mit Frau aus Berlin, der den Anfang gemacht hat, die „Stromtid“ zu illustriren, Walesrode, der Dr. Fr. Detker aus Cassel haben hier bei uns gewohnt, und diesen Sonntag erwarte ich Freund Peters mit Frau und Töchtern. Nun, das soll eine Freude werden! Wann kommen die Bollen? — Diesen Winter nach Neujahr denke ich Euch in Neubrandenburg zu besuchen, und dann will ich Euch von Konstantinopel erzählen. Eine Reisebeschreibung will ich nicht schreiben; ich

<sup>1)</sup> Frißing Volkshagen hieß in Wirklichkeit Friß Volkmann, war früher Landmann (Wirthschafter oder Inspektor) gewesen, lebte dann einige Jahre als Rentier in Neubrandenburg, begründete dort später ein Tabaksgeschäft und machte Konkurs; er ist bereits verstorben. — Onkel Bräsig (Schurr-Murr, Abenteuer des Entspekter Bräsig) zitiert ihn als Bürger: „In Bramborg ist ein echter Hawanna-Cigarren-Importöhr, Frißing Volkshagen, der vermöge meiner Mithülfe allen Sandhäger Tobak kauft, der ihm durchaus zur Anfertigung der Importierten unentbehrlich.“

werde später aus der Geschichte eine humoristische Erzählung mit der Reise als Hintergrund schreiben, das sagt meiner Art besser zu. — Nun geht's auf die Urgeschichte los, und bitte ich die beiden Bollen, allerlei interessante Mecklenburgica für mich in's Auge zu fassen und eventualiter für mich anzuheben. Ich muß das Ding ganz bruchstückweise schreiben und nachher sorgfältig verquicken und verlöthen. Die nächste Arbeit wird aber die Ueberarbeitung von „Kein Hüßung“ sein, die nun gedruckt werden soll; ich habe das Buch endlich aus Greifswald für mich wieder frei gemacht. — Mit meinen Büchern geht es jetzt forsch, und wäre ich mit dem halben Erfolge sehr zufrieden. Acht meiner früheren Bücher haben in diesem Jahre eine neue Auflage erlebt oder werden sie bis Weihnachten erleben: „Läufchen“ I, „Hanne Müte“, „Alle Kamellen“ I, II, III, IV und V und „Kein Hüßung“. Außerdem erscheint zu Weihnacht eine illustrierte Ausgabe von „Hanne Müte“; die Bilder (40) hat Otto Speckter in Hamburg gezeichnet und Brend'amour in Düsseldorf schneidet sie; ich bin wohl mit den Proben zufrieden. Vom ersten Theil der „Stromtid“ (Alle Kamellen III) ist schon die dritte, vom zweiten Theil die zweite, aber größere Auflage erschienen, und von dem noch nicht herausgegebenen dritten Theil wird jetzt schon die zweite Auflage gedruckt, so daß im Ganzen 7700 Exemplare gedruckt sind; und das Alles, obgleich das Publikum das Ende noch nicht kennt. Ihr könnt Euch denken, wie bange mir nun das Herz schlägt, ob denn nun der Schluß befriedigend ausgefallen ist. — Das Pekuniäre in der Sache ist nun freilich sehr schön; aber dennoch kehren sich manche Schattenseiten ungebührlich heraus, und dazu muß ich die wirklich überhand nehmende Korrespondenz rechnen, die mir viele Zeit raubt; und wenn ich auch das augenblicklich nicht fühle, da ich seit einigen Wochen gar nichts thue, so wird mir zuweilen die Beantwortung der Briefe schwer. Die-

selben sind freilich alle sehr gut gemeint, aber eben deswegen lassen sie sich auch nicht so trocken und dürr abfertigen, wie ein Geschäftsbrief. Zuweilen kommen denn auch die komischsten Schreiben an mich, so heute Morgen zugleich mit einem Briefe von Julian Schmidt, der durchaus darauf dringt, daß ich nach Berlin ziehen soll, die Einlage von Carlina K. . . . . aus L. . . witz in der Begüterung, die sich bei mir angemeldet hatte, und die als plattdeutsche Dichterin mich schon verschiedentlich gequält hat. Bei dieser Dichterin fällt mir ein, daß Sie beide mir einen rechten Gefallen thun könnten, wenn Sie mir echt mecklenburgische poetische Erzeugnisse à la Kägebein und Fräulein von Flotow aufstößern könnten, denn die vorchristliche Litteratur muß doch auch in der Urgeschichte behandelt werden. — Kägebein besitze ich selbst, Siemerling hat ihn aber noch. —

Da ich nicht weiß, ob dieser Siemerling noch als idyllischer Lustschnapper auf den arkadischen Fluren Hinterpommerns wandelt, adressiere ich den Brief an Sie und bitte Euch, (wie höflich und doch zugleich zutraulich habe ich stets mit „Sie“ und „Ihr“ gewechselt!)<sup>1)</sup> die Einlagen zu besorgen.

Sie, Herr Pastor, der als sorgsamer Hausvater nichts umkommen läßt (vide Schwefelhölzchen)<sup>2)</sup>, selbst nicht einmal einen Gruß aus der Ferne, besorgen wohl an die Frau Pastorin unsere freundlichsten Grüße; Franzén hoffe ich nächstens als Studiosus hier bei uns einspringen zu sehen. Grüßen Sie auch Friedchen und die Kleinen, auch Dr. Brückner

---

<sup>1)</sup> Diesem „Zwiespalt in der Natur“ ließe sich leicht abhelfen, meinte Pastor Franz, Neuter solle ihn nur auch „Du“ nennen, er wolle Gleiches mit Gleichem vergelten, was dann auch geschah.

<sup>2)</sup> „It heww en gauden Fründ, wenn den Einer nah enanner twei Daler affördert, denn givwt hei s', äwex bi twei Swewelstücken makt hei en bedenklich Gesicht.“ (Dörchläuchting. Werke V. S. 23.)

und III und III die Andern, das, denke ich, wird Ihnen die Muße der langen Ferienzeit etwas vertreiben.

Ihr  
Fritz Reuter.

. . . Der Brief wäre schon früher in Euren Händen, wenn Adv. Moll und Dr. Balk aus Stargard nicht gekommen wären, die ich doch nothwendigerweise erst nach Brandenburger Nachrichten wie die Zitronen auspressen mußte.

Innig freuten sich die Brüder an den großen Erfolgen Reuters, der von so vielen neuen Auflagen berichten konnte, und ebenso sehr beglückte sie die Aussicht auf ein Wiedersehen. Am 7. November 1864 trat der Dichter in sein fünfundsünfzigstes Lebensjahr. Ernst Voss, der gern persönlich gratuliert hätte, sich aber der weiten Reise nicht mehr gewachsen fühlte, sandte einige gut gemeinte Verse:

„November sei die schlechteste Zeit im Jahr?

Dies ist, Dein Wort in Ehren, doch kaum wahr.

Entspricht ihm und in Dir, mein lieber Reuter,

Troß Schnee und Eis, noch eins der besten Kräuter!“

Auch der Pastor konnte an einen Besuch in Eisenach nicht denken, er hatte mit seiner Frau den Tod der alten verehrten Schwiegermutter zu beklagen. So trösteten sie sich denn mit der Hoffnung, Fritz und Luise bald daheim in Neubrandenburg begrüßen zu dürfen, und luden dieselben ein, als Gäste im Pfarrhause fürlieb zu nehmen. Zugleich meldeten sie nach Brauch von allen städtischen Vorkommnissen. Diesmal stand wirklich etwas Außerordentliches bevor: eine Monarchenzusammenkunft der regierenden Herren Vettern von Mecklenburg-Schwerin und Mecklenburg-Strelitz bei Gelegenheit der Eröffnung der Eisenbahn. Großherzog Friedrich Franz II. hatte huldvollst die nach ihm genannte

Bahn in höchsteigener Person einzuweihen verheißen; Neu-  
brandenburg war damals noch das Endziel.

Reuter erwiderte darauf:

Lieber Pastor,

Ich beantworte Deinen Brief umgehend, um Dir unsere herzlichste Theilnahme an Eurem schmerzlichen Verlust auszudrücken. Sage Deiner lieben Frau, daß auch in der Ferne wir ihren gerechten und tiefen Gram zu würdigen wissen, um so mehr, als die Berewigte uns stets mit Freundlichkeit entgegengekommen ist und uns in ihrer altehrwürdigen Erscheinung noch lebhaft vor Augen steht. —

Heute ist also die Zusammenkunft der beiden Monarchen; hier weint der Himmel Freudenthränen darüber, und unser Herrgott hat seine Stürme gesandt, daß sie mit Posaunenton dies hohe Ereigniß den unterhabenden Völkern verkünden. Wie erhebend ist es für den fernen, ruhigen Betrachter, daß eine Stadt, die in ihrer Dürftigkeit weder Trottoirs noch Gaserleuchtung besitzt, binnen weniger Jahre für den Empfang seines Monarchen 5000 Thaler auswirft, die Illuminations-Talglichter gar nicht gerechnet. Wenn der Reiche giebt, dann ist es schön; giebt aber der Arme, dann ist es groß! —

Es ist merkwürdig, unsere Thüringischen Fürsten haben doch lange diesen Schwung nicht, wie Eure Monarchen. Unser Großherzog geht bloß in Begleitung seines Pudels in die Stadt und besucht seine kranken Beamten des Vormittags, zum Diner ladet er sich thörichter Weise einen obskuren Schriftsteller ein, der ihm niemals die Aufwartung gemacht hat; beim Diner unterhält er sich ungezwungen mit dem fremden Schriftsteller, fördert ihn freundlich auf, von Konstantinopel zc. zu erzählen, und ist daran Schuld, daß dieser unglückliche Schriftsteller bei jedem Gerichte nachexerzieren muß. Nach der Tafel ladet er diesen armen

Teufel zu sich auf ein und dasselbe Bärensopha, läßt sich von ihm Läuschen und Niemels erzählen und giebt ihm schließlich die Hand mit den Worten: „Ich hoffe, Sie öfter bei mir zu sehen.“ — Wie kleinlich ac non satis dignum! — Es war aber doch ein sehr heiterer Abend; gebildete Leute und fröhliche Unterhaltung. Acht Tage darauf war der ganze Nationalverein bei mir, wenigstens in seinen Spitzen: Rudolph von Bennigsen, Schulze-Desitzsch, Miquel, Streit 2c. 2c. Ist das bei Euren Monarchen wohl möglich? Wir führen hier überhaupt ein sehr bewegtes Leben; es vergeht fast kein Tag, der nicht etwas Neues und meistens Interessantes bringt. Den 17. d. M. reisen wir nach Gotha, wo wir bei dem Oberhofprediger Schwarz zu Mittag und auf die Nacht eingeladen sind. Dein alter Freund wird dort zum Besten des Gustav Adolph-Vereins eine Vorlesung plattdeutscher Zunge im Theater abhalten, wie er das schon einmal hier in unserer Clemda (eine geschlossene Gesellschaft) fertig gekriegt hat. — Ueberhaupt glaubst Du gar nicht, wie rasch sich hier in Thüringen und Sachsen unser ehrliches Plattdeutsch Boden gewinnt. Brockhaus war vor einiger Zeit einen Abend bei mir und wollte mich bereden, eine hochdeutsche Uebersetzung von meinen Sachen erscheinen zu lassen; habe ihn aber abschläglich beschieden, denn ich will nun einmal unser Plattdeutsch auch in Mittel- und Süddeutschland heimisch machen. — In's Französische wird freilich schon „De Festungstid“ von Fräulein Klara von Glümer übersetzt (in der revue germanique), und habe ich durchaus nichts dagegen gehabt, bloß um zu sehen, wie sich das Ding ausnehmen wird. Das Fräulein Glümer in Dresden gehört zu der Bekanntschaft von dem Staatsrath Prof. Schleiden (Leben der Pflanze), der mir kürzlich seine Photographie mit freundlicher dedicatio zusandte und durch wen? — rathe! — durch den Sohn des alten Strilack in Wahren, der 6—7 Jahre im Orient gewesen und nun von einem

Feldapotheker zu einem tüchtigen Naturfröschler heraufgekommen ist. Bitte, theile dies dem alten lieben Vater Zickermann mit, er wird sich darüber freuen. Brückners Schwiegersohn, Maler Reinhold aus Dresden, ist diesen Sommer auch bei mir gewesen; es ist ein wirklich liebenswürdiger Mann. — Meine oder besser meiner Frau Besuchsregister sind, von 112 Personen im vorigen Jahre, in diesem schon über 150 gestiegen; Du kannst Dir denken, daß dieser Umstand und eine wirklich überhand nehmende Korrespondenz dem ferneren Schaffen gerade nicht sehr günstig ist; indessen sitze ich bis über die Ohren in der Urgeschichte, von der ich die ersten Kapitel wohl gänzlich desavouieren und durchstreichen muß, da ich ein ganz anderes System angenommen habe, d. h. es wird viel heftiger und viel verrückter abgefaßt werden müssen. Zu Ostern hoffe ich damit fertig zu werden; augenblicklich bin ich bei den patriarchalischen Zuständen und den Brügeln. —

Sage Onkel Ernst und Dr. Brückner, daß ich, durch einen Hausgenossen, einen Baron von Ulmenstein, der die hiesige Forstakademie besucht, aufmerksam gemacht auf hier in bituminösem Thonschiefer und in einer Kalkbraccio vorkommende Versteinerungen (Fische und Conchilien, auch sollen Saurier vorkommen), gestern Gelegenheit hatte, mit dem Professor Senff, einem guten Bekannten von mir, über diese Angelegenheit zu sprechen. Derselbe hat mich eingeladen, seine unterirdischen Schätze zu besuchen, und hat mir versprochen, mir davon mitzuthemen. Ich werde dies nicht versäumen, um den beiden Freunden eine Freude zu machen. Was es aber „absmeißen“ wird, weiß ich freilich zur Zeit noch nicht. Senff kennt aber Onkel Ernst als Schriftsteller und hat ihn puncto Naseneisen wacker benutzt. Ich habe ihm für etwaige unterirdische Schätze das mecklenburgische Archiv<sup>1)</sup>, soweit es in meinem Besitze ist, versprochen. —

<sup>1)</sup> Archiv des Vereins der Freunde der Naturgeschichte in Gaeberz, Reuter-Studien. 11

Ungefähr um Neujahr aus, wenn Alles so kommt, wie's kommen soll, werden wir in Neubrandenburg eintreffen; Deiner freundlichen Einladung für Dein Haus können wir jedoch nur mit der freundschaftlichsten Ablehnung begegnen, denn Siemerling hat dasselbe an uns bestellt. Aber auch dort werden wir nicht zur Last fallen, denn die paar Tage, die wir überhaupt dort weilen können, wollten wir gerne ganz ungeniert und Andere nicht genierend zubringen.

Grüße Alle, die uns lieb sind, und denen wir lieb sind, recht von Herzen von

Eisenach,  
den 14. Nov. 1864.

Deinem  
Fritz Reuter.

Vor einer Woche bin ich 54 Jahr geworden, wo bleibt die schöne Jugend?

Unschätzbar ist in diesem Briefe die launige Schilderung von Reuters Bekanntschaft mit dem Großherzog von Sachsen-Weimar, Karl Alexander, eine Bekanntschaft, die sich von Jahr zu Jahr befestigte und zu gegenseitiger Freundschaft gestaltete; werthvoll das Bekenntniß, keine hochdeutsche Uebersetzung seiner plattdeutschen Schriften haben zu wollen. Für die Urgeschichte von Mecklenburg hatten Boll's versprochen, ihm bei seinem zugesagten Besuch in Neubrandenburg allerlei Material an die Hand zu geben. Reuter bekräftigt denn auch seine Ankunst zum neuen Jahr und hielt Wort.

Im Januar und Februar 1865 weilte er wieder in der Heimat, zum ersten Mal seit langer Zeit. Seine Rundreise durch's Obotritenreich glich einem Triumphzuge. Die Neubrandenburger Tage sind im Kalender von Familie Boll-

Mecklenburg. Die ersten 20 Jahrgänge gab Ernst Boll heraus, die Vollendung des 21. sollte er nicht mehr erleben. Als Mitbegründer und Secretär dieses wissenschaftlichen Vereins seit 1847 war er unermüdblich thätig und lieferte für das Archiv zahlreiche und werthvolle Beiträge zur Naturkunde.

Brückner-Siemerling roth angestrichen. Den Sommer und Herbst hindurch brauchte der Dichter die Kaltwasserkur in Laubbach am Rhein<sup>1)</sup>, das Weihnachtsfest wollte er bei Peters auf Siedenbollentin feiern. So kam er abermals nach dem Norden. Leider erkrankte dort seine Gattin am Nervenfieber. Aus dem Januar datieren nachstehende drei Billette an Pastor Boll, der nebst Onkel Ernst zum neuen Jahr gratuliert und das Ehepaar eingeladen hatte.

Lieber bester Pastor,

Auf Euer freundliches Schreiben mit seinen treuen Wünschen muß ich leider vom nahegelegenen Pommernlande aus mit der traurigen Nachricht antworten, daß mir meine Frau hier heftig erkrankt ist und mir — obgleich in der Besserung — die Freude des persönlichen Erscheinens bei Euch in's Blaue hinausgeschoben hat. Ich hoffe indessen seit einigen Tagen auf Genesung; der Arzt ist sogar davon überzeugt; und so werde ich denn doch mit der Zeit dieser frohen Stunde theilhaftig werden.

Entschuldige die Kürze des Briefes mit der Lage.

Bollentin, d. 7. Jan. 1866.

Euer

(b. Dreptow a. L.)

Fritz Reuter.

Lieber Pastor,

Das ist eine schlimme Zeit gewesen, meine Frau ist noch immer sehr leidend und erholt sich nur sehr, sehr allmählich. Wenn ich sie sicher aus der Gefahr weiß, will ich eine Reise nach Tessin zu meinem Vetter antreten, die ebenfalls einen nothwendigen Aufenthalt zu Güstrow und Stavenhagen zur Folge haben wird; dann komme ich zu Euch und werde von Deinem freundlich angebotenen Logis

---

<sup>1)</sup> Der dortige Aufenthalt und eine poetisch verherrlichte Festivität ist beschrieben in „Reuter-Reliquien“. S. 83—88, S. 180—185.

mit herzlichem Danke Gebrauch machen. — Sollte ich im Anfang der künftigen Woche zur Reise kommen, so telegraphiere ich Dir von irgend einer Station den Tag meiner Ankunft, dann bist Du wohl so freundlich und meldest das definitive Resultat an den Justizrath Schr., der Dich dann auch zu besuchen gedenkt.

Grüße Ernst und die Deinen von

Siebenbollentin,

den 18. Januar 1866.

Deinem

Fritz Reuter.

Lieber Pastor,

Meine Absicht war, heute mit dem 4 Uhr-Zuge zu Dir zu kommen, wie Herr Ebeling Dir gesagt haben wird; nun hat sich aber Karl Krüger auf den Nachmittag angemeldet, ich werde daher erst mit Abend und All mit dem letzten Zuge bei Dir eintreffen können.

Freundlichsten Gruß vorher von

Stavenhagen,

den 25. Januar 1866.

Deinem

Fritz Reuter.

Nach der zweiten kürzeren Reise durch Mecklenburg fuhr Reuter mit seiner sich in der Rekonvaleszenz befindenden Frau zurück in's Laubbachthal und dann im Juni nach Eisenach. Hier kam man mitten hinein in kriegerische Aufregung und Transporte von Kranken und Verwundeten. Der Bruderkampf zwischen Preußen und Oesterreich war ausgebrochen. Das Herz blutete ihm dabei, und er sann, die Noth nach Kräften zu lindern. Am 10. Juli 1866 erließ er gemeinsam mit seinem Freund und Landsmann Erhard Quandt, Buchhändler in Leipzig, einen plattdeutschen Aufruf an seine mecklenburgischen „leiven Landslüd' un gauden Frün'n.“ So oft hätten sie ihm gesagt, daß sie Spaß an seinen Schreibernereien gehabt, diesmal träte er nicht mit Spaß an sie heran, diesmal sei's allerbitterster Ernst. „De Not

is grot hir tau Lan'n. Bland is hir flaten, vel Bland un dütsches Bland. In Langensalza liggen Preußen an Hannoveraner an de 1500 up ehren Smerzenlager; in Dermbach un Salzungen liggen Preußen un Bayern an de 600, in Eisenach 100. Dermbach un Wiesenthal, wo dat letzte Gesecht tüschen Preußen un Bayern föll, is de armste Gegend in den armen Thüringer Wald, de Lüd' dor herüm hewwen nicks, kein Fleisch un kein Brot, kein Solt un kein Smolt — wi hewwen von Eisenach all Solt henschicken müßt, de Kranken liden Not an't Notwendigste. In Leipzig is't nich anners. So'n Glend as in Thüringen is't twors nich, de armen Verwundten finden hir gaude Upnam un Pleg; äwer hir kamen's ünmer frisch von'n Schlachtfeld ut Böhmen an, Preußen, Oesterreicher un Sachsen dörschenanner, alle Dag' frischen Nahschub — un wi können's nu all nah Dufenden tellen. Hir möt noch vel, sivr vel hulpen warden. So'n Jammer gegenäwer is nich de Red von Partei un Partei, nich von Fründ un Fiend, dütsche Landslüd' sünd't allerwegen . . . Tögert nich tau lang', leitwen Landslüd'! Wenn Si dit Glend segt, würd Jug noch wat anners in de Dgen blänkern as blotess Mitted. Gott mag't Jug lohnen!"

Fritz Reuter hatte nicht umsonst an die Herzen seiner Landsleute appelliert und an deren Geldbeutel: die Gaben flossen reichlich. Der Erste<sup>1)</sup>, von dem ein Beitrag einlief, und zwar eine beträchtliche Summe, war sein treuer Onkel Ernst. Ihm dankte Reuter am 15. Juli.

---

<sup>1)</sup> Der „Allererste“, ein gewisser bekannter Anonymus aus Schwerin (G. A. Demmler?) mit 25 Thalern. „Dat is för mi en grottes Hägen west, as de bi mi antemen,“ sagt Reuter, „of mine Fru was ganz ut den Hüschen un smet sik up den Wust- un Schinkenhandel för de Bessfirten, un wat min Husgast un Husfründ is, ‚der Musquetier vom 13. westphälischen Regiment‘, danzte up einem Bein herum, indem dat hei up dem annern lahm is.“

Mein lieber Ernst,

Siehst Du? Alte Freunde! — Du hättest mir auch ohne die Einlage von 100 Thlr. durch Deinen wackern Brief eine große Freude gemacht. — Wie geht es doch nur einmal zu, daß wir, selbst in diesen spaltenden, trennenden und Feindschaft begünstigenden Zeitläuften so schön in unsern Gefinnungen zusammenstimmen? Dein 25 Thlr.-Geber, der dieselben nur für Preußen bestimmt hat, ist fern vom Schuß, hat noch keine Verwundete und noch keine rücksichtslose Bethätigung der Menschenliebe gesehen. Dem Wunsche des Mannes soll aber doch Rechnung getragen werden, weil dazu hier selbst Gelegenheit geboten ist, indem wir hier nur Preußen im Lazareth haben (106 M.). — Bei dem Kriegselend hört die Parteinahme verteuflert schnell auf. (Eben wird auf der Wartburg geschossen, ein Zeichen, daß hier in nächster Nähe Feuer ausgebrochen.) — Gestern kam die erste, anonyme Geldsendung aus Mecklenburg an mich (25 Thlr.), ich legte dito zu und war im Stande, durch die hiesige Kreisdirection nach Dermbach abzusenden:  $\frac{3}{4}$  Ent. Graupen,  $\frac{1}{4}$  Ent. Gries, 500 Cigarren, 50 Fl. Wein, 24 Pfd. Schinken, 10 Pfd. Mettwürste. Darum hatte man gebeten. — Eure Gaben werden in ähnlicher Weise verwendet werden, wenn nicht hier, in Dermbach und Langensalza oder Gotha, doch in Riffingen, Hammelsburg oder Schweinfurt. — Mit dem hiesigen Etappen-Kommandanten, Major von Woedtke, bin ich bekannt, der wird mir schon die richtigste Verwendung angeben. — Unser Kreisphysikus, Dr. Schwabe, einer meiner liebsten Freunde, sagt mir eben, daß wir hier ein Lazareth von Riffinger Verwundeten haben werden. Da würd' es denn hier gut verwendet werden können. Augenblicklich gehen wieder Tag und Nacht Züge von Truppen durch unsere Stadt, Einquartierungen sind an der Ordnung. — Ich habe mir einen Kranken aus dem Lazareth geholt, der schon gegen 8 Tage bei mir liegt an

Sicht und Fußlähmung, einen Gymnasiallehrer aus Rheine in Westphalen, einen lieben Kerl. — Heute werde ich wohl noch eine Partie Husaren bei mir sehn (aus Mäherleben, Landwehrleute), die mich auf der Straße begrüßten, sie wollten mich aus dem Bilde erkannt haben. — Alle Truppen gehen von hier nach Franken, um die Armee von Falkenstein zu verstärken, die verhältnißmäßig schwach ist. — Oh, wenn doch unsere österreichischen Junker nur einmal diese Truppen sähen, Linie wie Landwehr, mit welchem ruhigen Bewußtsein, ohne österreichische Wuth und Rache im Herzen, sie in den Kampf gehen, sie würden die österreichische Sache von vorneherein für verloren geben. Hier in ganz Thüringen, Meiningen ausgenommen, giebt's keine Oesterreicher, und wenn sich mal so ein Jammermensch meldet, so frage ich stets: „Um Vergebung! Sie sind wohl im Besiß österreichischer Papiere?“ Das ist bei diesen Kerlen die Wurzel der Gefinnung. Frag' nur dreist Deine Junker, die Metalliques spielen bei ihnen gewiß auch eine Rolle. —

Mein Buch ist fertig gedruckt, und wenn Ihr Zeit und Lust habt, solche schlechte Witze in dieser Zeit zu lesen, so werde ich Euch das Ding nach der Herausgabe, die indessen noch etwas verzögert werden dürfte, zusenden. — Ich habe mir hier einen äußerst schön gelegenen Garten gekauft, und wenn die Zeiten nicht zu unsicher wären, so wäre ich schon mitten im Hausbau.

Meine Frau und ich sind beide trotz aller Unruhe sehr wohl und ich außerdem noch sehr faul, Zeitungen lesen ist meine anstrengendste Beschäftigung. Wir grüßen Euch beide, liebe Freunde, und bitten, uns auch der Frau Pastorin bestens zu empfehlen. Wo ist Franz denn? Ist er in Leipzig? Laßt ihn doch einmal durch den Thüringer Wald laufen und uns besuchen.

Lebt wohl!

Euer  
Fritz Reuter.

Ja, das ist ganz der gutherzige Menschenfreund, wie er leibt und lebt, und der deutsche Patriot. Was gilt ihm jetzt seine Schriftstellerei und sein neues Opusculum „Dörchläuchting“? Er hat sich ein Grundstück gekauft, ein Haus darauf zu bauen geplant — seines Lebens Wunsch und Sehnsucht war ein eigen Hüfing; doch nun giebt's Wichtigeres zu thun: Thränen trocknen, Wunden heilen helfen und die Schlachtberichte mit fieberhafter Spannung lesen. Wer wird siegen? Wie wird's enden? O daß doch draus erwachse Deutschlands Einheit! Diese Hoffnung ging herrlich in Erfüllung. Bekanntlich fällt in den Septembermonat Reuters begeisterte und inhaltvolle Adresse an Bismarck und dessen ehrende Dankesantwort an den „ausgewählten“ Volksdichter.

Jetzt konnte dieser auch zu dem friedlichsten und freundlichsten Werke schreiten, zum Bau seiner Villa im Johannisthal, am Fuße der Wartburg.

Nach wie vor flogen Briefe zwischen Eisenach und Neubrandenburg hin und her. Ein nicht mittheilbares Schreiben unterm 27. November 1866 beginnt: „Wir kommen mit unserer Korrespondenz ja ordentlich auf den Strumpf.“ Schon am 5. Oktober folgte wieder ein ausführlicher Brief, dessen kirchenpolitische Stacheln hier jedoch ausgelassen sind:

Meine lieben Freunde,

Ich will Euch doch beweisen, daß ich für Euch beide immer Zeit zum Schreiben habe, wenn ich auch zuweilen etwas träge darin bin und meine Korrespondenz über die Maßen anwächst. — Zuerst von Euch. Eure Briefe sind mir wohl erfreulich gewesen, aber der Inhalt ist es nicht. Du, Pastor, meldest mir das Einrücken eines widerwärtigen Leidens und Du, Ernst, meldest mir das Abschiednehmen mancher Freuden. Gegen das Erstere wird wohl die Zeit

und Schwager Brückner die besten Heilmittel abgeben, und für das Zweite wirst Du, lieber Ernst, in Deinem bekannten Fleiß einen Ersatz finden, vielleicht erst auch mit der Zeit. — Schändlich ist es aber, daß in den kleinen Städten die dummen Weiberschnäcke so viel Verdruß auf das Verdienst hernieder schnattern können. — Diese erbärmliche Kleinmacht muß Bismarck uns auch noch aus deutschen Landen herauschmeißen. — Obgleich uns von Dir, lieber Ernst, fast gar keine näheren Andeutungen geworden sind, so sind wir, meine Frau und ich, doch Beide darin einig, daß dies Basiliskenei wahrscheinlich von . . . einer früheren Nachbarin von uns angebrütet und dann von der litterarisch fein wollenden Alique vollständig ausgebrütet ist, und nun wird wohl das Produkt mit der Eierschale . . . als vollständig fertige Erziehungsmethode durch die Straßen der Vorderstadt laufen und von allen alten Gänsen darin mit Bewunderung angestaunt werden. Einige von den Gänsen werden auch wohl Hosen ohne Krinolinen anhaben. — Ich kenne diese Luft, die dort weht, und die mir die beifolgende Epistel hierher geweht hat. — Zur Erklärung: die Schreiberin schickte mir ihr Manuscript zu mit der Bitte, mein Urtheil darüber abzugeben und den Druck desselben zu vermitteln. Das Erste war natürlich große Nebensache, und das Zweite große Hauptsache. Dies zart sentimentale Gewächs und Gewäch traf hier grade ein, als ringsumher die Kanonen donnerten, und als die reißigen Krieger zu Fuß und zu Roß durch unsere Straßen braussten; ich mußte also Sorge tragen, daß so zarte Blumen nicht unter die rohen Mannestritte kamen und von ihnen erbarmungslos zertreten wurden; ich packte sie also schleunigst ein und schickte sie zurück mit nach meiner Art sehr höflichen, doch keineswegs lobenden Worten. Die Schreiberin, die mich in ihrem ersten Briefe für den größten Poeten diesseits und jenseits der Milchstraße erklärt hatte, schickte mir diesen kleinen Brief voller Flühe zum

Danke zurück. Du siehst, auch in der Ferne wird ein armes Mannsbild das Opfer der blaustrümpfigen Unterröcke. Ihr schickt mir den Brief wohl mal wieder zurück, er gehört zu meinem unschätzbaren Material. —

Wenn Ihr sagt, daß Euch mein neuestes Buch nicht so gefallen habe, wie früher, so stimme ich mit voller Seele in Euer Urtheil ein,<sup>1)</sup> und wenn ich etwas zu meiner Entschuldigung anführen soll, so ist es die Sprödigkeit und Dürftigkeit des Stoffes. Ich habe den dummen Streich gemacht, halbe Maßregeln zu ergreifen; ich hätte sämtliche Personen umdichten sollen; Dörchläuchting ist deshalb für jede Darstellung zu jämmerlich gerathen und Kägebein zu insipid. Eine Prophetengabe braucht Ihr mir nicht zuzuschreiben, denn Ich wißt, daß ich schon in Neubrandenburg die Absicht hatte, das Ding zu schreiben, und zu der damaligen Zeit hätten alle Propheten des alten Testaments die Erfolge der jetzigen Zeit nicht voraussehen können, mit denen ich wohl zufrieden bin. — Ja! ich bin sehr zufrieden; in mir hat sich eine Wandelung vollzogen, eine solche Wandelung, daß ich ein eifriger Bismärcker geworden bin . . . Mir ist ein ordentlicher Stolz in's Herz gezogen, daß wir Deutsche doch nicht nöthig haben, fürder uns von jedem hergelaufenen Hanswürsten . . . auf der Nase tanzen zu lassen . . . Oh, Ihr kennt sie garnicht, diese scheußlichen Auswüchse des menschlichen Unverstandes, die die sichere Hoffnung aussprachen, über norddeutsches Wesen und Protestantismus zu siegen. Ich hab's hier erfahren, ich habe hier einen Münsterländischen Gymnasiallehrer, also noch einen quasi Gebildeten, 8 Wochen als Kranken im Hause gehabt, . . . er ist von uns geschieden, meine Frau sagt: mit Rührung, ich habe nichts davon bemerkt und ich glaube,

---

<sup>1)</sup> Was behauptet dagegen Glagau? Man höre: „Präpositus Boll wollte einige Punkte berichtigen, aber der Dichter, wiewohl sein Freund, wies ihn schroff zurück.“

ich habe Recht, denn noch jetzt nach 5 Wochen hat er keine Silbe der Freundlichkeit und des Dankes an uns gerichtet, und es ist zwischen uns nichts — rein gar nichts Böses vorgekommen, als — wir waren Kezer. Ein preußischer Garde-Lieutenant, der hier im Hotel mit zerquetschtem Beine lag, den ich ab und an besuchte, — nun, er war ein Garde-Lieutenant — aber er schrieb unter den Drangsalen des Krieges an mich . . .

Nun etwas von uns: daß mir das mäßige Buch ein Erkleckliches eingetragen hat, könnt Ihr daraus ersehen, daß es jetzt in 10,000 Exemplaren in der Welt herumläuft, und daß Hinstorff noch 3000 nachverlangt hat. — Das thut mir aber auch recht Noth, denn mein Hausbau wird hellsehen viel Geld kosten; aber wenn's so wird, wie's werden soll, denn wird's auch! Dann könnt Ihr auch einmal kommen und von meiner Hausthür aus die ganze Herrlichkeit unserer schönen Gegend genießen. Das Haus hat eine herrliche Lage, der Großherzog legt mir vor der Thür einen Park an<sup>1)</sup>, der eben so gut der meine, wie der seine sein wird, und damit ich es recht bequem haben werde, hat er sich ungebeten dazu erboten, mir einen neuen Weg nach meinem Garten anzulegen und mir ein dabei abfallendes Eckchen Landes zu schenken.<sup>2)</sup> —

Die Cholera ist auch bei uns eingerückt, hat ein paar Opfer gefordert und ist seit einigen Tagen hoffentlich für immer verschwunden. Auch unsere preußische Kommandantur hat uns verlassen, das hiesige Lazareth hat aufgehört, nur in der Nähe auf der Wolfsburg besteht noch eins dergleichen für ägyptische Augenkrankheit, welches noch eines Zuschusses aus der mecklenburgischen, mir anvertrauten Verpflegungskasse bedarf. Nächstens werde ich nun über die Verwendung der Gelder Rechnung ablegen können. Ich habe in dieser

<sup>1)</sup> Ist unterblieben.

<sup>2)</sup> Das geschah.

Sache dem Regierungsrath Prosch und dem Oberbaurath Demmler in Schwerin, durch die ich die bedeutendsten Summen erhalten habe, vorgeschlagen, meine Beläge zuerst an sie einzusenden zu wollen, dann sollen dieselben zur Einsicht an Dr. Frege in Wismar, an Zahnarzt Lippold in Güstrow, an Karl Krüger in Malchin und an Dich, Ernst, in Neubrandenburg eingeschickt werden, und Ihr könnt mir dann deliberatio ertheilen. — Daß Franz nach Bonn und nicht nach Leipzig gekommen, ist ja in mehr als einer Hinsicht ein glücklicher Wurf gewesen; dem Kriegsgetümmel, der Cholera ist er dadurch aus dem Wege gegangen und an R. Schröder, der mit großer Liebe von ihm spricht, hat er einen warmen Freund gewonnen.

Nun habe ich mich recht ordentlich ausgeschüttet, nun kommen noch die Grüße! Da Ihr dieselben aber doch nicht bestellen werdet, so will ich nur den Gruß meiner Frau an Deine Frau, lieber Pastor, bestellen und meinen eigenen hinzufügen. Lebt wohl!

Guer  
Fritz Reuter.

Die in Aussicht gestellte Abrechnung ging am 26. Oktober an den Regierungsrath Prosch und Oberbaurath Demmler nach Schwerin und zeigt, mit welchem rührigen Eifer Reuter Samariterdienste geleistet hat: <sup>1)</sup>

---

<sup>1)</sup> Wie herzlich und dankbar ihm dies Liebeswerk, wobei seine aufopfernde Gattin mit ihm Hand in Hand ging, gelohnt wurde, findet der Leser in dem Aufsatz „Reuters Hausbuch“. — Der Aufruf brachte an baarem Gelde 6500 Thaler, außerdem Unmassen von Utensilien und Victualien. In origineller Weise bedankte sich Reuter, dem selbst in jener ernsten Zeit der Humor nicht ausging. Der „fitale“ Zollverein machte ihm arg viel zu schaffen. „Dor schickt mi 'ne fründliche Dame allerlei Lin'n ut Mecklenborg tau, un de Häupter von unsen Toll verlangt gegen 4 Daler Stüer darför, denn der Mann weiß wahrscheinlich noch nicht, daß Mecklenburg mit Preußen und Weimar geht.“ St

Hochgeehrteste Herren,

Heute wende ich mich an Sie, um Ihnen und allen meinen lieben Landsleuten und Freunden zum wiederholten Male meinen innigsten Dank abzustatten für das große Vertrauen, welches Sie und meine lieben mecklenburgischen Freunde mir erwiesen haben, als Sie meinem bescheidenen

---

heww mi äwer stramm maht un heww mi an den Toll-Ober-Ober-Häupter tau Erfurt wendit, de fall em hier en Vers maken. Ne, dat geiht doch nich, entweder de Tollverein möt uphawn warden, oder Medelborg möt in den Tollverein; sinnt doch dor mal en beten äwer nah, wo dit Stück woll am besten antaustellen is!“ — In einem zweiten Sendbriefe heißt es: „Wat säd ik Jug? Schickt mi nicks anners as bor Geld un oll Lin'n, süs ward dat 'ne Lüderi mit de Stüer. — ‚Was thatet Ihr aber im ganzen großen Gegenteil?‘ — Zi schickt mi dor allerlei Lewensmiddel un swor Gedränk un Inmakels, wat för de Stüerbeamten so'n recht gefunnenes Freten is, un ik müht nu schriwen von Pontiusfen tau Pilatusfen, bet ik dat sowid in de Reich kreg, dat sei mi de Saken utverantwurten mühten. ‚Sie haben sich aber einen feierlichen Refurs an meine sämtlichen Mobilien und Immobilien (ik heww mi nämlich förre 14 Dag 'en Goren köfft) vorbehalten, da es die Möglichkeit sein könnte, daß ich möglicher Weise in die Lage käme, nachzahlen zu müssen.‘ — Ik heww äwer dacht, wat nah kümmt, bitt de Wulf, un wenn't slimm ward, geiht Du bet an den Grotherzog un an den König.“ — Ueber seine Reise nach Frankfurt am Main macht er folgende Schilderung: „Unnerwegs drop ik einen prächtigen Mann, einen Herrn von Krosigk, wat en Johanniter was un in barmherzigen Geschäften ok nah Frankfurt reiste. Mit dem make ik denn nu Kaprusch, dat heit, hei was as Preister un ik as Röstler, un den annern Dag kunn ik mine leiven Barmherzigkeiten all an dat Depot afliewern un 5400 Thaler an den Herrn von Krosigk. Un dor hadd ik denn ok dat grote Vergnügen, dat en Landsmann, de Herr Kammerherr von Derzen, wat ok en Johanniter was, mi tau den kummandirenden General von Röder un den Civil-Cummarjus von Dieft inladen ded, ik denk mi woll dortau, dat ik mit ehr süll weisen Rath hollen, un ik gung ok hen, un wi höllen einen forschen Rathschlag, bi wessern äwer taulecht doch nicks wieder ut kämm as ehliche Buddeln Rhinwin. ‚Es begab sich nämlich zu dieser Zeit, daß die Majestät von Preußen die Stadt Frankfurt mit 25 Millionen züchtigte, und daß der Jude Rothschild geschrien hat: man solle bedenken seine Frau und Kinder.‘ Dit Stück is wohr, dor kann Seder, de Lust dortau hett, up nahseggen.“

Aufrufe Folge gaben und mich zum Vertheiler Ihrer menschenfreundlichen Gaben annahmen. — Reich, über alle Erwartung reich, sind diese Gaben mir zugeflossen, und in demselben Maße tief habe ich die Verpflichtung gefühlt, dieselben zweckmäßig zu verwenden und dereinst darüber Rechnung abzulegen. — Dies Letztere versuche ich jetzt; ich sende Ihnen meine vollständige Abrechnung ein mit allen Belägen, die mir in der bewegten Zeit zu beschaffen waren. Ich glaube, es fehlen mir übrigens nur zwei; der eine über 10 Thlr., die ich durch den Herrn Obrist-Lieutenant von Arenswald den Diakonissinnen zu Langensalza habe zukommen lassen, und dann eine Quittung aus Salzungen über die Sendung des Weinhändlers Bohl mit 16 Thlr. 20 Sgr. Ebenso ist es mir unmöglich gewesen, Beläge für Frachten, Porti und Verpackung zu schaffen. Ich habe mir indessen alle Mühe gegeben, die Rückerstattung der Frachtgelder für die größeren Schweriner Sendungen zu erlangen, und bei der Mecklenburgischen Bahn (mit 5 Thlr. 2½ Sgr.) und der Thüringer Bahn (mit 24 Thlr. 16 Sgr.) ist es mir auch gelungen; auch hat die Steuer ihre Forderung von circa 75 Thaler auf meine Vorstellung fallen lassen. Ich darf wohl hoffen, daß Sie mich auch in dieser Beziehung entlasten werden. Die reichlichen Sendungen von Lazareth-Utensilien, vorzüglich von lieber Frauen Hand gesammelt, sind alsobald an bedürftige Lazarethe befördert worden, ein Theil jedoch, für den augenblicklich gar keine Verwendung war, ist im hiesigen Depot aufbewahrt und kann später, wenn es den freundlichen Geberinnen so gefällt, an das Haupt-Depot in Berlin verabsolgt werden; einige Verwendung findet sich freilich hier noch immer in dem Lazareth-Rechenhaus. — Eine Menge kleiner Porti, Trinkgelder, leerer Flaschen, Kisten, Säcke zur Verpackung, sowie die Unkosten meiner Reise nach Frankfurt bitte ich als meinen bescheidenen Beitrag zur Kasse anzusehen. Mein

Freund Erhard Quandt hat seine Abrechnung an mich geschickt, und erfolgt sie anbei. Dabei muß ich nun noch bemerken: zwischen Quandt und mir fand die schriftliche, vorläufige Verabredung statt, wir wollten die uns zugehenden Gaben theilen, dies geschah auch bis zu einer Zeit, wo Quandt keine rechte Verwendung mehr fand, und wo es hier nöthiger war; bei den Lazareth-Utensilien war eine Theilung ohnedies nicht statthast; und da meinem Freunde große Schwierigkeiten mit der Steuer erwuchsen, hat er mir einen großen Theil uneröffnet zugesandt.

So würde ich nun noch für 369 Thlr. 19 Sgr. 6 Pf. verantwortlich bleiben, und ich frage bei Ihnen an, ob ich denselben Weg einschlagen soll, den Sie, hochverehrter Herr Regierungsrath, mir als den des Central-Komitees zu Schwerin gütigst angezeigt haben, also ob ich die obige Summe an ein General-Kommando einsenden soll (etwa an den General von Goeben), oder ob ich meinem Herzen folgen darf und noch etwas für die gänzlich und theilweise erblindeten Kranken im hiesigen Bechenhause aussetzen, den Rest aber an jenen Unglücklichen (einen verheiratheten Dekonomie-Inspektor) einsenden kann, für den die National-Zeitung den anliegenden Ausruf erließ. — Ich würde dann umgehend darüber Quittungen einsenden. Jetzt liegt mir aber daran, meinen lieben Landsleuten und Freunden zu zeigen, daß ich nach Kräften bemüht gewesen bin, ihre Liebe und Wohlthätigkeit in's Werk zu setzen. Darum bitte ich Sie, meine hochverehrten Herren und Freunde, meinen Rechnungsabschluß mit den Belägen zu senden an: den Herrn Dr. Frege-Wismar, den Herrn Lippold-Güstrow, den Herrn Senator Krüger-Malchin und den Herrn Dr. C. Boll-Neubrandenburg, auch durch die Zeitungen dafür zu sorgen, daß er in den kleineren Städten bekannt werde.

Nun leben Sie Beide recht sehr wohl und grüßen Sie alle lieben, braven Mecklenbürger und Mecklenbürgerinnen von  
Ihrem ergebensten  
Fritz Reuter.

Gleichzeitig erhielt Ernst Boll nachstehende Zeilen:

Mein lieber Ernst,

Heute nur flüchtig! Endlich ist es mir gelungen, den unzuverlässigsten Menschen in Eisenach und 10 Meilen in der Runde zum Worthalten seines schon vor Jahren gegebenen Versprechens zu zwingen; ich meine den Professor Senff mit seinen Petresakten. Zuletzt berief er sich immer auf den Mangel einer Kiste, da sandte ich ihm denn eine und griff gerade nicht nach der kleinsten. Was er da für Steine und andern Unrath eingepackt haben mag, weiß ich nicht, er hat mir aber . . . eine große Beschreibung von dem schönen Inhalt gemacht und mag ja auch wohl Manches eingepackt haben, was Dir Freude machen kann. Morgen wird die Kiste zur Eisenbahn befördert werden. — Wir sind Beide arg an der Grippe erkrankt, doch schon wieder in der Besserung und freuen uns der stillen Ruhe um uns her. Die letzten 10 Tage waren aber auch voll unerträglicher Unruhe, die Ihr wohl verstehen werdet, wenn ich sage: Schlopke war hier und mußte mich auf Befehl des Großherzogs für die Galerie in Schwerin in Del malen. Das Bild ist excellent gerathen und hat mir täglich einen Schwarm von Besuchern auf den Hals gezogen.<sup>1)</sup>

Heute Morgen habe ich meine Abrechnung über die aus Mecklenburg für die Verwundeten eingegangenen Gelder

---

<sup>1)</sup> Kurz darauf traf, wie Frau Dr. Reuter mir erzählte, von Gustav zu Puttk, der damals noch Intendant in Schwerin war, der lakonische Gruß ein: „Guten Tag, Herr Nachbar!“ Reuters Porträt war nämlich als Pendant zu dem Puttkischen Bilde in der Schweriner Schloßgalerie aufgehängt worden.

mit den Belägen an den Regierungsrath Prosch und Freund Demmler in Schwerin eingesandt. Sie wird Dir ebenfalls auf meinen Vorschlag zugesandt werden.

Grüße den Pastor und Familie von uns und Du lebe wohl, lieber Ernst!

Eisenach,  
den 26. Oktober 1866.

Dein  
Fritz Reuter.

Trübe Tage brachen über die Boll'sche Familie herein: der Typhus herrschte im Hause. Beide Brüder waren lange und schwer leidend, von den Kindern lagen die zwei jüngsten Töchter krank darnieder. Reuter ahnte Nichts davon; seine Zeit und Arbeit, sein ganzes Denken und Dichten nahmen jetzt der Hausbau und die Gartenanlagen in Anspruch. So hörten die alten Freunde gegenseitig Nichts von einander, bis Doktor Siemerling nach Weihnachten nähere Mittheilungen machte, worauf am Neujahrstag 1868 einige vorläufige Zeilen vom Reuter'schen Ehepaar Trost und Theilnahme brachten:

Lieber Pastor,

Zu unserer größten Betrübniß erfahren wir durch einen Brief aus Neubrandenburg, daß ein finsterner Geist durch Dein friedlich Haus gewandelt ist; unsere Nachrichten von dort fangen an, spärlicher zu fließen, und wenn wir auch durch Siemerlings von der Erkrankung Deiner beiden Töchter erfuhren, so wurde uns auch deren Genesung gemeldet. — Ebenso ergeht es uns denn auch mit den Nachrichten über Dein langes Krankenlager, es schließt sich die frohe Botschaft von Besserung gleich daran. — Ich kann nun aber doch mein neues Jahr nicht beginnen, und meine Frau meint's ebenso, ohne für Dich und Dein ganzes Haus, natürlich meinen guten Onkel Ernst, der ja auch leidend sein soll, inbegriffen, die besten Wünsche auszusprechen:

Waederz, Reuter-Studien.

12

möchtest Du dies schwere Leid bald verwunden haben und die stille Zufriedenheit in Deinem Hause wieder herrschen, von der ich so oft Zeuge gewesen bin. Ich bin überzeugt, daß Du uns die herzlichste Theilnahme zutrauest.

Von uns will ich weiter Nichts melden, als daß es uns gut geht, und daß wir die Hoffnung haben, Euch gegen den Frühling hin zu sehen und uns persönlich von Eurem Wohlfsein zu überzeugen.

Wenn dieser Brief nur kurz ist, so mußt Du es mit Störungen aller Art entschuldigen, die sich am Neujahrstage einstellen. Ich wollte ihn aber doch gerne am heutigen Tage, der gebräuchlich zu den Wünschen für die besten Freunde bestimmt ist, abschicken. Darum ein Mehreres später! — Lebe wohl, Du und Ihr Alle!

Dein  
Fritz Reuter.

Eine Antwort erfolgte umgehend von der Hand der Tochter Luise; ihr Vater fühlte sich zu schwach zum Schreiben, auch Onkel Ernst, der aber mit Aufraffung aller Kräfte wenigstens einen Gruß beifügte. Schon am 4. Januar tröstete Fritz mit Herzlichkeit und Humor den alten Freund:

Mein lieber, guter Ernst,

Soeben erhalte ich den Brief der kleinen, freundlichen Waise, wofür ich ihr meinen herzlichsten Dank sage, und darunter Deine gewiß mit großer Mühe abgefaßten Zeilen; und da drängt mich denn das ehrliche Mitgefühl zu Euch zu sprechen, wie mir's um's Herz ist. — Nein, so schwer habe ich mir Euer Leid nicht gedacht: da ist ja Keiner verschont im ganzen Hause! Was mag Jeder von Euch einzeln für sich gelitten haben und was mit Hinblick auf die Andern! — Das ist ja schrecklich, und nur die Hoffnung auf endliche, gänzliche Beseitigung des Elends, ohne daß Euer freundlicher

Kreis zerrissen wurde, vermag da zu trösten. — Wie gerne möchte ich irgendwie mich gegen Euch hülfreich beweisen, wenn nur die Ferne dem nicht entgegen stände, und wenn ich nur wüßte, womit. Vorläufig schicke ich Dir und meinem lieben Pastor für den Fall, daß die Reconvalescenz das Lesen erlaubt, ein paar Bücher, die ich mir zu Weihnachten geschenkt habe, und die Euch vielleicht noch nicht zugänglich geworden sind: Bastians Reisen in Hinterindien und Fock's rügenische und pommerische Geschichten. Das erste Buch habe ich noch nicht gelesen, das macht aber nichts; ich habe so wie so nur auf die Empfehlung einer überaus günstigen Kritik gekauft, und Ihr könnt beide Bücher so lange behalten, als es Euch beliebt; ich werde sie mir dann später wieder einmal persönlich abholen. Gebe Gott, daß Ihr bald einige Unterhaltung und Zerstreuung daraus schöpfen könnt! —

Unsere Weihnachten haben wir still und ohne Besuch verlebt, und unser Neujahr haben wir auch nicht so begonnen, wie es eigentlich sollte: meine Frau und ich haben uns eine arge Grippe zugezogen und niesen und husten gegeneinander auf. Unsere Wohnung ist im Sommer sehr gut, aber für den Winter, wie er dies Jahr hier auftritt, ist sie ein Bißchen zu lustig. Das ist denn auch ein Hauptgrund, weswegen wir uns zum Bau eines eigenen Hauses entschlossen haben. — Aber viel Aerger, lieber Onkel Ernst, viel Aerger ist dabei vermacht, wenn man sieht, daß Alle bemüht sind, sich aus unserer Haut Riemen zu schneiden. Ich wäre denn auch wohl aus besagter Haut gefahren, wenn sie nicht so dick wäre. — Nimm den Scherz nicht übel, auch nicht, daß ich Euch gegenüber von uns rede. Das weiß der liebe Gott: von Anfang an, seit wir Neubrandenburg verlassen haben, sind lauter Hiobsposten von dort bei uns eingetroffen, zuerst gingen sie nur Leute an, die uns ferner standen, jetzt aber melden sie Unglück über Unglück der nächsten Freunde; erst von . . . und nun gar von Euch!

Aber wir gehen ja dem Frühling entgegen, und der wird Euch neues Leben bringen. — Denke Dir, jüngst habe ich so lebhaft von Eurem Hintergarten geträumt, als ständ' ich leibhaftig mit Euch beiden darin, nur war eine Regalbahn darin, und als wir diese benutzen wollten, panschten Anning und Wising unter dem Vorwand, Blumen zu begießen, dieselbe so naß, daß nichts aus dem Regelspiel wurde, und schließlich hatte ich keinen Groschen für den Jungen.

Nun lebt Alle recht wohl, bessert Euch nach Kräften und behaltet in freundlichem Andenken

Eisenach,  
den 4. Januar 1868.

Euren  
Fritz Reuter.

Dies waren die letzten Schriftzüge Reuters, die Dunkel Ernst erfreuen sollten. Bald nach Neujahr hatte das alte Unterleibsleiden bei Ernst Boll einen gefährlichen Charakter angenommen, am 19. Januar Abends zeigte sich die eintretende Lungenlähmung, und er starb am folgenden Tage Nachmittags um 4 Uhr ohne schweren Todeskampf.

Derweilen lag auch der Pastor noch krank im Bette; er konnte nicht als Bruder, nicht als Seelsorger den geliebten Sterbenden im letzten Augenblicke sehen und segnen. Die Tochter Luise meldete den Heimgang des Dunkels an Reuter, der am 24. Januar sein inniges Beileid ausdrückte:

Mein lieber, guter Pastor,

So hat es also doch Gott gefallen, unsern guten Ernst von seinem Wirken auf dieser Erde abzurufen! Meine Befürchtungen waren allerdings nach dem letzten Briefe Deiner kleinen Luise groß geworden; aber der Umstand, daß Ihr doch schon durch so viel Jammer und Gefahr hindurch gekommen waret, ließ daneben die Hoffnung aufkommen, daß auch diese Furcht vorüber gehen werde. — Dies ist nun in einem halben Jahre der zweite Verlust, den ich an wahren

Freunden zu beklagen habe, erst starb mir Grashof und nun Ernst; ich merke, daß ich vom Herbst in den Winter trete; die Blätter fallen. Wie aber mag Dich dieser Schlag erschüttert haben, wie mag Deine geschwächte Gesundheit ihn aushalten, wenn er uns schon so recht tief traurig macht? — Ich hoffe, daß Dein biederes, tapferes Herz auch dies große Unglück verwindet, und wenn ich Dich auch nicht mit alten abgeleierte[n] Trostsprüchen kränken will, so erlaubst Du mir wohl eine Betrachtung, die kein Trost sein will. — War's einmal beschlossen, daß Ihr getreues Brüderpaar getrennt werden solltet, so ist es besser, daß Ernst ging und Du bleibst: Du hast eine liebe Familie, die Dir Trost und später auch wieder Freude am Leben geben wird; er hätte im entgegengesetzten Falle verhältnißmäßig allein gestanden und hätte die Trennung von Dir wohl niemals verwunden. Darum wollen wir hoffen, daß der Abschied von dem treuen Bruder Deine Gesundheit nicht zu sehr angreift; dann wird Alles wieder gut werden, und in Dein freundlich Haus wird auch neben der Zufriedenheit die Freude mit der Zeit wieder eintreffen.

Mit alter Treue und Freundschaft

Dein  
Fritz Reuter.

„Onkel Ernst ist nicht mehr, der gute prächtige Mensch!“ er konnte sich in diesen Gedanken, in diesen Verlust nur schwer finden. Als Gisbert von Vincke ihm damals einen heiteren Brief schrieb, antwortete er am 10. Februar 1868:

„Du hast einen so fröhlichen Vinken-Schlag intoniert, daß einem alten Burschen dabei ordentlich frühlings-ahnungsvoll zu Muth werden mußte, und daß derselbe sich fest vornahm, Deinen Sang — und sei's auch mit Sperlingsgezwitzcher — zu erwidern; aber Trauer und Verdrießlichkeit

sind bei mir eingekehrt und scheuchen das bischen Humor, was sich bei mir etwa noch häuslich niederlassen will, in nebelige Ferne. — Meine Trauer gilt dem Tode eines lieben langjährigen Freundes, den ich mir erst in späteren Jahren in Neubrandenburg erworben und gewonnen hatte. Mein guter Ernst Boll (Ehrendoktor der Greifswalder Universität) ist am 20. d. M. heimgegangen, und sein vortrefflicher Bruder, der Präpositus Franz Boll, liegt noch schwer am Nervenfieber darnieder.“

Mit tiefer Wehmuth und Inbrunst betete Reuter Weihnachten 1868, bei seinem dritten und letzten, lange vorher geplanten und angekündigten Besuche in Mecklenburg, am Grabe seines Onkel Ernst ein stilles Vaterunser und drückte mit Thränen im Auge dem neben ihm stehenden Pastor Franz Boll die Hand: „Wir haben beide viel an ihm verloren, der hier unter der weißen Schneedecke schläft.“

Damals fühlte sich auch Friß Reuter schon zuweilen recht hinfällig; und nur die gewaltigen Kriegs- und Siegesjahre von 1870 und 1871 vermochten ihn wieder jugendlich frisch zu machen. Da griff er noch einmal in die Saiten und dichtete für die Lieder zu Schutz und Trutz: „O! 'ne lütte Gaw' för Dütschland“ und „Großmutting, hei is dob!“

Was in jener glorreichen Zeit durch seine Seele zog, im Großen wie im Kleinen, nach Außen und nach Innen, das hat er in folgendem Briefe offenbart:

Mein lieber Boll,

Dein Brief hat mir eine große Freude gebracht, er hat mir gezeigt, daß noch hie und da ein lieber Freund lebt, sie werden mir jedoch schon knapp, zumal hier in Eisenach. Ich habe in kurzer, letzter Zeit drei Männer verloren, die zu meinem speziellen Umgang gehörten, zuerst starb der Banquier Biegler, der uns hier beim Anzuge so

freundschaftlich in sein Haus geleitete und uns in seiner Freundschaft stets treu geblieben ist, dann blieb unser guterherziger Nachbar, Rittmeister von Stein, im Felde, und vor kurzem starb mein braver Jugendfreund, der Kirchenrath Stier, an den Blattern. Wenn nun noch dem Kreisgerichtsrath Fischer und dem Professor Koch was Menschliches passiert, dann stehe ich hier ohne jeglichen genaueren Verkehr. Es ist schlimm, daß es so ist; aber Dir geht es ja ebenso, vielleicht noch schlimmer.

Für die Nachrichten über Deinen Franz bin ich Dir sehr dankbar und bin über seine Fortschritte und Aussichten sehr erfreut, weniger über seinen Umgang. Der Verkehr mit den extremen Parteien ist nie ohne Gefahr — exemplarisch — und wär's auch nur die der Einseitigkeit. Wenn nun auch für die nächste Zeit keine Demagogenheken in Aussicht stehen, so bereiten sich doch so ganz im Stillen — auch für Deutschland — zwei sehr bedenkliche Kämpfe vor, der eine auf religiösem, der andere auf sozialem Gebiete. Wenn Franz nun auch mit dem ersten nicht viel zu schaffen haben mag, so liegt der zweite ihm doch sehr nahe, denn sein Verkehr mit Joh. Jacobi, den ich, nebenbei gesagt, für den gescheutesten, ehrlichsten und konsequentesten Sozialisten halte, kann ihn bei seiner Lebendigkeit und eigenen Ehrlichkeit leicht in Bestrebungen verwickeln, die wahrscheinlich noch viel ernstere Verfolgung erleiden werden, als die, denen ich meine verkümmerte Jugend zurechnen muß. — Indessen, Du wirst schon ein Auge auf diesen Umstand haben. Daß aber Deine beiden kleinen Mädchen noch immerfort an den Nachwehen der abscheulichen Krankheit zu leiden haben, ist sehr betrübend — und der arme Karl Krull!

Manche Deiner Nachrichten sind uns schon bekannt gewesen, denn Du mußt wissen, daß wir an zwei vorzüglichen, reichlich fließenden Klatschquellen sitzen, an den Briefen Ottiliens & . . . . . und dem Rostocker Tageblatt

von Hinstorff; und doch bin ich Dir sehr dankbar für Deine Mittheilungen, denn sonst wüßte ich nicht, daß Hagemann<sup>1)</sup> Ritter pp. geworden wäre, und daß die beiden Ritter eigenhändig Ade gegangen wären. Hagemann bitte ich zu grüßen; er soll sich mit dem Orden photographieren und dann den Orden naturgetreu kolorieren lassen, was sich sehr gut ausnehmen würde; ein Exemplar erhielt ich dann auch wohl auf dem Gnadentwege . . .

Unser alter Reinhard lebt, so viel ich weiß, und zwar bei Müllers in Bolz bei Güstrow, Genaueres weiß ich zwar nicht, da er nicht sehr schreibselig zu sein scheint. Das letzte Mal, als ich ihn hier sah, war er sehr kümmerlich an der Gicht. Seine quasi Anstellung bei der Herausgabe der National-Bereins-Litteratur hat schon seit langer Zeit aufgehört und hat damit geschlossen, daß sein quasi Prinzipal . . . wegen betrügerischen Bankrotts zu 4 Jahren Zuchthausstrafe verurtheilt wurde. Zu unserer großen Freude hatte sich Reinhard aber schon längere Zeit vorher von ihm getrennt; er gab darauf in Koburg eine Handwerkerzeitung heraus, die neben vielem ehrlich und ernst Gemeinten auch heitere Reinhardiana brachte, namentlich höchst ergötzliche Dinge über den Bischof zu Bamberg. Seide aber hat er dabei nicht gesponnen, und das Blatt ist eingegangen. —

Es ist ja was Außerordentliches mit Deinem Fleiß! Von mir kann ich nichts dieser Art berichten, ich schreibe wohl auch noch dies und das, werde jedoch voraussichtlich nichts mehr drucken lassen; ich fühle, daß mit den Jahren mir die Frische der Anschauung und Darstellung zu schwinden beginnt, und daher will ich lieber schweigen, als etwas Schlechtes zu Markte bringen. Bin nun auch schon fast

---

<sup>1)</sup> David Hagemann war ein angesehenener Kaufmann in Neubrandenburg, ein jovialer alter Herr; er hatte den Kronenorden vierter Klasse erhalten. Vergl. über Hagemann „Urgeschichte von Meckelnborg“ (Sämmtliche Werke II. S. 376 folg.).

61 Jahre alt . . . ich danke Gott, daß er mir es vergönnt hat, dies glorreiche Jahr zu erleben, und daß er mir den Trost zuruft: aus der Einheit Deutschlands wird auch die Freiheit hervorgehen. . . . So ein neuer Staat, wie das deutsche Reich, kann nicht still stehen, er muß vorwärts, wenn auch mit großen Unterbrechungen von Seiten der Reaktion; materielle Eroberungen können wir nicht mehr machen, aber auf geistigem Gebiete steht noch eine sehr reiche Ernte einzuheimsen. — Wir werden dies wohl beide nicht mehr erleben; ich gewiß nicht, denn bei mir, obgleich jünger als Du, stellt sich das Alter sehr bedenklich ein. Hämorrhoiden und Kreuzschmerzen und eine mir sonst unbekannt Steifigkeit der unteren Gliedmaßen machen mich träge, zur Bewegung wenig aufgelegt, und wenn ich nicht meinen schönen Garten hätte, wo ich recht ordentlich auf und absteigen muß, um dies und das zu besorgen und hie und da nachzusehen, so glaube ich, würde ich ganz versauern. Dies kleine Stückchen von Gottes Erde ist für mich eine Quelle unendlichen Genusses, vorzüglich wohl, weil ich aus einem wüsten, felsigen Berggarten, der mit einem Duzend Zwetschenbäumen bepflanzt war, ein nutzbares und anmuthiges Grundstück geschaffen habe. Ich habe das Ganze theils mit Felsenmauern, theils mit Rasenböschungen terrassiert, und darauf stehen jetzt circa 180 Stück Apfel-, Birnen-, Pflaumen- und Kirschbäume, desgleichen circa 20 Aprikosen und Pfirsiche und 66 Weinstöcke, Himbeeren und Stachelbeeren, Johannisbeeren, Haselnüsse und Walnüsse nicht gerechnet und dazwischen hochstämmige Rosen und Georginen. — Alles trägt schon, weil es nur Zwerg- oder Franz-Obst ist, freilich in diesem Jahre nur sehr spärlich, da der Himmelfahrtstag mit 4<sup>o</sup> Kälte die meisten Blüthen zerstört hat; der Wein nur hat gut angefaßt, wird aber wohl nur in einzelnen Stöcken reif werden. In dem obern Theil des Gartens steht in diesem Jahr das schönste Gemüse in reichlichster Fülle,

ausgezeichnete Spargel und schönste Erdbeeren, Erbsen, Wurzeln, Kohlrabi, Zwiebeln, Bohnen, Gurken et hoc genus omne. Als ich den Garten kaufte, fragten mich die Leute, was ich damit wolle, aber ich erinnerte mich des mecklenburgischen Sprichwortes: „Schit un Flit“, nun fragen sie nicht mehr. Der Garten liegt gegen Süden, hat aber doch sehr reichlichen Schatten durch große Bäume, Eichen, Ahorn, Weißbuchen und Eschen, und in diesem Jahre gedeiht Alles bei reichlichem Regen auf's Vortrefflichste. Man wollte mich in ein Bad schicken, wollte aber nicht, trinke lieber das mir verordnete Wasser in meinem Garten . . .

Und nun lebe wohl und behalte mich mit Freundschaft in Deinem Herzen!

Eisenach,  
den 15. Juli 1871.

Dein  
Fritz Reuter.

Es war sein letzter Brief an Franz Voll. Auf die Nachricht von der Verlobung Luizens, dessen jüngster Tochter, 1874, konnte Fritz Reuter nicht mehr selbst die Feder führen und eigenhändig, wie er's gern gethan hätte, den Glückwunsch schreiben; er mußte ihn seiner Gattin diktieren:

Eisenach, den 24. März 1874.

Mein lieber Freund!

Muß mich doch nur der Feder meiner Frau bedienen, Dir endlich ein Lebenszeichen zu geben, hoffte von Tag zu Tag, der Rheumatismus des rechten Arms und Handgelenks werde mich frei geben, aber hartnäckiger denn je behauptet der lästige Gast seinen Platz. So kommt denn unser Glückwunsch zur Verlobung Deiner Tochter Luise spät, aber nicht minder herzlich, und bitten wir beide, denselben noch gütig aufzunehmen. Möge dies frohe Familienereigniß einen günstigen und heilkräftigen Einfluß auf Deine Gesundheit

üben, mein guter Pastor; ein glücklicher Brautvater hält den Kopf steif, darf ja nicht krank sein. Ueber Deines Franz<sup>1)</sup> schnelle Carrière empfinden wir herzliche Freude, dem werden in Rom neue Welten aufgehen!

Daß Du Dich noch recht lange des vollen, ungestörten Familienglücks erfreuen mögest, wünschen mit herzlichem Gruß

Fritz Reuter und Frau.

Bald darauf kam ein Schlaganfall; Reuter konnte nun auch nicht mehr gehen noch stehen. Im Rollstuhl ließ er sich hinausfahren in die milde Sommerluft, in den warmen Sonnenschein, hinaus in all' die Blumenpracht seines Gartens, wo er in einer kühlen Grotte, beim plätschernden Springbrunnen, saß und sann. Die Blätter des Eichbaumes rauschten, von einem leisen Windhauch bewegt, und erzählten ihm von der norddeutschen Heimat, von alten schönen Zeiten und treuen Freunden. Da dachte er oft hin nach Neubrandenburg, und über seine Lippen gingen die Namen Franz und Ernst Voll. „Ich werde Dir wohl bald nachfolgen, Onkel Ernst.“ —

Am 12. Juli 1874, an einem Sonntag, Nachmittags 5½ Uhr, küßte der Engel des Todes Fritz Reuters Stirne und trug seine unsterbliche Seele himmelwärts.

Den Sonntag darauf verkündete von der Kanzel der Kirche zu St. Johannis in Neubrandenburg der fast siebzigjährige Präpositus Franz Voll tief bewegt seiner Gemeinde die Trauerbotschaft vom Hinscheiden des wahrhaft guten

---

<sup>1)</sup> Sein einziger Sohn Dr. Franz Voll ward Professor der Medizin an der Universität in Rom. Nach dem am 20. März 1875 erfolgten Tode seines Vaters gab er dessen im Manuscript vollendete „Chronik der Vorderstadt Neubrandenburg“ heraus mit einem Vorwort, worin er des Verewigten reiches und bescheidenes Gelehrtenleben schlicht und klar schildert. Professor Dr. Voll ist ebenfalls bereits von dieser Erde abgerufen worden.

Menschen, der einst über sieben Jahre, als Freund von Vornehm und Gering, Alt und Jung, in dieser Stadt gelebt hatte, der beliebt und berühmt war daheim und draußen, dessen Namen das dankbare deutsche Volk stets in Ehren halten werde: Friß Reuter.

Und wenn wir von ihm sprechen, gedenken wir zugleich derer, die im Leben ihm eng und treu verbunden waren in gegenseitiger Zuneigung des Herzens und Geistes; dann wollen wir fortan auch zwei Männer nennen: die Brüder Franz und Ernst Boll.

---

**Fritz Reuter**  
auf **Thalberg.**







Das Leben ist das schönste Märchen, dies im Munde Anderfens wahre Wort konnte unser 1841 aus der Festung entlassener Fritz Reuter nicht auf sich antwenden, aber wohl nachmals sagen: „Das Leben ist ein Traum“. Mit Seneca durfte er sich glücklich preisen, weil er des Schicksals Härte zu tragen wußte; das Leid legte sich, und die Liebe gab seinem Streben die Richtung.

Zuerst treueste, aufopferndste Freundesliebe. Sie reichte ihm die starke Hand, sie rettete ihn aus äußerer und innerer Noth, sie half ihm, sich selbst wiederfinden.

Steuerlos trieb sein Boot den Strom hinab. Die Leute am Ufer riefen: „Er muß ertrinken!“ Doch Niemand rührte sich zum Beistand. Da war es Einer, welcher hinzusprang, Einer, auf den das Lied vom braven Mann paßt, der ihn sicher an's Land brachte: Fritz Peters. Ihm, seinem besten Freunde, widmete Reuter den ersten Band der „Läuschen un Niemels“ zum Andenken an froh verlebte Stunden.

Ja nach langer Haft, nach trüber, schwerer Zeit waren wieder frohe Stunden für ihn gekommen. Die bösen Jahre hat er selbst in „Ut mine Festungstid“ geschildert. Daß er aber es über sich vermochte, sie in heiterem Lichte, den bitteren Schmerz durch Scherz und Laune abgemildert, darzustellen, bewirkten jene frohen Stunden.

Möchten wir nicht auch sie kennen lernen? Unseren Augen enthüllt sich ein gar freundlich Bild, voll von kleinen,

komischen und herzlichen Zügen, die charakteristisch sind für die Persönlichkeit des Menschen und Dichters.

Im Jahre 1842 kam Reuter, nachdem er den Versuch, sein Universitätsstudium wieder aufzunehmen, hatte fallen lassen, zu dem Gräflich Hahn'schen Gutspächter Ruff nach Demzin, um sich der Landwirthschaft zu widmen. Hier traf er dessen Schwager Fritz Peters. Die Zuneigung zwischen Beiden war von Anfang an eine gegenseitige, und da Reuter auch Peters' Braut Marie Ohl gern mochte, wurde mit dem Tage ihrer Bekanntschaft ein Band für's Leben um sie geschlungen.

Als Peters 1843 nach der Hochzeit das Gut Thalberg bei Treptow an der Tollense übernommen hatte, erschien Reuter dort und rief der jungen Frau lachend zu: „Madamming, as Brut hebben Sei mi seggt, ik sall Sei besäufen, wenn Sei ierst verheirathet wieren; — nu bün ik da!“ — Aus dem „Madamming“ wurde bald „Tante Peters“, und sie nannte ihn „Onkel Reuting“. Der Besuch dauerte fünf Vierteljahre. Dann, bis 1848, war Reuter mit kurzen Unterbrechungen Gast auf Thalberg. „Diese Jahre sind die glücklichsten unseres Lebens gewesen“, gestanden mir die Peters'schen Eheleute; ihnen verdanke ich die folgenden Mittheilungen.

Reuter war ein gar gemüthlicher Hausgenosse, stets heiter. Seine Festungsleiden erzählte er mit Humor, namentlich diejenigen aus Dömitz, in denen der alte Oberstlieutenant von Bülow und Lieutenant König die Hauptfiguren waren. Er urtheilte über seine verschiedenen Peiniger sehr milde; nur den Kriminaldirektor Dambach, der ihn unmenschlich behandelt hatte, und den Kommandanten von Magdeburg, Graf Hacke, haßte er. Aus wirklicher Pietät aber unterließ er es, die vielen spaßhaften Geschichten und Anekdoten, die der alte Bülow lieferte, zu benutzen; er sagte

oft: „Ne, de oll Herr is tau gaud gegen mi west, den will ik in Raub slapen laten.“

Anfänglich wurde es Peters verdacht, daß er einen Demagogen aufnahm. Einst besuchten Beide einen Ball in Treptow. Da Reuter keinen Frack besaß, so ließ er sich einen altmodischen Leibrock und sah darin wunderbar aus. In der Versammlung kam das Gespräch auf Berlin. „Dat kenn ik siehr gaud“, mischte sich unser Unbekannter in die Unterhaltung, „ik hetw dor in de Husvagtei seten“. Mehrere Herren und Damen zogen sich zurück. Man sprach von Magdeburg. „S, dat kenn ik ok siehr gaud, dor bün ik up Festung west.“ Darauf rückten die Meisten von ihm weg. Zuletzt von Dömitz — dieselbe Aeußerung — allgemeines Entsetzen. Jeder wundert sich, daß ein solcher Mensch in einer so respectablen Gesellschaft Eingang gefunden; und dazu der seltsame Leibrock! Dessen Träger hógte sich kóniglich und weidete sich an den scheuen, mißtrauischen Blicken, bis Peters der peinlich werdenden Situation ein Ende machte, ihn als seinen Freund vorstellte, vor dem Niemand „Grugel“ zu haben brauchte, er wäre als Student wegen politischer Freiheitsgedanken auf die Festung gekommen und ehrlicher Leute Kind, nämlich der Sohn des würdigen Bürgermeisters von Stavenhagen, Reuter.

Zumeist war unser Freund beim Eintritt in einen ihm fremden Kreis anfangs blöde, besonders den Damen gegenüber; er machte einen verlegenen Eindruck, rieb sich die Hände, schien befangen und ceremoniös, was sich aber gab, sobald er erst warm geworden. Dann zeigte er sich unterhaltend und fesselte Alle durch seine interessanten Geschichten, durch sein lebenswürdig joviales Wesen.

Reuter theilte mit manchem Poeten, so mit Emanuel Geibel, die Ungewohnheit des Spätaufstehens. Um dies zu vertuschen, fehlte es ihm nie an einer Entschuldigung: er wäre schon lange wach gewesen, hätte indeß nicht stören

wollen; er hätte schlecht geschlafen und geträumt, daß ein Bulle ihn gestoßen, oder daß er im Examen durchgefallen; bald ging seine Uhr zu schnell, bald zu langsam. Eines Morgens, bei starker Winterkälte, trat er aus dem Schlafzimmer: „So, nu is mi dat Water all in min' Waschschüttel an'n Aven fast froren“; das Loos- und Aulseisen hätte viel Zeit in Anspruch genommen. Dann rief er: „Nu will ik äwer mine Rohrung hebbén, wo bliwt de Koffe?“ Einmal beschloß Peters, ihm einzureden, er hätte so lange geschlafen, daß es darüber Mittag geworden und bereits abgeessen. Dieser Schreckschuß übte eine heilsame Wirkung aus. Doch konnte er auch Morgens in aller Frühe aufstehen, als er seinem Freunde Unterricht in der Chemie erteilte. Es mußte so früh geschehen, weil Peters, der den ganzen Tag im Stall und auf dem Acker beschäftigt war, sonst keine Muße dazu fand.

Reuter selbst war mehr in der Theorie als in der Praxis Landwirth; er hatte ein gesundes Urtheil und die besseren Bücher über Agrikultur studiert, namentlich Thaer und Liebig. — „Thaer lieb' ich“, scherzte er. Obgleich weniger rationeller Oekonom, hat er doch oft auf längere Zeit das Gut verwaltet, wenn Peters in das Bad reiste, der sich keinen umsichtigeren und gewissenhafteren Inspektor wünschen konnte. Auch sonst war er stets zum Helfen bereit, galt es nun „Appel plücken“ oder die Ernte einfahren. In Bezug hierauf erzählte mir Peters die folgende kleine Episode: Ich war in einem nassen Herbst auf einer entlegenen Wiese beschäftigt, blieb auch über Mittag, verzehrte mein nachgeschicktes Essen an einem Heuhaufen sitzend und setzte dann meine Thätigkeit fort. Bald nach Mittag kam Reuter zu mir und leistete wackere Hilfe. Da ich sehr gern die Arbeit vollenden wollte, so legten wir Beide Hand mit an; ich staute und Reuter lud. Es gelang uns denn auch, fertig zu werden. Vergnügt und befriedigt wanderten wir nach Hause.

Dort fragte ein Arbeiter, der Heu abgesteckt hatte, ob ich vielleicht einen Schlüssel verloren, es sei ihm beim Staken des Heues ein solcher auf die Nase gefallen. Wie ich den Schlüssel besah, war es wirklich der meinige. Als wir darauf in's Zimmer traten, wollte Reuter sehen, wie spät es geworden, und siehe da! es fehlte ihm seine Uhr. Wie aus einem Munde sagten wir: die muß im letzten Wagen liegen oder auf der Wiese, denn er hatte dort noch nach der Uhr gesehen. Das Sicherste ist, meinte er, wir recherchieren gleich, jetzt geht die Uhr noch, und versuchen, ob wir sie nicht erhorchen können. Gesagt, gethan. Wir gingen mit der Laterne hin, horchten und fanden sie, worauf Reuter äußerte: „Unsere heutigen Erlebnisse erinnern ja lebhaft an den ollen Polykrates“.

In der höheren Gartenkunst mußte Reuter trefflich Bescheid und unterrichtete darin seinen Freund. Es existieren noch seltene Topfgewächse, die er gepflanzt und gezogen hat. Als leidenschaftlicher Blumenliebhaber besetzte er sämtliche Fenster mit Blumentöpfen, so daß die Aussicht völlig verdeckt wurde. „Se, Madamming,“ beschwichtigte er die Hausfrau, „wotau brufen Sei 'rut tau kifen? De Bläumings sünd of siehr hübsch antauseihn; und hier innen wohnt und blüht das Glück, nicht draußen.“ Als Peters einmal, wider seinen Rath, zu früh Melonen pflanzte, die denn auch beim Erscheinen der gestrengen Herren kläglich erfroren, dichtete Reuter triumphierend Spottverse mit dem Refrain:

„Und Papa hat schon ein Beet

Mit Melonen angesät.“

Er aß gern Melonen, ließ sich aber auch genügen an Bohnen, grünem Kohl und Blutwurst, „gelen Wötteln un Gausbraden.“ Ein Gericht Fische, zumal Hecht, war für ihn ein Götterschmaus. Der einzige Kuchen, den er aß, war Napfkuchen mit Rosinen. Hatte Frau Peters einen anderen gebacken und ihm ein Stück abgeschnitten: „Unkel

Reuting, eten S' doch!" so schob er es stets bei Seite: „Ne, Madamming, ik will danken.“ Ein Glas Wein trank er, auch wohl eine Flasche, doch — wenigstens im Familienkreise — nie zu viel. Sogar hier wußte er der Versuchung mitunter zu widerstehen. Eines Abends war der in den „Läuschen un Hiemels“ verewigte Thierarzt Hellmuth Borchert, ein alter Freiheitskämpfer, zu einem kranken Pferde gerufen. Er hatte, wie er es fast immer zu thun pflegte, tüchtig getrunken, wollte aber noch eine Weile aufbleiben und bestellte sich zum Zeitvertreib Wein auf Reuters Stube, bei dem er einlogiert war. Diesen traf er schon im Bett liegend und sagte zu ihm: „Stehen Sie auf und trinken ein Gläschen mit mir!“ Als Reuter ablehnte, rief Borchert: „Wat, en Demagog wüll'n Sei sien? 'ne Slapmütz sünd Sei!“ und sang: „Ich bleibe dabei, die Gedanken sind frei; kein Mensch kann sie wissen, kein Jäger erschießen; ich bleibe dabei, die Gedanken sind frei.“ Trozdem er dieses und Ähnliches wiederholte, blieb Reuter standhaft.

Amusant ist folgender Schelmenstreich. Hilgendorf, ein reicher Gutsbesitzer auf Klein-Deepleben (er figurirt in der Einleitung zur „Urgeschicht“) hatte mit Reuter die Schule besucht, übersah ihn jetzt aber auf's äußerste: „Gott, dat's ja 'n Mann, de nix hett un nix is, un ik bün Rittergutsbesitzer!“ Eines Mittags nun sieht Reuter Hilgendorf vorgefahren und spricht eilig zu Frau Peters: „Tanting, wi wüll'n uns gau hensenetten un spelen Rabouge; wat de Du denn woll seggt!“ — „Wo!“ ruft der Eintretende, „dat's jo sonnerbor, an'n helligen Dag tau spelen! So 'ne Wirthschaft! Wat vör Lüd, de Tid nich beter antaunennen! Ne, denn is 't ok nich möglich, op'n gräunen Twieg tau kamen.“

Gern und oft spielte Reuter mit den Kindern Gesellschaftsspiele, verauktionierte, sagte Scherze und Reimsprüche, so daß die Kleinen mit glänzenden Augen ihn ansahen und

vor Vergnügen in die Hände klatschten. Sein Lieblingspiel war Schach, worin er es zu einer gewissen Meisterschaft brachte. Dabei gingen ihm Pfeife oder Cigarre nicht aus, und er rauchte das Zimmer manchmal so ein, daß das Licht förmlich Schatten warf. Die Cigarrenstummel sammelte einst Frau Peters, als sparsame Hausfrau, zerschnitt sie und mengte sie zwischen den Tabak. Als Reuter nun seine Pfeife stopfen wollte und den gemeinschaftlichen Tabakskasten öffnete, gewahrte er die verdächtige Mischung. „Dunnerwedder, wo kümmt dat dormang!“ mit diesen Worten warf er ein Cigarrenstück fort. „Dor's noch en!“ er that desgleichen. „Warrastigen Gott, all wedder! Du, Peters, heft Du dat dormang smeten?“ — „„Ja, wo ward ik!““ — „Madamming, hebben Sei dat velliicht dahn?“ — „„Ja, ich muß mich dazu bekennen.““ — „Ne, dat möten Sei nich wedder dahn, so'n Tüg, dor kann man sik jo krank an roken.“

Reuter konnte Neckereien vertragen, verstand es aber noch viel besser, Andere zu foppen. Den ersten Weihnachten auf Thalberg schenkte Frau Peters ihrem Mann Regel für die Regelsbahn. Reuter war eifrig beim Regelschieben, ja einmal, im Februar, that er es in Hemdsärmeln, ohne die bitterliche Kälte zu empfinden. Ein andermal nahm er die Kugeln und warf sie im Saal hin und her, um Mutter Schultsch, eine alte Kinderfrau, die an Gespenster glaubte, und mit der er auf freundschaftlichem Fuße stand, zu erschrecken, „dat dei grugen würd“. Er erreichte seinen Zweck, denn die Alte rannte zu der Hausfrau: „Wat's dit för'n Wirthschaft, herrjeh! Dat's mi verdächtig, dat Nullen kümmt von'n Geift.“ Neben dem Saal befand sich die geräumige Diele, wo die Leute zum Erntefest tanzten. Die eine Wand verdeckten mächtige Schränke, welche bei dieser Gelegenheit entfernt wurden und eine Thür zum Vorschein kommen ließen. Mutter Schultsch, mit der Reuter Abends im Zwielficht „Freuet Euch des Lebens“ sang und tanzte,

mit ihr und den Kindern, hatte von dieser Thür bisher nichts gewußt und erfuhr jetzt von ihm, dieselbe führe zu einem geheimen Gang, wo ein Schatz vergraben liege, ein Höllenhund halte davor Wache, leider sei der Schlüssel verloren, ob sie den nicht schaffen könne. Wirklich suchte die Gute im ganzen Hause darnach herum. „Mutter Schultsch, hebbden Sei den Slötel noch nich fun'n?“ Damit ermunterte er sie zu erneutem Nachforschen. Welche Pointe dieser Spaß schließlich hatte, ist den Betheiligten nicht mehr innerlich; aber die kleine Geschichte ist charakteristisch dafür, wie naiv Reuters Sinn war, und wie er mit den Leuten umging.

Bei einem Erntefest traf er, während noch Alle bei der Mahlzeit saßen, vor der Hausthüre einen weinenden Knaben. Auf die theilnehmende Frage, weshalb er weine, antwortete derselbe in brüllendem Tone: „Ik kann nich mieh'r eten!“ Darauf Reuter: „Jung, denn drag wat tau Hus!“ Bei diesem Rath brüllte der Bengel noch stärker: „Ik bün all dremal nah Hus west.“ — „Na, min Jung,“ lachte Reuter, „denn kann ik Di ok nich helpen.“

Auf Thalberg machte Fritz Reuter auch die Bekanntschaft des Modells zu seinem Fritz Triddelstich, der im wirklichen Leben Karl Träbert hieß. Dessen Stolz war eine schöne Frisur und ein flaschengrüner Rock. Von ihm, dem Wirthschaftslehrling oder, mehr seinem Geschmack gemäß, Volontair, kursieren unzählige Anekdoten. Einst zogen Peters und Reuter im Keller Wein ab; Träbert war dabei, um zu korken, und stieß einige Flaschen um, so daß das edle Nebenblut auf die Fliesen floß. „Ne, Träbert,“ rief Reuter, „Sei sünd uns doch tau ungeschickt; maken Sei in de Geschwindigkeit, dat Sei an de Luft kamen!“ Das ließ sich der Jüngling nicht zweimal sagen. Er stürzte die Treppe hinauf und geradewegs in die Arme der Nachtwächtersfrau, die als Markfetenderin den französischen Feldzug mitgemacht

und just im Herrenhause etwas abzugeben hatte. Flugs nahm er sie und schwenkte sie auf dem Flur herum. Als Reuter mit Peters aus dem Keller kam, sahen sie das Pärchen Quadrille tanzen. Das Weibchen hielt den bunten Rock zierlich in die Höhe gefaßt, und Träberts flaschengrüner Rock bewegte sich mit Eleganz hin und her. „Kinnings, wat'n Lust, wat'n Leben!“ rief Reuter. „Ich sei, gewährt mir die Bitte, in Eurem Bunde der Dritte.“

Träbert liebte es, sich mit einem gewissen Nimbus zu umgeben und spielte gern den Galanten. Nie fehlte er auf den Treptower Tanzkränzchen und kehrte jedesmal mit der Erklärung heim: „Nun hätte ich eine junge Dame kennen gelernt und ihr mein Herz zu Füßen gelegt.“ — Einst, aus Neubrandenburg von einem Balle zurückkommend, meldete er: „Nun hätte ich mich aber wirklich verlobt.“ — „Ach wat, Träbert, dat sünd ja all Lügen,“ entgegnete Reuter. Tags darauf fährt, wie sie bei Tische sitzen, ein Wagen vor; ein Herr steigt aus: er wolle den Monsieur beim Worte halten, der dem jungen Fräulein das Köpfschen verdreht habe; die Sache müsse stracks in Ordnung. Er sei der Vater und wünsche gleich mit ihm zu dessen Vater, dem Oberförster in Golchen, zu fahren. So kam der verduzte Träbert-Triddelfiß zu seiner Frau. Sein drittes Wort war „großartig.“ Reuter mußte wohl oder übel daran gehen, den Bräutigam abzukonterfeien, der mit seinem Bildniß der Braut ein Geschenk machen wollte, und schrieb auf die Rückseite des Portraits:

„Großartig sein hat aufgehört,

Die Liebe hat mich ganz bekehrt.“

Die Braut nahm sich vor, ihrem Auserwählten alle Untugenden abzugewöhnen; doch gelang es ihr nicht, wie denn auch seine Laufbahn keine glänzende war.

Reuter zeichnete gern und gut. An Winterabenden, wenn die Familie zusammensaß, hatte er Papier und Bleistift

vor sich liegen und fertigte während der Unterhaltung Skizzen, die er mit Versen versah, z. B.:

„Henriette Kutenick,

Machen Sie gefälligst einen tiefen Knix.“

Henriette, die Wirthschafterin, mit dem Besen in der Hand, war naturgetreu abgebildet. „Nein, Herr Reuter,“ kreischte sie, „was'n Maul!“ — „Ja, nich wohr?“ lachte dieser, „just so'n lütt säutes Mundwart hebbten Sei.“ Selten hatte sie das Mittagsmahl rechtzeitig bereit. So stellte denn Reuter die auf der Diele, dicht neben der Küche befindliche Uhr allmählich zurück. „Herr Gott, ik krieg dat Eten nich mehr fardig!“ jammerte sie beim Blick auf die Zeiger und stürzte an den Herd. Das Resultat war, daß eine Zeit lang das Essen statt um zwölf schon um halb zwölf Uhr auf dem Tische stand.

Ich erwähnte Reuters Zeichentalent. Daß er seiner innersten Neigung wie auch seinen Fähigkeiten nach eigentlich zum Maler bestimmt war, ist bekannt; und wer seine Werke aufmerksam liest, findet bald heraus, daß der Schriftsteller es verstanden hat, Personen und Schilderungen so zu entwerfen, als sähe man sie wie auf einem Bilde vor sich. Er war schon in Demzin mit Pinsel und Palette angekommen, und manche Portraits in Del und Kreide, zum Theil sprechend ähnlich, existieren noch, von seinem Vater, vom Kirchenrath Buchka, von dem alten Stavenhager Juden Levi Josephi, den er scherzweise das doppelte Vieh nannte, sowie von Pastor Augustin und dessen Frau Amalie. Ueber dies Ehepaar hätte Reuter, wenn ihn nicht Pietät davon zurückgehalten, ein Buch schreiben können. Seine Hoch-ehrwürden war es, der die durch Bräsig berühmt gewordene Phrase „Daß Du die Nase in's Gesicht behältst!“ im Munde führte; in allen Tonarten erklang die Auredede an sein Ehegesponst: „Mine Male, mine Male!“ Nur ein Portrait ist unvollendet geblieben, das von Friß Peters. Von Demzin

schickte Reuter eines Sonntagmorgens einen Knaben mit den nöthigen Zeichenutensilien nach Thalberg voraus und schrieb dabei:

„In vollem Trab  
Bringt Johann Krapp  
Die Zeichenmapp  
Und giebt sie ab.  
Bald aber kommt dann hinterher  
Auch er!“

Und er kam, sah und — siegte nicht. Die Auffassung der lieben, theuren Züge seines besten Freundes erschien ihm immer noch nicht gelungen; täglich, stündlich entdeckte er in dem freundlichen und charaktervollen Gesichte neue Seiten und Merkmale. Das Bild blieb liegen, ward wieder aufgenommen, doch genügte es ihm nicht; seinen Fritz Peters, den er von Grund aus kannte, den er liebte und verehrte, vermochte er nicht auf's Papier zu bringen, wenigstens nicht so, wie er es sich selber wünschte.

Außer der Zeichenkunst besaß Reuter die Gabe des Mimens und Vorlesens. Häufig verschönte er die Winterabende auf Thalberg durch kleine Vorstellungen, die er einstudierte, Dramatiker, Schauspieler und Regisseur in einer Person. In dem Erkerzimmer war ein Vorhang gezogen, um die Kälte abzuhalten; dieser Raum diente als Bühne. Hier bestand sein Schwank „Onkel Jakob und Onkel Jochen“ zuerst die Feuerprobe, er selbst spielte den Jochen. Auch sang er mitunter lustige Lieder. Noch genußreicher war sein Vorlesen, zumal von Boz-Dickens und Walter Scott, oder richtiger sein Vortrag, sein Nacherzählen, Stunden lang. „Oft haben wir sein riesiges Gedächtniß bewundert,“ sagte mir Peters, „wenn er wie an der Schnur aus den englischen Romanen, welche er auf der Festung gelesen, alle, sogar die Nebenpersonen herzunennen wußte.“ Mit welcher

Meisterschaft und Wirkung, beweist folgender Vorfall. Ein Herr von Kardorff war Abends zu Besuch gekommen und hatte einen Theil von Ivanhoe angehört. Es regnete am nächsten Morgen, als er fortritt; sein Weg führte ihn durch Treptow, wo er in der Buchhandlung den Roman kaufte, um ihn, unter strömendem Regen, auf dem Pferde auszulesen. So hatte Reuters Vortragsweise ihn gefesselt.

Was aber wollen diese hübschen Talente, durch welche er den Freundeskreis beglückte, im Vergleich zu dem Schätze bedeuten, der in ihm ruhte, der ganz allmählich zum Vorschein kam, um dann hellstrahlend alle Welt zu erwärmen? Die Schriftstellerei und Dichtkunst steckte schon lange in ihm; als Student hatte er Balladen verfaßt, aus seinem Aufenthalt in Denzin und Thalberg stammt manche kleine Erzählung, manches Polterabendgedicht, ja die hochdeutsche Urgestalt zu seinem berühmtesten, nachmals in plattdeutscher Sprache zur Vollendung gelangten Werke „Ut mine Stromtid“.

Das „tolle“ Jahr trat anscheinend störend dazwischen, indem es ihn seinem idyllischen Landleben und seinen litterarischen Versuchen entriß. Er weilte 1848 und 1849 nur mit Unterbrechung auf Thalberg, weil seine Thätigkeit im Reformverein zu Stavenhagen und die Parlamentssession in Schwerin ihn erfüllten. Als Abgeordneter seiner Vaterstadt fuhr er mit mehreren anderen Volksvertretern in bekränztem Wagen nach der mecklenburgischen Residenz. Von dort aus schrieb er an Frau Peters einen hochkomischen, patriotisch-politischen Brief; die Aufschrift des Couverts lautete: „An die Bürgerin Peters.“ Kurz vorher hatte er nämlich die französische Revolutionsgeschichte von Thiers mit Begeisterung gelesen. In diese unruhige Zeit fällt der längere Aufenthalt von Reuters nachmaliger Gattin im Peters'schen Hause. Es war sein Wunsch, daß sich seine Luise durch „Tante Peters“ in den häuslichen Angelegenheiten

unterweisen lassen möchte. Sie kam im Sommer 1848, blieb ein Jahr, ging dann noch auf zwei Jahre zu Hilgendorf, und Reuter siedelte etwas später nach Treptow über, um dort einen eigenen Herd zu gründen und als Turn-, Zeichen- und Rechenlehrer das tägliche Brot zu verdienen.

Auf Roggendorf fand die Trauung statt, wo damals sein Schwiegervater, Pastor Kunze, die Pfarrei innehatte. Es war eine stille, kleine Hochzeit. Peters' konnten nicht Theil nehmen. Reuter schrieb ihnen bald darauf eine drollige Epistel: Er hätte von ihnen als Geschenk irdenes Geschirr erhalten, aber leer; er wäre in sein Heim gekommen mit seinem jungen Weibe und hätte lieber gleich auch Essen vorgefunden, nicht bloß „lerrige Pött.“

Mit seinem Eheglück beginnt sein Schriftstellerglück. Wenn Freundesliebe ihm neue Lebenslust eingesüßt hatte und den Muth gehoben, so weckte jetzt Frauenliebe seinen idealen Sinn und half ihm den Reichthum seines Geistes und Gemüths an's Tageslicht fördern, in Poesie und Prosa, ernst und heiter.

Die Wohnung des jungen Paares war zuerst beim Goldschmied Floß, dann beim Färber Menz „up'n Böhn.“ Sie bestand aus vier Zimmern. In des Hausherrn Stube prangten die vom Vater ererbten Möbel, darunter ein alterthümliches, mit grünem Damast bezogenes Sopha und ein schöner Schrank, der zugleich als Schreibtisch benutzt werden konnte. Blumen und Blattpflanzen schmückten die Fenster, Schlinggewächse rankten dicht empor. Nebenan war die einfache Stube, wo Reuter unterrichtete. Die Treptower Jahre sind recht eigentlich als seine Schulmeisterzeit zu bezeichnen. Bei seinem Fortzuge nach Neubrandenburg, gelegentlich des Abschiedsbesuches auf Thalberg, fragte er: „Tante Peters, mögen Sei dat woll, wenn ik Sei in de Bäuker bring?“ — „„Ja, Unkel Reuting, dat mag ik woll,““ lautete die Antwort. — „Na, ik schriw nu min

Schaulmeistertid.“ Er wollte damals die komischen Seiten und Scenen als Präceptor der Treptusen schildern, hat auch später das Thema wieder aufgenommen, brachte es aber nicht fertig. Besonders beliebt war er als Lehrer der „höheren Töchter“. Es verging fast keine Stunde ohne einen Scherz. Nur nicht Langeweile erregen, stets versuchen, den ernstestn Unterricht zu beleben, diesem Prinzip huldigte er. Einmal erzählte er seinen Schülerinnen, den Töchtern des Justizraths Schröder und des Superintendenten Schumacher, er habe sich ein Ferkel gekauft, das auf dem Boden einlogiert sei und gemästet werde. „Nein, Herr Neuter,“ riefen die Mädchen, „das hätten wir doch nicht gedacht, daß Sie sich damit abgeben!“ — „Ja, meine Damen,“ versetzte er mit Ueberzeugung, „man muß praktisch sein; das werden Sie, wenn verheirathet, im eigenen Haushalt auch thun.“ Lachend gab er dieses und andere Hiftörchen dann bei Peters zum Besten.

Von Treptow aus war Neuter natürlich sehr häufig auf dem in zwanzig bis fünfundzwanzig Minuten zu erreichenden Thalberg Gast, namentlich fehlte er an Sonntagen selten, und als er erst seine „Läuschen un Kiemels“ in Angriff genommen hatte, las er nach Tische vor, was er in der Woche gedichtet. Peters sagte mir: „Nicht die am wenigsten angenehmen Stunden waren diese, wenn wir uns, mitunter noch mit einigen guten Freunden, bei einem Glase Weines seine neuen Schöpfungen vortragen ließen; auch wurde ihm bei solcher Gelegenheit gar manches ihm bis dahin noch nicht bekannte Läschen mitgetheilt. Später, als er seine größeren Werke schrieb, und selbst als er schon in Neubrandenburg, dann in Eisenach wohnte, wußte er es immer so einzurichten, daß er uns seine Arbeiten aus dem Manuscript vorlas. Obgleich er einst in Bezug auf Karl Kräpelin erklärte: „De Kierl lest äwer verdüwelt, ik kenn min eigen Matwart nich,“ so können wir doch versichern,

daß es ein großer Genuß war, ihn selber seine Sachen vortragen zu hören.“

Weihnachten auf Thalberg ohne Fritz Reuter war undenkbar. Er ließ es sich auch nach seiner Verheirathung nicht nehmen, den Tannenbaum aufzuputzen mit „Pepernöt un Appel, bunten Bohnenkränf un Hahnbuttenkränf“ und bei allen Vorbereitungen zum Heilchrist mit Rath und That zu helfen. Er war der Pupp doktor, und es sind noch in der Peters'schen Familie Puppenstuben vorhanden, die er für „Lütt Anning un Lising“ selbst geklebt und tapeziert hat. Das Verpacken der „Zulklappen“ und die Anfertigung der Gedichte bereitete ihm „hellnsch Plaisier.“ Heiligabend saß er dann im Lehnstuhl am Kamin, vor sich ein Tischchen mit zwei brennenden Kerzen. Johann warf die Zulklappen in die Thür, und Reuter las, derweilen die Anfangs riesengroßen, allmählich immer kleiner werdenden Packete von Hand zu Hand gingen, bis sie endlich bei dem oder der Letzten, ihm allein Bewußten, hängen blieben, die Begleitverse mit Laune und schelmischem Augenblinzeln vor. „Kinnings,“ rief er, „if bün de Zulklappenvadder; Si hebbt Ju bi keenen annern tau bedanken, as bi mi!“

Hier müssen wir ihn belauschen. Das Lied „Stille Nacht, heilige Nacht“ ist verklungen, der Tannenbaum angezündet und bewundert worden, die Gaben sind in Empfang genommen. „So, nu kam it!“ Man rückt im Kreise zusammen, die beiden Großmütter Madame Peters aus Diepen und Madame Ohl, Fritz Peters und Frau Marie, Frau Luise Reuter, Fräulein Minna Ruff, Kandidat Hildebrand, die Kinder Max, Fritz, Elise und Anna, Inspektor Wiend und Mamsell Neukirch. Johann wirft, und, während das Packet herumwandert, liest Reuter, Hoffnungen weckend, die Adressaten neckend, bis der oder die Rechte schließlich in den Besiz gelangt.

I.

Mutting, Mutting, laten S' sik nich brüden!  
Sei weiten noch recht gaud von ollen Tieden:  
De Jerst, den so wat tau schickt wa't,  
De hett't taulekt meindag nich hatt.  
Sei sälen desen Schaz nich heben,  
Sei sälen't wiere an Ehr Dochter geben.

Ach verzeihn Sie, holde Dame,  
Holde Tochter der Charmanten,  
Wenn ich mir die Freiheit nahme,  
Ihnen als mir Wohlbekannten  
Zu verieren, holde Dame!  
Geben Sie's gefälligst weiter  
An die Frau des holden Reuter!

Hochverehrte Madame Reuter,  
Geben Sie das Päckchen weiter!  
Werden Sie uns auch nicht böse,  
Wenn Herr Wiend das Siegel löse?

Mein lieber Wiend, Sie haben einen guten Rucher,  
So ungefähr, als wie der alte Blücher;  
Doch diesmal haben Sie nicht recht gerochen,  
Das Siegel wird von Madame Dhl gebrochen.

Man hett doch noch immer Respekt vör de Ollen,  
Sei warden am En'n dat Ding noch behollen.  
Madame Dhl, dat is Ehr, ik schwör Sei dat tau!  
Beseihn Sei sik't man! Un denn man immer tau!

II.

Mutting, mi dücht,  
Wer dit Stück frigt,  
De kann sik gratulieren;

Doch wenn Sei't an de Näs' ganz dicht  
Vöräwer flüggt,  
Möten Sei sik nich versieren!  
(Weiter an Mamsfell Neufirch.)

Mamsfell, dor hebben Uhlen seten,  
Sei sünd tum Besten holl'n beten;  
Dat geiht vörbi, so as dat kamm;  
Sei geben't wiere an Madame.  
(Weiter an Madame Peters senior.)

Madamming, man kein böß' Gesicht!  
Min leiw Madame, Sei kriegen't nich,  
Sei sälen't an Ehr leiwes Leben,  
An Ehr sänt Lämming wiere geben.

An meine Maria!  
Lämming, Lämming, zürne nicht,  
Endlich dies mein Weibchen frigt!  
Dies ist, denk' ich, für mein Weib  
Wunderschöner Zeitvertreib.  
Doch hat draußen sie zu thun,  
Laß sie diesen Inhalt ruhn!  
Doch hat Zeit sie, les' sie trotz  
Aller Kinderunruh — Boz!  
(Mit Boz=Dickens Werken.)

### III.

Wer dit woll frigt? Ik weit't, ik weit't;  
Segg, Badder Wienck, weist of Bescheid?  
Steck Diene lange Näs' mal ran  
Un rük mal dran;  
Un wenn Du hest mal ranne rafen,  
Denn giv dat Päckchen wiere, Mann!  
Von Di ward't doch nich apenbraken.  
(Weiter an Madame Peters junior.)

O wollten Sie, Madame, mit Ihren süßen Händen  
Die schöne Gabe wohl dem Ehegatten spenden?

Fritz Peters, viel länger hab' ich Dich gekannt,  
Viel länger schon hab' ich, Fritz, Freund Dich genannt.  
Und käm's bei der Gabe auf Freundschaft blos an,  
Dann wärst Du, beim Himmel, der richtige Mann!  
Doch herzliche Liebe, die kommt Dir dazwischen,  
Drum schlag's aus dem Sinn und gieb es Lovischen!  
(Weiter an Frau Luise Reuter.)

Mein liebes Kind, hier drinnen ist ein Hut.  
Nicht wahr, nun bist Du wohlgemuth,  
Nun machst Du mir nicht ferner häuslichen Standal?  
Vor allem, wenn ich ihn — bezahl!

#### IV.

Wer dit woll frigt? wer dit woll frigt!  
Denn Madame Ohlen frigt dat nicht.  
Hierbi ward'n veel sik noch verreken;  
Madame sall jezt dat Siegel breken.  
(An Madame Peters senior.)

Min leiwe Oll,  
Dat dacht ik woll,  
Sei hebben Di tum Buren;  
Bet Di dat glücklich,  
Man Di wat schickt,  
Kannst Du noch lange luren;  
Drum sett man Din Gemäuth in Ruh  
Un giv't an Reutern sine Fru!

Weil Du 'ne Pastorochter büßt  
Un in de Herrn Pastoren  
Als in en gollen Kelch 'rin süßst

Büßt Du heut auserkoren,  
Dir ist dies heut beschoren.  
Doch weil die Kandidaten  
Dir stets in Liebe nahten,  
Sollst Du Vergeltung üben:  
Gieb's Hildebrandten drüben!

(Weiter an Herrn Kandidat Hildebrand.)

Ein Lied gelungen  
In alten Jungen  
Sei Dir gebrungen!  
Wo Säger sungen  
Und Schwerter klungen:  
Das alte Lied von Nibelungen.

V.

Mein lieber Hildebrand, mein guter Freund,  
Du hast heut Abend Glück, wie mir es scheint;  
Doch siehe, dieses Päckchen da  
Das frigt Du nicht,  
Dies Päckchen frigt 'ne Großmama.  
Doch welcher von den zweien  
Willst Du es denn verleihen?  
Denn weiter geben mußt Du's ja!  
Ich denk', Du gibst's an Lieper Großmama.

Großmama ut Liepen,  
Worüm nich de riepen?  
Worüm nah bei gräunen langen,  
Wenn de Appel runne hangen?  
Des Appel is för Sei tau gräun  
Un hört Sei nich, so as ik mein;  
Großmutting Ohl fall em beseihn!

VI.

Unkel Neuter, wo dämlich!  
Du süst doch so tämlich  
Nahgrarens woll marken,  
Dat s' Di tum Besten hollen  
Up ehre eig'ne Hand!  
Giwot wiere an den ollen  
Herrn Hilde-Hadubrand!  
(Weiter an Herrn Hildebrand.)

Hildebrand und Hadubrand,  
Alter Meister wohlbekannt,  
Streck die Hand  
Nicht zu öffnen diesen Band!  
Fest verschlossen bin ich Dir,  
Nein, Du öffnest nimmer mir!  
(Weiter an Madame Dhl.)

Komm, wickle Dir dies aus Heu und Papier!  
'Ne ewige Lampe erscheinet dann Dir.  
Sie soll Dir des Abends nur scheinen, nicht blenden,  
Bis die Arbeit entsinkt den ermüdeten Händen.

VII.

Zwei Zucklappen an Großmama Peters.

Wo hastig is so'n olle Fru,  
Un weit nich mal, wat' is!  
Doch Mutting glöwt, bi mine Fru,  
Dit is nich so as süs;  
Dit fall Mama ut Liepen  
Güt Abend för sich griepen.

Ein Bilderbuch für alte Leute  
Wird als Geschenk gebracht Dir heute;

Nimm diese Bilder freundlich hin  
Und blätter' in guten Stunden darin.

VIII.

Für die Peters'schen Kinder.

Kommt her, Ihr Göhren, stellet Euch,  
Ihr seid hier Alle gleich,  
Und gleich ist Euer Wiß.  
Der Max fängt an, dann folget Fritz,  
Dann Anna, dann Elise.  
Wer ohne zu zerreißen mir  
Und ohne zu biegen diese  
Verzwickten Stiefel löset hier,  
Der soll, was in dem Paß,  
Sich stecken in den Saß.

(An Max.)

Will Er mal! Er hast'ger Schlingel!  
Sted' Er seine Pfoten ein,  
Denn an ihn nicht, nein, an Anna  
Wird wohl dieses Päckchen sein.

(An Anna.)

An warmen Dagen  
Ward dese Kragen  
Blot dragen.  
Wi kollen schlüttst Du em in,  
As't Wäder is, möt't Ledder fin.

(Nochmals an Anna, das Mäuschen genannt.)

Sonst pflegten Mäuse nur zu naschen,  
Was ihnen grade in die Finger fiel,  
Jetzt schleppen sie's schon fort in Taschen.  
Du kleine Maus, nasch' nicht zu viel!

(Ebenfalls an Anna.)

Mein kleines Mäuschen, weiß wie Schnee,  
Wenn ich Dich in der Seide seh,  
Dann werd' ich rufen: Ei wie nett!  
Schwarz, einfach ohne Bimmelbammel.  
Bedrüppe Dir nur nicht mit Fett  
Und mach' Dir keinen Hammel!

(An Elise.)

Mit einem Kleid von Seide,  
Da öffnet man dem Reide  
Und auch der Hoffahrt Thor und Thür.  
Mein Kind, o hüte Dich dafür!  
Und bleib' auch in dem Kleide  
Von Sammet und von Seide  
Stets einfach und bescheiden,  
Dann mag Dich Jeder leiden.

(Nochmals an Elise.)

Blos um die Zeit Dir zu vertreiben,  
Magst Du die Blätter voll Dir schreiben,  
Und willst Du auch ungerne dran  
Und scheu'st Du Dich davor, Elise,  
Fang' nur mit Liebesbriefen an:  
Sind heillosen pläsiertlich diese!

---

Dies Bäckchen gab ich gern an Magen,  
Der Schlingel macht mir nur viel Fagen  
Und gar zu viele schlechte Wizen,  
Ich denk', ich geb' es nur an Frixen.

(An Frix.)

Hier hast Du Deinen Wunsch erfüllt,  
Dein Wünschen und Hoffen sei hiermit gestillt;

Nies, was Du lifest, mit Bedacht,  
Hab' nicht blos auf die Thaten Acht,  
Forsch' in der Geschichte nach Ursach' und Grund,  
Dann wird Dir erst die Wahrheit kund.

(An Max.)

Nimm dies Pottschaff, schreibe fleißig! —  
Wenn Du erst so gegen dreißig  
Jahre alt geworden bist,  
Wirst Du sicherlich schon wissen,  
Wie sehr nöthig „schreiben“ ist.  
Drum sei Schreibens Du beflissen!

(Nochmals an Max.)

Hanswurststreich' brauchst Du nun selbst nicht zu machen,  
Ein Anderer besorgte für Dich schon die Sachen;  
Und wenn Du die Streiche vernünftig gelesen,  
Dann denk', der sie schrieb ist ein Freund Dir gewesen.

(Mit Reuters Läuſchen un Niemels.)

(Nochmals an Friß.)

Mein lieber Friß, dies ist das Handwerkszeug,  
Das Jeder braucht, dem schon der Bart entsprießt.  
Du nimmst Dir warmes Wasser, gieß't  
Es in den Napf, thust Seif' hinein  
Und rührest mit dem Pinsel drein.  
Wenn dann die Seife tüchtig schäumt,  
Nimmst Du den Pinsel ungesäumt  
Und fuhrwerkst Dir damit in das Gesicht hinein.  
Dann greiffst Du kühnlich zu dem Messer  
Und krazest los. — — Nein, besser! besser!  
Nein, immer dreister kraz' und schabe!  
Bist ja ein Mann, bist nicht mehr Knabe. —  
Und wenn Du dann in Blut und Wunden  
In diesem Stück ein Härlein hast gefunden,

Und wenn Du dann Dir Zunder auf die Wunden drückst  
Und ganz geschunden in den Spiegel blickst,  
Dann treten denn vielleicht mit Lachen  
Die beiden Schwestern in Dein Tabernakel  
Und, lieber braver Held, und machen  
Dir da noch allerlei Spektakel. —  
So war's noch gestern, ist's auch morgen,  
Wer Schaden hat, darf für den Spott nicht sorgen.

IX.

An Frau Marie Peters.

Recht bedächtig!  
Smit nich dal!  
Rükt dat prächtig!! —  
Breuw doch mal!

Mit Gesundheit sollst Du es vertragen,  
Sollst Dich reinlich drin betragen,  
Aller Kleckerei entzagen;  
Nach dem Geber sollst nicht lange fragen,  
Sollst mit ihm Dich besser nur vertragen  
Als bisher.  
Merke Dir's, ma chère!

Drei Sylben:

Die beiden ersten sind von Eisen,  
Bald sind sie zu, bald sind sie hohl,  
Man zieht sie ab, will man verreisen,  
Doch nie auf Flaschen, merk' es wohl!  
Soll dieses Räthsels Dunkel schwinden,  
Dann mußt Du erst — nicht von Metall —  
Uns erste beiden Sylben finden  
Und damit schließen auf den Fall.

Das letzte mag anmuthig sein,  
Wenn man es giebt; doch wahrlich nicht  
Steckt es so froh der Nehmer ein,  
Als der, der heut mein Ganzes frigt.

Lösung:

Die ersten beiden, das sind Schlüssel,  
Das letzte nennt man einen Korb,  
Und wer von Euch das Ganze frigt,  
Der frigt 'nen neuen Schlüsselforb.

(Ein andermal beim Geschenk eines Arbeitskörbchens.)  
Mit Räthseln will ich nicht mehr plagen,  
Ich will Dir also einfach sagen,  
Daß dies ein Arbeitskörbchen ist.  
Wie würde ich mich freuen, wüßt'  
Ich, daß dadurch der Arbeit Bürde  
Dir leichter und bequemer würde!

(Nochmals an Frau Marie Peters.)

Wer dies in den Rücken nimmt,  
Der bleibt wach und munter,  
Für den Rücken ist's bestimmt,  
Ja nicht weiter runter!  
Darum setz Dich nie, Marie,  
Darauf mit Gewichte,  
Denn Du sitzt es, Marie,  
Sicherlich zu nichte.

(Ebenfalls an Frau Marie Peters.)

Hier hast Du Kouberts und 'ne Papeterie!  
Nun schreibe auch fleißig, geliebte Marie!  
Deine Feder, sie braucht nicht müßig zu feiern,  
Wenn ich in der Ferne Grund muß steuern;  
Und sind Dir die Liebesbrief' nicht mehr geläufig,  
So schreib' mir von Kindern und Wirthschaft nur häufig.

X.

An Friß Peters.

Ist latw mi, wat Warmes in'n Winter tau dragen,  
'Ne ornliche Müß un en ornlichen Kragen.  
Wat nützt mi, wenn mi mal frieren de Finger,  
Glaceehandschauh? Hahl de Dütwel de Dinger!

(An denselben mit einer bunten Weste.)

Nicht zu kurz und nicht zu lang,  
Aber immer stramm und drang,  
Schimmernd, glänzend, strahlend auch  
Sitz über seinem Bauch!

(An denselben beim Geschenk zweier Rehköpfe.)

Paß sachtig Alles aus dem Feu  
Und mach dabei auch nichts entzwei,  
Damit die Beiden Dich sehen an,  
Als sie vordem im Walde gethan!

Nimm, Du alter Rickenschießer,  
Diese beiden Lückenbüßer  
Für die liebe Wirklichkeit  
Und erinnere Dich der Zeit,  
Als Du auf das Waidwerk gingst,  
Bei der Leuchte Hasen fingst —  
Mögen sie in Deinem Zimmer  
Dich an Wald erinnern immer!

XI.

An Fräulein Minna Ruff.

An die schönste Jungfrau mein  
Send' ich diese Schätze ein,

Die zur Liebsten ich erkoren,  
Minna Kusten wohlgeboren.  
Ein liebender Unbekannter,  
Nächtlich vor dem Fenster stand er,  
Doch Erhörung noch nicht fand er.

XII.

Ne, Peters, wat dit Dings woll is?  
Ist glöw, dat is 'ne Kell;  
Na, wenn dit of wat anners is,  
Denn giv't an de Mamsell.

Un is't 'ne Kell,  
Denn hollen Sei 't wiß,  
Min leiwe, gaude Mamsell!  
Doch wiel dat just wat anners is,  
Drüm geben Sei 't up de Stell  
Un Mutter Ohlen werre furt,  
Denn kümmt't an'n rechten Art.

Na, Großmama, nu hollen Sei 't wiß!  
Wat kann 'e veel nah kamen?  
Doch iehr Sei weiten, wat dat is,  
Ward't Sei all werre nahmen.  
Nich Sei un of nich de Mamsell,  
Nich Mutter Ohlen frigt de Kell,  
Se frigt un' Madame Peite's,  
Denn tau handtiern versteiht sei's!

Doch hol's der Kufuf, Jeder denkt,  
Daf' ihr die Kelle Peters schenkt,  
Als Ithro Liebden Freudbereiter,  
Und doch schenk ich sie —

Friedrich Reuter.

Un den niemals nicht Jemand denkt,  
Und der doch Allen Alles schenkt!

Diese harmlos=heiteren Zucklappreime zeigen die Lauterkeit seines aus Frohsinn und Ernst gemischten Charakters, seine traulichen und vertraulichen Beziehungen zu Alt und Jung, seine schöne Begabung zur Gelegenheitspoesie, welche anspruchslos und doch ansprechend, oft übermüthig neckisch auf Personen und Situationen in der Familie und Freundschaft hellleuchtende Lichtstrahlen wirft. Er spielt mit der Sprache; hochdeutsch, plattdeutsch, missingsch erklingen die Verse, welche eine Minute erzeugte, und die keinem anderen Zwecke dienen sollten, als für den Augenblick Wohlbehagen, Freude, Lachen zu erregen, mitunter auch eine weiche und weichevolle Stimmung. Jenes Wort Goethes trifft hier zu: „Bei meiner Lust zu Gelegenheitsgedichten macht es mir immer Vergnügen, wenn ein Bild sich aus dem andern, Scherz aus dem Ernste und Ernst aus dem Scherze sich entwickelt.“

So feierte Reuter Weihnachten, Jahre lang; er fühlte sich selig wie ein Kind: — das war die glücklichste Zeit auf Thalberg. Dorthin zurück sehnte er sich und verfezte er sich jedesmal am Heiligabend. Als der königliche Dekonomierath Fritz Peters später das Gut Siedenbollentin, ebenfalls unweit Treptow, erwarb, verlebte unser Dichter auch dort wiederholt die festliche Zeit und schickte noch zuletzt aus Eisenach seine und seiner Frau Photographie mit folgendem Poem:

Hier kommt ein altbekanntes Paar,  
Das hat nun schon so manches Jahr  
Sich Eurer Freude angeschlossen  
Und Weihnachtslust mit Euch genossen.  
Nehmt's diesmal freundlich auch in Kauf!  
Und mögt Ihr die Beiden  
Wie früher noch leiden,  
Dann — hängt sie auf!“

---

# Erik Reuters Hausbuch.







**W**ir sitzen so traulich beisammen, „Luisling“ oder „Wising,“ die vom deutschen Volke verehrte Wittve des allbeliebten Dialektdichters, und meine Wenigkeit, Abends beim Ampellicht im trauten Gartenstübchen der Villa Reuter zu Eisenach. Die breiten Glashüren zum Garten sind geöffnet. Wie prächtig liegt er da, dieser von „Frisling“ selbst künstlerisch angelegte und musterhaft gepflegte Blumenpark mit seinen Terrassen, Grotten, Basen, seinen Teppichbeeten, seinen Eichen und Buchen, die den steilen Felsen beschatten und verdecken! Wie berauschend strömt der Duft von Rosen, Levkojen, Lilien und Nelken zu uns herüber! Lustig plätschert der Springbrunnen. Die Mondsichel steht gerade über der alten Luther-Wartburg, die in silberner Beleuchtung sich vom Sternenhimmel hoheitsvoll vor unseren Augen abhebt. Den ganzen Tag Regen — nun eine italienische Nacht.

Manches Wort haben wir miteinander gewechselt. Wie Fritz Reuter nicht allein ein tiefes Gemüth, sondern auch einen goldenen Humor zu schönster Bethätigung gebracht

---

Anm.: Dieser Aufsatz wurde schon im August 1883 geschrieben. Es schien mir angebracht, denselben im Allgemeinen unverändert zu lassen, nur um ein paar Einzelheiten vermehrt. In vorliegender Gestalt fand er die herzlichste Zustimmung von Frau Dr. Luise Reuter; so glaubte ich, auch nicht an der Einleitung, der Entstehungsgeschichte, rühren zu dürfen.

hat, ebenso weiß seine treue Gattin der Unterhaltung bald eine ernste Richtung zu geben, bald eine heitere.

Nicht als ob plötzlich der Faden des Gespräches abgerissen sei, nein, mechanisch oder wohnheitsgemäß greift meine Hand nach den Zeitungen, welche der Gärtner auf den Seitentisch gelegt hat. Unwillkürlich fällt mein Blick auf einen Artikel. Ich finde ihn in einem Blatte, in einem zweiten, und sogar die redaktionelle Notiz an alle deutschen Blätter um Weiterverbreitung. Ich stutze.

„Was haben Sie, liebster Doktor?“ fragt bestürzt Luising. „O mein Gott, wird wieder Schreckliches gemeldet von Ischia oder —?“

„„Nein, etwas anderes, das Sie betrifft, über Ihre Villa, deren beabsichtigten Verkauf und über Reuters wie ein Heiligthum behütetes Album. Hören Sie! — — Und jetzt: was sagen Sie dazu?““

„Daß ich erstaunt bin, wie all' diese Einzelheiten und namentlich etwas aus dem Hausbuche in die Oeffentlichkeit gedrungen, ohne mein Wissen, ohne meinen Willen. Mir thut's weh, daß letzteres noch obendrein in unrichtiger Wiedergabe geschieht. Robert Bruß hat nicht so geschrieben. O, ich weiß dessen schöne Dichtung auswendig:

Des Dichters Geist, der urgewaltige,  
Erfast der Dinge tiefstes Sein,  
Er schließt die Welt, die vielgestaltige,  
Als wie mit Liebesarmen ein.

Den Lebensraum, den allzuflüchtigen,  
Befestigt er mit starker Hand,  
Und allem Guten, Großen, Tüchtigen,  
Er giebt ihm Dauer und Bestand.

Kommen Sie, sehen Sie selbst, wer Recht hat!“ —

Durch den reich getäfelten Speisesaal und den mit Palmen und Topfgewächsen gezierten Salon sind wir in das Gemach der Hausfrau getreten, in jenes wie eine Kapelle ausschauende Erkerzimmer, wo Fritz Reuters sterbliche Hülle vor neun Jahren aufgebahrt war. Hier, wo jetzt seine Marmorbüste, von der Meisterhand des nun auch heimgegangenen Bernhard Afinger gemeißelt, auf eichenem Sockel sich erhebt, neben dem Bildnisse seines erlauchten Gönners, des Großherzogs Karl Alexander von Sachsen-Weimar, das dieser edle Fürst von Versailles aus 1870 ihm gesandt, hier zwischen unzähligen kostbaren Reliquien wird auch das Hausbuch verschlossen.

„Sehen Sie,“ lächelte Luising wehmüthig und blätterte in dem Album, dessen Umschlag mit Holzschnitzerei bedeckt und von Messingschließen zusammengehalten wird. „So schrieb Bruß, als er am 7. Oktober 1868 unser lieber Gast war. Jetzt wird sein Poem entstellt, und ein gleiches Loos droht vielleicht auch den anderen Beiträgen.“

„Um dies abzuwenden und damit nicht stückweise, ohne inneren Zusammenhang, Unberufene Beliebiges veröffentlichen, rathe ich, Alles, soweit es von allgemeinem Interesse ist, herauszugeben.“

„Aber nicht ich, thun Sie das, lieber Freund!“ —

So sitze ich denn um Mitternacht in der „Wartburgstube“ und prüfe den kleinen Schatz. Von wie mancher Feder stehen hier bedeutame Worte in Poesie und Prosa, wie viele Erinnerungen ruft fast jedes Blatt wach!

Es war am 1. April 1868, als Fritz Reuter, der bis dahin seit 1863 in einem schmutzen Schweizerhause am Predigerplatz Eisenachs zur Miethe gewohnt hatte, seine von Professor Bohnstedt aus Gotha erbaute prachtvolle Villa im Johannisthal bezog. Dicht vor der alten Stadt „Fienac,“ am Frauenthor, an der Fahrstraße zur Weste, „Franzosenweg“ im Volksmunde genannt, weil die hier 1871 kriegsgefangenen

Gallier die Chaussee mit herstellen halfen, liegt das neue Heim des Verfassers von „Ut de Franzosentid.“ Jedem Vorübergehenden fällt das malerisch hart am Felsen sich erhebende Landhaus auf, das, im römischen Stil gehalten, durch seine von dorischen Sandsteinfäulen getragene Loggia einen wahrhaft vornehmen Eindruck macht.

Zum Einzuge des Dichters hatte Gisbert Freiherr von Wincke, sein Freund und Sangesbruder, dem der Roman „De mecklenbörgschen Montecchi un Capuletti oder De Reif nah Konstantinopel“ gewidmet ist, ein Hausbuch gestiftet und mit folgender warmherzigen Begrüßung eingeleitet:

Dies Hausbuch haben wir Zwei erdacht:  
Das Titelblatt hat die Frau gemacht,  
Den Spruch hat der Mann zu Stand gebracht,  
Und Jacquet hatte des Deckels Acht —  
So ruft es dem Haus sein Salve!

Jetzt, Buch, nimm treu die Pflicht in Betracht:  
Sollst laden an Bord viel reiche Fracht,  
Sollst sein anmuthiger Rede Schacht,  
Durchwirkt mit sonniger Bilder Pracht,  
Die allesammt predigen Salve!

Sollst sein der Anger in Mondscheinnacht,  
Wo Puck der lustige Kobold wacht,  
Sollst Blachfeld sein, wo reifige Nacht  
Der Geister schlägt die friedliche Schlacht;  
Ihr Feldgeschrei fröhliches Salve!

Berschleuß dich, Buch, langohriger Tracht —  
Sonst hebe von Mann und Weib den Pacht!  
Wer dann dich liest sein sinnig und sacht,  
Ei, daß ihm das Herz im Leibe lacht  
Und schreibet dazu sein Salve!

Utta von Wincke, seine kunstfinnige Gemahlin, hat das Titelblatt von Pergament mit einem sauberen Aquarellbilde geschmückt, welches nach einer Photographie die Vorderansicht der Villa darstellt. In hübscher Anspielung ranken sich links herum Kamillen und Rosen. Das sind die „ollen Kamellen,“ welche den plattdeutschen Poeten auf Rosen gebettet haben. Aber keine Rose ohne Dornen, auch nicht die, welche einem Dichter auf den Weg gestreut werden. So erblicken wir weiter unten mächtige Disteln, die ein Esel frißt. Mit dieser Allegorie hat die Malerin die zudringlichen Fremden und Neugierigen gekennzeichnet, welche Reuter schon seit Jahren auf's unerträglichste mit ihren Besuchen plagten und durch Lobeserhebungen oder Rathschläge dem allen Phrasen abholden, einsichtigen Manne sehr lästig fielen. Hierauf bezieht sich das mahnende Motto über dem Erdgeschoß-Eingang in sein neues Heim:

Wenn Einer kümmt un tau mi seggt,  
Ist maß dat allen Minschen recht,  
Denn segg ik: Leime Fründ, mit Gunst,  
O, liehr'n S' mi doch de swere Kunst!

Obendrein brachten die oft in Schaaren Herbeiströmenden ihn um die beste Schaffenszeit, die Morgenstunden, bis endlich die fürsorgliche Gattin eines Tages an der Hausthür ein Porzellanschild befestigen ließ, worauf zu lesen war:

Dr. Frik Reuter.  
Vormittags nicht zu sprechen.

Das half! Doch für seine Freunde blieb er allezeit zu sprechen, und wer später unter seinem gastfreien Dache herbergt wurde, ist auch beim Abschiede durch die Bitte beglückt worden:

So Du von dannen ziehst, mein Gast,  
Laß uns ein Sprüchlein, das Du hast:  
Da, wo gut Wort geht aus und ein,  
Muß gut das Haus bestellet sein.

Wie viele Freude hat dies Buch bereitet! Als es eintraf, bedankte sich Reuter brieflich bei Herrn von Vincke auf originell rührende Art: „Eben kommt Dein Packet. In höchster Erwartung wird es geöffnet, und da finde ich denn von Deiner und Deiner lieben Frauen unendlicher Güte ein sinniges, liebevolles Geschenk, was mir für alle Zeiten unser neues Haus lieb und werth machen wird, und — die Thränen stürzten mir aus den Augen wegen der Liebe, die so unverdient ihre warmen Strahlen auf mich ausströmte. Meine liebe Luise trocknet sich jetzt noch die Augen, denn nach meiner ersten Regung war doch die zweite, daß ich ihr Bild und Schrift zeigte, die zwei freundliche Herzen uns als Liebesgruß boten. — Aber — sieh nur, nun steckt der Böse schon wieder die Hörner bei mir aus — was ist das für eine Tücke und Hinterlist, sich unter dem Vorwand von Neugier eine Photographie von dem Hause zu verschaffen und dasselbe dann in dem reizendsten Duft mit Lapidarversen und Rosen und unvermeidlichen Lebens=Eseln zu verklären! — Ach, Deine Frau und Du habt beide Euern Zweck erreicht, Ihr habt ein paar Menschen tief in die Seele hinein gerührt!“

Als einer der ersten Gäste hat der Großherzog von Sachsen=Weimar=Eisenach, der hohe Schloßherr der Wartburg, seinem „Nachbar im Thale“ mit den Worten Oberons in Shakespeares Sommernachtstraum seinen Segen ertheilt:

Friede sey in diesem Schloß,  
Und sein Herr ein Glücksgenöß.

Der Schloßhauptmann B. von Arnswald, welcher gemeinsam mit seinem Vetter Professor Hugo von Ritgen

sich um die architektonisch getreue Restauration der alten Bergfeste unvergängliches Verdienst erwarb, schrieb:

O! wohl mir, der ich hier so oft  
Ein gastlich Dach gefunden!

Ja jede Stunde, die ich in Villa Reuter genießen durfte, zähle ich unter die beneidenswerthesten meines Lebens. — Dieses schöne, liebe Haus am Fuße der Wartburg steht in Gottes Hand und wird darum hoffentlich noch lange seine theuern Bewohner schützen, erhalten und beglücken. — Hier wohnen wahre edle deutsche Seelen und Herzen, und einer der mit Recht gefeiertsten vaterländischen Dichter. Darum wallen auch Tausende allsommerlich nach diesem Wohnsitz, gleich wie nach Wartburg, der Burg des Lichtes. Und Alle tragen Wünsche des Heils ihm zu und kehren beglückt heim, wenn sie so glücklich waren, das liebe Ehepaar Reuter in Haus oder Garten walten zu sehen. — O! möchte auch mir noch lange das Amt des Schirmvogtes dieses Hauses verbleiben und dabei vergönnt sein, zuweilen da Einkehr halten zu dürfen! Mit diesem Wunsche unterzeichne ich mich unter Vorschreiben meines achthundertjährigen Wappenspruches „Treu dem Herrn!“ als Ihr wahrhaft verehrender und ergebenster Freund.

Der treffliche Mann ruht jetzt in kühler Erde, auch Ritzen und mancher andere, dessen Hand hier Erinnerungsworte einschrieb, vor allen das Wunderkind unseres Jahrhunderts, der Danteforscher Geheimrath Karl Witte aus Halle. Dieser ehrwürdige Greis, der noch bis vor Kurzem jährlich, sobald Pfingsten gekommen, nach Eisenach pilgerte, hat folgenden Herzenserguß hinterlassen:

Silvio Pellico gewann sich durch die christliche Geduld, mit der er seine unverdienten Leiden ertrug, die Sympathie seines Volkes, die auch um seine Gedichte die Glorie einer Märtyrerkrone wand. Ihnen gab ein selten glückliches Geschick neben dieser Geduld die köstliche Gabe unvergleichlichen Humors, und wie er auch Ihre unverdienten Leiden mit dem Lichtschein der Poesie umgiebt, so hat er Sie mit vollstem Recht zum Liebling des Volkes gemacht, das wie kein anderes unter Thränen zu lächeln weiß.

Darunter das Datum: 23. September 69. Zwei Tage darauf kehrte Wackernagel, der geschätzte Litterarhistoriker, ein. Er las die Zeilen mit Bewegung, sprach dann lächelnd: „Da hat der gute alte Witte sich aber gewaltig im Monat geirrt!“ und machte mit seinen kalligraphisch zierlichen Schriftzügen die lakonische Berichtigung: „W. Wackernagel, den 25. Mai 1869. Lieber Witte: es soll auch bei Ihnen nicht September, sondern Mai heißen.“ Im Dezember desselben Jahres starb Wackernagel zu Basel.

Oben auf derselben Seite steht von dem kürzlich verbliebenen Weimarer Hoftheaterintendanten August Freiherrn von Loën die Eintragung:

Das ist das seligste Genügen,  
Wenn man sich selbst genug gethan:  
Wie mit geliebten Kindes Zügen  
Blickt Dich der Geist der Arbeit an.  
Du kannst um ihren Werth Dich trügen,  
Doch nie um Deine Lust daran.

Zur Erinnerung an einen Sonntagmorgen im April 1868, an dem Gustav zu Putlitz, Eduard Tempelhey und

Gisbert von Vincke mit Reuter die Wartburg bestiegen,  
schrieb der Erstgenannte folgende Verse:

Das war ein prächtiger Frühlingstag,  
Deß' ich so oft noch gedachte.  
Um die alte Wartburg so sonnig lag  
Der Lenz, der eben erwachte.

Wer war's, der damals zur Beste stieg?  
Vier Sänger aus deutschen Gauen.  
Doch zogen sie nicht in den Sängerkrieg,  
Sie schritten in Fried und Vertrauen.

Und wo das mächtige Luthervort  
Entflammte des Glaubens Kerzen,  
Da schlossen sich auf, am geheiligten Ort,  
In Freundschaft die Sängherzen.

Dann kehrten im traulichen Hause sie ein,  
Die Hausfrau grüßt an der Schwelle.  
Da flossen die Reden beim klar deutschen Wein,  
Bei sonniger Frühlingshelle.

Gefegnet die Worte, so deutsch und traut,  
Die die Biere tauschten und sangen;  
Gefegnet das Haus, und der sich's gebaut,  
Und die, die es gastlich empfangen!

Auch die plattdeutsche Sprache ist, wie sich's gebührt,  
vertreten. Ein plattdeutsches Lied hat Arnold Wellmer, ein  
Pommer, „an Friß Reuter bi'n Wedderseihn nah twölf  
Johr“ gerichtet. Im August 1858 waren Beide Teilnehmer  
am dreihundertjährigen Jubiläum der Universität Jena.  
Dort lernte der junge Student den Verfasser der „Läuschen

un Niemels“ kennen, wie er anschaulich in seinem Buche „Bruder Studio“ geschildert hat. Jetzt, 1870, auf einer Reise durch Thüringen, klopfte er bei Neuter an. Als dieser ihm das Hausbuch vorlegte, fielen ihm die Worte ein, welche der alte Schmiede-Meister Snut dem auf die Wanderschaft ziehenden Hanne Nüte zuruft:

Drei Johr, dat is 'ne lange Tid,  
Wenn Ein sei vör sich liggen süht;  
Drei Johr, dat is 'ne korte Spann,  
Wenn Ein sei süht von achter an.

Hieran anknüpfend schrieb er die herzlichen Verse:

Twölf Johr, dat is 'ne korte Tid  
För de oll Burg dor haben,  
Sei lachte all nedder so olt un witt  
Up Luthern, den jungen Knaben.

Twölf Johr, dat is 'ne lange Tid,  
Wenn sich twei nich mihr segen:  
Tau Dorndorf was't in 'ne Jubeltid,  
As wi nah Jena tögen.

Twölf Johr, dat is 'ne arme Tid,  
Wenn man sei hätt' verflapen —  
Du harst de Ogen so hell un widd  
Un lebensfröhlich apen!

Twölf Johr, dat is 'ne riecke Tid  
In'n armen Menschenleben:  
Wenn man derwiel mit Hart un Fliet  
Wie Du för Johrhunnerte schreben!

Dorndorf, August 1858.

Eisenach, Juni 1870.

Noch eine zweite Dialektinschrift, und zwar in Prosa, findet sich etliche Blätter weiter. Auch diese stammt aus dem Jahre 1870 und erinnert zugleich an die kriegerische Bedeutung desselben, nicht nur weil sie von einem Soldaten herrührt, sondern auch weil sie auf die Samariterdienste hinweist, welche in jener großen, ewig denkwürdigen Zeit Frau Reuter im Lazareth und am Bahnhof von Eisenach mit aufopferndster Thätigkeit und Freudigkeit übte. Der damalige Oberst E. von Conrady spielt auf eine Episode in „Ut mine Festungsstüb“ an und schreibt mit einer kleinen Variante:

Ja was so mör un so ledderwik, dat id mi nich rögen kunn, äwer jedet Ding hett en Enn, ene Wust hett ehre twei. Ja kam rut ut dat Bett, un denn stunn de gaude Fru Rüttern vör mi un hadd den glasürten Pott in de Hand un faudert un proppt mi mit sihr gaude Supp un säd: Eten S' doch, wenn Sei nich eten, warden Sei nich wedder beter!

Und besser und gesund bin ich durch die Suppen, die mir die „gaude Fru Rüttern“ täglich geschickt, geworden, und daran werden wir in dankbarer Erinnerung an die lieben guten Reuters zeitlebens gedenken. —

Ja, wieviel Magenstärkendes kam 1870 und schon früher 1866 hier „ut Käf un Keller“, wie viele Liebes Spenden im Kleinen und Großen! Wer hat damals nicht von den plattdeutschen Aufrufen gehört, die Reuter in mecklenburgischen Zeitungen an seine Landsleute erließ; wer kennt nicht auch die beiden wunderbaren Dichtungen, seinen Schwanengesang „Oft 'ne lütte Gaw' för Dütschland“ und „Großmutting, hei is dod!“

Das waren gewaltige Jahre, 1866 und 1870/71, in denen Reuters warmes deutsches Herz in jugendlicher

Begeisterung schlug, in denen der erste Minister Preußens, Bismarck, dem „Hochverräther“ jenen denkwürdigen Brief schrieb und Professor Felix Eberth seine Geschichte des preußischen Staats dem deutschen Volksdichter als Zeichen der Dankbarkeit für tausend genußreiche Stunden widmete. Eberth, welcher 1872 mit seiner Familie seinen Lieblingsautor besuchte, hat in das Stammbuch eingetragen:

Götter bestrafen die Lüge,  
doch Menschen bestrafen die Wahrheit.

Des Vaterlandes Größe und Einheit hat der Dichter erlebt, er, der daran hervorragenden Antheil hat. Dann blieben ihm noch ein paar Jahre hienieden vergönnt, im Zusammensein mit der treuen Gattin und Pflegerin, im Verkehr mit erprobten Freunden, die gern zur Sommerszeit kamen. Auch Andersen war, im Juli 1873, sein Gast. „Das Leben ist das schönste Märchen,“ steht von seiner Hand im Album. Friedrich Spielhagen, der sich damals fünf Monate in Eisenach aufhielt und bisweilen seinen ihm bisher persönlich unbekanntem Genossen aufsuchte, ist natürlich ebenfalls vertreten. Der berühmte Romanschreiber hat mir brieflich seine Erinnerungen an Reuter mitgetheilt, darin heißt es u. a.: „Der verehrte Mann war damals vielfach leidend. So habe ich ihn vielleicht nur ein halbes Duzend Male gesehen. Er war stets in einer ruhig gehaltenen Weise freundlich, wenn auch nicht eben mittheilsam, ließ sich vielmehr von mir, dem Jüngeren und Rüstigeren, lieber unterhalten, als daß er selbst die Kosten der Unterhaltung getragen hätte. Wir hatten vorher weder eine briefliche noch persönliche Beziehung zu einander gehabt. Ich hatte den Eindruck, daß ihm meine Schriften ziemlich, vielleicht gänzlich unbekannt waren. Um so werthvoller war mir das gewiß echte Wohlwollen, das er mir bezeugte, und das mir eines Abends, als ich ihm ein paar Freiligrath'sche

Gedichte — besondere Lieblinge von mir, die er ebenfalls nicht kannte — mit obligatem Feuer aus dem Gedächtnisse recitiert hatte, das Lob eintrug: „Sei sünd ja en prächtigen Kier!“ Unsr Unterhaltung wurde, wenn sie nicht eben litterarische Dinge betraf, vielfach plattdeutsch geführt. Mein pommerisches Platt war nach vieljähriger Entfernung von der Heimat nicht immer ganz korrekt in den intimen Wendungen, und er verbesserte mich dann in freundlicher Weise. — Jene Worte, die ich in das Album geschrieben, sind aus einem Vortrag über Reuter, welchen ich 1868 zum Besten der Bibliothek des großen Berliner Handwerkervereins gehalten habe, und der in meinen „Vermischten Schriften“ abgedruckt ist.“ — Spielhagens Reilen lauten:

Die befreiende und beseligende Kraft, die aus den Werken jedes wahren Humoristen und so auch aus Fritz Reuters Werken auf den Leser überströmt, sie ist es in letzter Linie, die ihm Aller Herzen in Ost und West und Nord und Süd erobert hat, weil sich Keiner ihr entziehen kann, so wenig wie der milden Frühlingssonne, die einen duftigen Pfingsttag durchwärmt und durchleuchtet, und:

— Dortau is ein jeder beden,  
De Luft tau Leiw un Lewen hett.

Wie viele Tausende schon sind von diesem Liebesmahl in allen Sinnen erquickt aufgestanden, wie viele Tausende! Und wie viele Tausende werden nach ihnen kommen und werden auch erquickt aufstehen, und der Fülle wird kein Brofamen fehlen! Weltumfassende, unererschöpfliche Freigebigkeit eines Dichters! Wie armselig nehmen sich dagegen die Bettelbrocken aus, welche die Könige der Erde mit allen ihren Millionen vertheilen können! —

So habe ich geschrieben 1868, sechs Jahre, bevor ich den hochverehrten Dichter von Angeficht zu Angeficht gesehen; und jetzt, da mir dies Glück zu Theil geworden ist, jetzt — kann ich jene Worte nur — unterschreiben.

Seit dieser Zeit hat kein Besucher wieder ein Abschiedswort ins Album eingetragen. Nicht lange darnach wurde die Villa Reuter ein Trauerhaus. Sonntag den 12. Juli 1874 ging Fritz Reuter ein in eine bessere Welt.

Nur ein einziges Mal noch öffnete sich das Hausbuch für Freundeshand. Richard Schmidt-Cabanis hat hier auf Wunsch der Wittve den von ihm verfaßten innigen Nachruf aufgezeichnet:

Wo zieht ihr hin, ihr Vögelein?  
Was treibt euch fort aus Sommers Pracht?  
Soll schon verstummen Wald und Hain,  
Da noch die Sonne goldig lacht?

„Wir wandern — wandern allzumal  
Fernhin in das Thüringerland,  
Zu stimmen ein in den Choral  
An eines Sängers Grabes Rand.“

Ihr Blumen und ihr Knospen all,  
Was senket ihr die Köpfe matt?  
Wohin schwand eurer Düfte Schwall,  
Da noch der Schnitter Herbst nicht naht?

„Sin sandten unser Blüten wir,  
All unsern Schmelz und unsern Duft,  
Daß sie vereinen sich zur Bier  
Für eines deutschen Dichters Gruft.“

Nun ahn' ich wohl, wohin ihr zieht  
Und wem ihr gebt das Grabgeleit;  
O, nehmt mit euch dies schlichte Lied,  
Ein treues Herz hat es geweiht;

Und legt es an des Hügels Fuß  
Und diese Thräne legt dazu:  
Dem wackern Meister letzter Gruß,  
Der drunten schläft in süßer Ruh!

Dann aber kehrt mit Sang und Duft  
Zur alten Heimat wieder ein  
Und glaubt, um dieses Sängers Gruft  
Wird doch ein ew'ger Frühling sein.

Wie Reuters Name fort und fort  
In deutschen Herzen bleibet jung,  
Schwebt stets um seines Hügels Port  
Der Frühling der Erinnerung!

Ja, der Frühling der Erinnerung wird, so lange die alte Saffensprache, so lange die deutsche Sprache lebt, um Reuters Grabstätte schweben. Am Fuße der Wartburg, auf dem neuen Eisenacher Friedhofe, erhebt sich sein prächtiges Monument, und die vom Bildhauer Afinger geschaffene Marmorbüste des Dichters schaut weit in die lachende Landschaft bis hinauf zu dem Berge, wo Martin Luther seine Bibelübersetzung schrieb.

Viele ehrenvolle Zeichen der Liebe und Bewunderung werden von den Besuchern des Grabdenkmals hier jahraus, jahrein niedergelegt; wohl keins aber ist rührender als das eines armen reisenden Handwerksgefallen, der — vielleicht für die letzten Pfennige seiner kleinen Baarschaft — einen

grünen Kranz kaufte und ihn mit einem daran gehefteten Blättchen Papier über das Eisengitter warf. Darauf stand der schlichte Vers:

En armen Handwerksbursch is hier wesen,  
De hett Dinen Hanne Nüte lesen.

---

**Bernhard Afinger**  
in seinen Beziehungen zu  
**Mendel und Reuter.**







Ueber ein Lustrum ist verfloßen, seitdem der unerbittliche Tod dem thätigen und trefflichen Bernhard Afinger Meißel und Schlägel aus der Hand nahm: am 25. Dezember 1882, im siebenzigsten Lebensjahre, entschlief der berühmte Bildhauer, Professor und Mitglied des Senats der Königlichen Akademie der Künste in Berlin.

Zu Nürnberg stand seine Wiege, wo er den 6. Mai 1813 als Sohn eines aus Tyrol eingewanderten Webermeisters zur Welt kam. In dieser durch alterthümliche Bauten ausgezeichneten Stadt machte er seine vierjährige Lehrzeit als bescheidener Klempner durch und fertigte hier, 1838, nach seiner Rückkehr von der Wanderschaft am deutschen Rhein, für das Gasthaus zum rothen Hahn sein Erstlingsstück, den noch jetzt erhaltenen „Gickel“ aus getriebenem Kupfer. Ein Schritt weiter vom Handwerk zur Kunst war seine Schöpfung eines Adlers als Brunnenornament. Darauf dichtete später der mit ihm befreundete Emil Rittershaus das charakteristische Lied: „Vom Rothen Hahn zum Hohenzollern-Mar.“

Zur Einweihung des ehernen Dürer-Denkmales 1840 besuchte Christian Rauch Nürnberg und wurde durch den Kupferstecher Reindel auf den jungen, in einer Silberplattierfabrik beschäftigten Gesellen aufmerksam gemacht, der sich zu vervollkommen strebte und unermüdblich im Zeichnen und Schnitzen besonders durch eine Nachbildung der betenden

Madonna eine geschickte Hand und glückliches Formtalent verrieth. Afinger ward Rauchs Schüler in Berlin und zwar einer der besten des Meisters. Schon 1846 konnte er sich auf eigene Füße stellen und ein Atelier begründen, aus dem im Laufe der Zeit mehr denn zweihundert Portrait-Medaillons und Büsten (u. a. die von Rauch, Cornelius, Kaulbach, Alexander von Humboldt, Kugler, von Koon und der Herzogin von Sagan), Statuetten (z. B. Rachel auf der Pfaueninsel) und größere Monumente hervorgingen, welsch' letztere vorwiegend der religiösen Kunst angehören: Grabdenkmäler mit Idealfiguren tröstender Engel oder trauernder Genien und Frauengestalten, in deren edlen Zügen und Geberden tiefstes Seelenleid und entsagungsschwere Hoffnung greifbar und ergreifend zum plastischen Ausdruck gelangt ist.

Was Afingers Namen im ganzen deutschen Vaterland, ja, „so weit die deutsche Zunge klingt und Gott im Himmel Lieder singt“, hauptsächlich volkstümlich gemacht hat, sind zwei Schöpfungen: seine Bronzestatue von Ernst Moriz Arndt in Bonn und seine Marmorbüste von Fritz Reuter in Eisenach.

Zur Genesis dieser beiden Meisterwerke und über die persönlichen Beziehungen Afingers zu Arndt und Reuter gewähren erwünschte und interessante Aufschlüsse eine Reihe von Briefen und etliche Verse, welche die verwitwete Frau Sophie Afinger, geb. Schubarth, mit liebenswürdiger Bereitwilligkeit mir anvertraut hat; ihr gebührt des Lesers Dank für meine neuen Mittheilungen.

Schon auf seiner Wanderung, da er den herrlichen Rheingau stromauf und stromab zu Fuße durchstreifte, hatte der schlichte Klempnergesell in jugendfrischem Enthusiasmus es sich nicht nehmen lassen, den deutschesten Sänger und Patrioten Ernst Moriz Arndt in Bonn aufzusuchen. Jahre verstrichen. Aus dem unbekanntem Handwerksburschen war

ein geachteter Bildhauer geworden, der sich bald in hohem Grade des Wohlwollens des Preußenkönigs Friedrich Wilhelm IV. erfreute. Von diesem kunstfinnigen Monarchen ward ihm der Auftrag, für die Sammlung der Büsten berühmter Professoren in der Bonner Universitätsbibliothek Arndt zu modellieren. Ein ehrenvollerer und ihn persönlich mehr beglückender Auftrag hätte ihm kaum zu Theil werden können. Unverzüglich und fröhlichen Sinnes setzte er sich mit Arndt in Korrespondenz und empfing von demselben folgende Antwort:

Auf Ihr Liebes vom 22. d. M. habe ich die Ehre und Freude kurz zu erwidern: Ich werde also Ende Mai's zu Hause sein, wünsche dann ein besseres Gesicht aufsetzen zu können als eben jetzt, wo ich sowohl als meine gute Hausfrau beide sehr unpaß sind. In meinem Hause wird sich wohl irgend ein Platz finden für Ihre nöthigen Zurüstungen. Vielleicht könnte dazu auch ein kleines offenes, oben wohl gedecktes Gartenhäuschen dienen.

Frau Eichenberg habe ich benachrichtigt. Sie wird Ihnen gern ein Bild zeigen, das vor 40 Jahren gemalt ist.

In deutscher Treue

Bonn,  
28. des Frühlingsmonds 1855.

Ihr  
E. M. Arndt.

Afinger fand sich darauf in Bonn ein und weilte dort längere Zeit bei Arndt, in dessen Hause er täglich verkehrte und prächtige Menschen kennen lernte. Sein Werk gelang ihm auf den ersten Wurf. Hochbeglückt zog er wieder nach Berlin mit dem Thonmodell und mit zwei Albumblättern, die der Dichter ihm zum Abschied auf den Weg gab:

Schön ist die Welt, sei Du, o Mensch, auch schön,  
Sei schön und gut, so wird Dir's wohl ergeh'n;

Gaederß, Neuter-Studien.

16

Bedenke, fernst von Worten liegen Thaten,  
Fern liegt der Aerndte Lust vom Streu'n der Saaten;  
Wer nicht zu handeln, nicht zu säen wagt,  
Von dem wird endlich Welt und Glück verklagt.

Zur freundlichen Erinnerung  
an

Ernst Moriz Arndt aus Rügen.

Bonn, Mitte des Heumonats 1855.

Im Leben wie in der Kunst giebt glückliche Gewährung  
Durch Wahrheit Schönheit nur in himmlischer Verklärung.

Zur freundlichen Erinnerung seiner  
und des schönsten Sommermonats  
von 1855 schrieb Ihnen, lieber Afinger,  
diesen Reim in deutscher Treue

Ihr

Ernst Moriz Arndt aus Rügen.

Bonn, Mitte des Heumonats 1855.

Aus der preußischen Hauptstadt schickte Afinger dem ehrwürdigen Gastfreunde schriftlich seinen herzlichen Dank, daß ihm der schöne Aufenthalt in Bonn stets unvergeßlich bleiben und er gar gern das ihm abgenommene Versprechen erfüllen und im künftigen Jahre wiederkommen werde. Von der Innigkeit des Verhältnisses zeugt Arndts Erwiderung:

Bonn, 5. des Aerndtemonats 1855.

Ihr Brief, lieber Freund, ist mir richtig zugekommen, aber Ihren Freund, Herrn Jacobi, habe ich nicht zu sehen bekommen.

Wir freuen uns Ihres lieben Andenkens und freuen uns der Zeit, wo wir Sie im nächsten Jahre mit und durch Gott wiedersehen sollen. Möge Ihnen all Ihr Werk wohl

gelingen und den Ehren des alten ehrwürdigen Nürnberg durch Sie ein junger Schmuck zugefügt werden.

Wir und alle Ihre hiesigen Freunde grüßen Sie herzlich. Gebe Gott Ihnen alles Schöne und viel Freud an Lieb Weib und Kindern!

In deutscher Treue

Ihr  
E. M. Arndt.

Die Arbeit nahte sich rasch der Vollendung. Im Anfang November traf das für Arndt bestimmte Exemplar der Büste in Bonn ein. Kurz vorher hatte bereits der aufmerksame Künstler der einzigen geliebten Tochter Arndts, Nanna, dessen Weibchen „fromm, still, hold und mild,“ die 1854 an Ernst Nißsch in Kiel verheirathet war, einen Abguß gesandt. — Die Frau Professor Nanna Marie, eine Halbschwester Schleiermachers, öffnete als fürsorgliche Hausherrin die Kiste und that als echte Tochter Ewas voller verzeihlicher Neugier den ersten Blick auf das aus seiner Enthüllung zum Vorschein kommende Abbild ihres Gatten, der ihr auch den Vorrang im gemeinschaftlichen Dankschreiben ließ:

Bonn, d. 9ten Nov. 1855.

Lieber Herr Pfinger!

Vorgestern kam die Kiste mit der ganz vortrefflichen Büste meines Mannes an, sie ist glücklich ausgepackt und steht an ihrem Platz. Ich danke Ihnen sehr freundlich und herzlich dafür, und doppelt danke ich Ihnen dafür, daß Sie mein gutes Kind in Kiel auch damit erfreut haben, ich erhielt heute einen Brif von ihr, worin sie mir schreibt, daß sie mit der Büste überrascht und erfreut worden sei, sie und ihr Mann finden die Büste ganz vortrefflich, ähnlich und schön. Sie haben also vile Herzen erfreut, lieber Pfinger, also vilen, vilen Dank. Wir freuen uns auf den Frühling, wo

Sie ja wider herkommen, und hoffen Sie dann recht oft auf gewohnte Weise den Abend an unserm Theetisch zu sehen, hoffentlich mit Ihrer lieben Frau, die Sie ja mitbringen wollen, und ich Sie bitte von mir zu grüßen. Leben Sie wohl, Gott gebe Ihnen und all den Ihrigen einen gesunden Winter.

M. Arndt.

Also ich muß meinem lieben Nürnberger natürlich vor allen Andern für seine Arbeit von Herzen danken. Man kann über den Schein und Widerschein seines eigenen Angesichts am allerwenigsten ein getreues Urtheil fällen; selten kann man sich von außen mit den rechten Augen sehen; die Herzensforscher sagen, auch für die richtige Erblickung des Innern seien die meisten Sterblichen blind: ich muß aber dem Urtheil aller Freunde glauben, daß Ihr Werk ein wohl gelungenes ist.

Auf den Frühling 1856 freue ich mich mit meiner Hausfrau und den andern Freunden. Den kleinen Dr. Weerth sah ich noch vor ein paar Tagen, wo er mir im schönsten Sonnenschein des Himmels und des Glücks mit seiner niedlichen Frau spazierend begegnete.

Ihnen nun lieber Freund, da ich einmal vom Sonnenschein spreche, will ich aus Herzensgrunde wünschen, daß der Sonnenschein des Glückes viele liebliche Strahlen würdiger Bestellung und Beschäftigung auf Ihr liebes Haus fallen lasse.

In deutscher Treue

Ihr  
E. M. Arndt.

Mehrere Male sollten sich Pfinger und Arndt wiedersehen. Als im Spätfommer 1856 Ersterer, der gerade für das Denkmal, welches die Universität Greifswald zu ihrer vierten Säcularfeier errichten ließ, den Auftrag zur Herstellung

von vier allegorischen Gestalten der vier Fakultäten empfangen hatte, in Bonn weilte, gab der alte Rügauer dem in seine engere nordische Heimat reisenden Künstler eine Empfehlung mit:

Dem Herrn  
Karl Arndt<sup>1)</sup> in Bergen  
und  
Herrn Pastor Dankwardt auf Jasmund  
wird Herr Bildhauer Afinger,  
Schöpfer des Greifswalder Denkmals,  
bestens empfohlen von  
E. M. Arndt.

Bonn, 12. Herbstmonds 1856.

Bei seiner wiederholten Anwesenheit in Bonn 1859 modellirte Afinger den Kopf des langjährigen Arndt'schen Freundes, des tüchtigen Philologen und freimüthigen Patrioten, Professor Fr. Gottlieb Welcker. Die gut getroffene Büste war der letzte Gruß Afingers an Vater Arndt, der am 29. Januar 1860 Mittags sanft entschlafen, am 1. Februar Nachmittags 3 Uhr feierlich zur ewigen Ruhe getragen war. „Laß mir die Augen zufallen!“ Dies Gebet hatte der große, kindlich fromme Geist halblaut als Scheidewort zu seinem treuen Weibe gesprochen; dieses Scheidewort vergaß die trauernde Wittwe nimmer, sie spielt auch darauf an in dem an Afinger gerichteten Briefe, dem letzten, welcher von dem freundschaftlichen Verhältniß, das die Familien mit einander verknüpfte, Kunde giebt:

---

1) Arndts Nefse, der in Bonn Jurisprudenz studiert hatte und vor zehn Jahren als Rechnungsrath in Greifswald starb: ein liebenswürdiger, echt pommerischer Charakter, bieder, jovial und von großer Herzengüte, der mir persönlich nahe stand und meine 1878 erschienenen plattdeutschen Dichtungen „Zusflapp“ im Greifswalder Tageblatt mit Wärme anzeigte.

Bonn, d. 20sten Februar 1860.

Lieber Freund Afinger!

Verzeihen Sie, daß erst so spät mein Dank für Ihre Theilnahme kömt, ich weiß es ja, daß Sie den Dahingegangenen geliebt haben und daß Ihnen die Kunde seines Todes auch unerwartet kam. Er hat ja ein hohes Alter erreicht, und man mußte wohl daran denken, daß es anders werden könne, da er aber immer noch so rüstig umher wandelte, bekam man eine Art Sicherheit, als müsse es immer so bleiben. Gottlob hat er kein langes und schweres Krankenlager gehabt und ist wahrhaft still, ruhig, ohne einen schweren Athemzug, mit zugefalnen Augenlidern, eingeschlafen. Ich wolte, Sie hätten ihn sehen können, wie er die vollen 3 Tage unverändert da lag.

Ich bin Gottlob bis jetzt gesund, natürlich sehr angegriffen in der Dede und Leere um mich her. Und nun den besten Dank, lieber Afinger, für die wohlgelungene Büste unsers alten viljährigen Freundes Welcker. Grüßen Sie Frau und Kinder herzlich von Ihrer

M. Arndt.

Als bald nach dem Heimgange des theuren Todten ein Konkurrenzausschreiben zur Errichtung einer Arndt-Statue erlassen wurde, ruhte natürlich Afinger nicht, sich daran zu betheiligen. Keiner war ja so wie er vertraut mit den Zügen des gefeierten Mannes und der ganzen Eigenart der originalen Persönlichkeit; sein Entwurf wurde denn auch einstimmig als der beste preisgekrönt und ihm 1862 die Ausführung des Denkmals übertragen: <sup>1)</sup> es ist

---

<sup>1)</sup> Bei dem Festmahl, das am 26. Oktober 1862 zu Bonn stattfand, brachte, wie Frau Afinger mir gütigst mittheilte, der namhafte Philolog, Professor der Universität Friedrich Wilhelm Ritschl folgenden Trinkspruch aus:

Ufingers größte monumentale Schöpfung, die drei Jahre später auf dem Alten Zoll in Bonn enthüllt ward, am Ufer des freien deutschen Rheins, wo der freie deutsche Dichter, Denker und Patriot die zweite Hälfte seines Erdenlebens genossen hat: Ernst Moritz Arndt.

Jeder kennt die kraftvolle, markige, herrliche Gestalt, die dort, an einen Eichbaum gelehnt, auf die Fluthen des Rheins schaut; und wer die beiden Inschriften liest: — „Der Rhein, Deutschlands Strom, nicht Deutschlands Grenze.“ — „Der Gott, der Eisen wachsen ließ, der wollte keine Knechte“ —, ruft sich zu der äußeren Erscheinung Arndts, seiner Erzstatue, das geistige Bild des in Worten und Thaten gleich großen und graden Mannes in's Gedächtniß.

Arndt war es auch gewesen, der Ufingcr zuerst auf Fritz Reuter hinwies. Im Jahre 1858 hatte der mecklenburgische Volksdichter „Kein Hüjüng,“ dieses durch Tragik und Freiheitsdrang elementare Epos, gleich nach Erscheinen an den Ehrengreis seines Vaterlandes gesandt. „Nur das innigste Dankgefühl,“ heißt es in den Begleitzeilen, „welches Ihr wahres und wackeres Wort über den Jammer meines gequälten Vaterländchens in mir wachgerufen hat, giebt mir die Dreistigkeit, Sie in der ernstestn Ruhe der alten Tage zu stören. Sie, das Vorbild meiner Jugend in jeglichem ehrenwerthen, vaterländischen Thun, haben mit gerechter Hand Jedem das Seine gegeben und haben gezeigt, daß die Unfruchtbarkeit und die Fäulniß des Baums ihren Grund nicht in der Verderbtheit des Stammes, sondern in den

---

Dem tapfern Ringer,  
Dem glücklichen Vollbringer  
Und glorreichen Siegeserringer: —  
Durch seinen Zauberjinger  
Aller Mitbewerber Bezwingcr,  
Aller Widersacher Verschlinger:  
Unser lieber Ufingcr!

geilwuchernden, schmarozenden, unfruchtbaren Wasserreißern hat; — dafür dankt Ihnen mein ehrliches Herz, dafür danken Ihnen hier Tausende. Und wenn ich mich vorandränge, Ihnen dies auszusprechen, so glaube ich eine Entschuldigung darin zu finden, daß auch ich in dem beiliegenden Werkchen, vielleicht mit weniger Geschick als Ehrlichkeit, es gewagt habe, unsern Zwängern und Drängern die Wahrheit zu sagen, den Schimpf von dem Nacken des geknechteten und geächteten Volkes zu nehmen und ihn denen in's Angesicht zurückzuschleudern, die in ihrer Gesamtheit verdienen, mit Schimpf von dem deutschen Volke genannt zu werden. — Mein Büchlein ist plattdeutsch geschrieben, in der Sprache Ihrer Jugend, die Sie zuerst aus langem Schlummer wieder erweckt haben; Sie werden dieselbe noch verstehen.“

Daß Arndt seines heimischen Platt mächtig war und blieb, daß er die alte Sassen Sprache liebte, ja für sie eine Lanze brach, ist aus seinem Leben und seinen Werken bekannt; aber noch mehr als das hatte Reuter veranlaßt, sich mit dem hochverehrten Manne in Verbindung zu setzen, nämlich dessen Schrift „Versuch einer Geschichte der Leibeigenschaft in Pommern und Rügen,“ worin offen die Bedrückungen geschildert sind, welche die Hörigen von den Herren erdulden mußten. Arndt hatte es nicht gethan aus Feindschaft gegen das Königthum, auch nicht, wie Baur in seiner Biographie des Weiteren ausführt, weil er etwa darunter selbst hätte zu leiden gehabt; das Rechtsgefühl, das Mitgefühl gab ihm die Worte in die Feder. Er sah es mit seinen Augen, wie die Herren des Landes, auch die Verwalter der Domainen und der städtischen und Stiftsgüter, die Bauern nur als ein Kapital betrachteten, aus dem möglichst hohe Zinsen mit Gewalt ausgepreßt werden mußten, als hätte in ihrem Auftrage der berühmte Lichtenberg die Preisaufgabe ausgeschrieben: eine Salbe zu finden, zur Einsmierung der Bauern, damit sie drei-

viermal im Jahre geschoren werden können. Er sah, wie die Edelleute große Dörfer ankauften, Wohnungen und Güter schleiften, prächtige Höfe bauten, um sie möglichst theuer wieder zu verkaufen, und wie die Leute davon getrieben wurden, und die selbst Knechte und Mägde sonst gehalten hatten, nun als solche dienen mußten. Er sah, wie die Herren nur um große, willkürlich bestimmte Summen ihre Leute fortgaben oder die Freilassung ganz verweigerten. Er sah den Bauernstand in einem rechtslosen Zustande, und die alten Urkunden belehrten ihn, daß das nicht immer so gewesen, daß dieser Zustand erst unter schwedischer Herrschaft und namentlich in den letzten Zeiten recht eingerissen sei. — Mehr denn ein halbes Säculum war verfloßen seit Veröffentlichung dieser thatkräftigen Schrift, welche gewaltiges Aufsehen machte und eine Untersuchung verursachte, die nach dem Ausspruch des Preußenkönigs: „Wenn dem so ist, so hat der Mann ja recht“ eine Wandlung zum Bessern hervorrief. Doch in Mecklenburg lagen die Verhältnisse der Leibeigenschaft noch unverändert im Argen, und es muß den alten Arndt mächtig gepackt haben, in „Rein Hüßung“ seine eigenen Gefinnungen und Anschauungen poetisch dargestellt, in dem Verfasser selbst aber einen unerschrockenen Mitkämpen zu erblicken, einen Mann ganz nach seinem Herzen. Und das war wirklich Reuter, der noch Härteres als Arndt, nicht freiwillige Verbannung, sondern lange und schwere Festungshaft erlitten, der, wie schon 1801 Arndt gegen Napoleon und das fremde Joch losgedonnert hatte und 1806 in seinem Buche von Deutschlands Erniedrigung seine Cassandra-Stimme hatte erschallen lassen, 1860 mit der humoristisch verklärten Kulturgeschichte „Ut de Franzosentid“ hervortrat, in demselben Moment, wo der hochbetagte Sänger von „Was ist des Deutschen Vaterland?“ aus dieser Welt schied.<sup>1)</sup>

<sup>1)</sup> Eine genaue Parallele zwischen Arndt und Reuter werde ich in meiner seit Jahren vorbereiteten Reuter-Biographie ziehen.

Durch Arndt also ward Afinger, der Bayer, schon damals mit den Schriften Reuters, des Mecklenburgers, bekannt. Die Schwierigkeit des Dialekts wurde leicht überwunden und die Lektüre eine genußreiche. In jedes neuerschienene Buch aus „Frisings“ Feder vertiefte er sich alsbald, er wurde zum begeisterten Bewunderer, und was war natürlicher, als daß er, der Bildhauer, die Züge seines Lieblingsautors zu modellieren wünschte? Jahre lang trug er sich mit dieser Idee, wagte aber in Bescheidenheit nicht eine Anfrage, bis ein gemeinsamer Freund die Sache einfädelt, nämlich der Hofgardendirektor Ferdinand Zühlke in Sansjoui bei Potsdam.

Diesem antwortete Reuter:

Lieber Bruder!

Wenn auch nur kurz, so will ich doch wenigstens umgehend schreiben. Also zuerst: die herzlichsten Grüße an den alten Freund und die Seinen von den beiden Reuters und den aufrichtigen Wunsch, daß die Hoffnungen auf den Sohn auf's Schönste realisiert werden mögen.<sup>1)</sup> Dann auf den Kern Deines Briefes: Du kannst Dir wohl denken, wie lieb und wie ehrenvoll ich den Antrag des Herrn Afinger erachte; aber es ist seine Absicht schon von einem Andern ausgeführt, der Hofbildhauer M . . . . aus

---

— Der Komponist des Arndt'schen Vaterlandsliedes, das lange Zeit als unsere Nationalhymne gesungen ward, bis 1840 das Lied „Sie sollen ihn nicht haben, den freien deutschen Rhein,“ 1870 „Die Wacht am Rhein“ volkstümlich wurde, ist der 1884 verstorbene Gustav Reichardt aus dem pommerschen Städtchen Demmin. Von seiner Hand findet sich eine Eintragung (die Anfangs=Noten des von ihm in Musik gesetzten Arndt'schen Liedes) im Reuter'schen Hausbuch.

<sup>1)</sup> Dr. Karl Zühlke, die Hoffnung und der Stolz seiner Eltern, der sein junges, der Wissenschaft geweihtes Leben auf einer afrikanischen Forschungsreise in fremder Erde hat lassen müssen.

Meiningen, derselbe, der jetzt die Rückert-Büste für Koburg aufstellen läßt, hat mich im vorigen Herbst modelliert, und die Büste ziert das Zimmer meiner Frau. — Freilich läßt diese Arbeit wohl Manches zu wünschen übrig, denn die meisten Freunde haben sie für den König Wilhelm gehalten und ich selbst — Du weißt, ich habe ja auch in der Kunst der Schnurrbärte gepfuscht, und der ist denn wirklich dem des Königs sehr ähnlich gerathen — muß sagen, daß mir das Charakteristische der Reuter'schen Physiognomie verfehlt zu sein scheint. — Will Herr Afinger unter so bewandten Umständen sich derselben Arbeit unterziehen, so steht mein Haus und meine Person zu Diensten; nur möchte ich bitten, daß mir der lebenswürdige Besuch für den Fall der Verhinderung etwa acht Tage vorher angezeigt werde.

Mit meinem besten Gruß an den alten Freund

Eisenach,

den 15. Mai 1869.

Dein

Fritz Reuter.

Ob Afinger wollte! Wie einst bei Arndt, meldete er sich im Herbst bei Reuter an und wurde gleichermaßen freudig willkommen geheißen:

Hochverehrtester Herr!

Mit großem Vergnügen habe ich den Inhalt Ihres freundlichen Schreibens gelesen und mit noch größerem beantwortete ich Ihren Brief. Zu jeder Stunde, die Ihnen genehm ist, sind wir bereit, Sie zu empfangen und haben die stille Hoffnung, daß es Ihnen auch noch jetzt bei vorgerückter Jahreszeit bei uns gefallen wird. Sie werden bei uns einen lieben und interessanten Besuch finden, den Professor von Budkowsky, der mich gemalt hat und sich jetzt angelegentlich mit meiner Frau beschäftigt<sup>1)</sup>; so wären denn

---

1) Die beiden von G. von Budkowsky gemalten Oelportraits von Fritz und Luise Reuter hängen noch jetzt in der Studierstube

drei freie Künste: die Plastik, die Malerei und, wenn ich so frei sein darf, auch die Poesie vertreten. Es fehlt, wie Sie sehen, nur noch ein Jünger der heiligen Cäcilia, ein Musiker, dann wäre das vierblättrige Kleeblatt fertig, und da habe ich denn so gedacht, ob wir uns nicht den „Willa Wallhall-Weiha Laweih Wagner“ dazu einladen wollten, dann würden die vier freien Künste doch einmal unter einem Dache friedlich beisammen wohnen.<sup>1)</sup>

Also vom 21. d. M. ab erwarten wir Sie; am 23. liest Emil Palleske hier den Kaufmann von Venedig, dies zur bloßen Notiz.

Herzlichsten Gruß von meiner Frau und von mir an Sie und die Ihrigen.

Eisenach,  
den 16. September 1869.

Ihr  
Fritz Reuter.

Es waren glückliche und schöne September- und Oktobertage, die Afinger in Willa Reuter zu Eisenach verlebte. Fritz Reuter schätzte solche Menschen, welche sich durch eigene Ausdauer und Kraft emporarbeiten, besonders hoch und brachte daher seinem Gaste, der sich vom schlichten Klemptnerlehrling zum gepriesenen Bildhauer empor-

---

des Dichters in seiner Willa zu Eisenach; sie sind in äußerst grellen Farben gehalten und können nicht den Anspruch von Kunstwerken erheben.

<sup>1)</sup> Statt Richard Wagner war Reuterss Wifing die vierte im Bunde, die mit ihrem fertigen Klavierspiel und mit ihrer sympathischen Stimme ehemals das Herz ihres Fritz gewann (vgl. meine Reuter-Galerie S. 24). Humoristisch schrieb der Dichter 1867 an einen Komponisten: „Meine bessere Hälfte ist eine Ur-Ur-Urenkeltochter der heiligen Cäcilie, und nur unter ihrer Führung ist es mir vergönnt, die Heiligthümer Apollon zu betreten, dieweilen ich in musicis barbarus sum. Nichtsdestoweniger bin ich ein großer Verehrer des Gefanges, und ein Volkslied verfehlt nie, seinen Eindruck auf mich zu machen; es ergreift mich stets sehr und reiht mich fort, sei's zum Ernst, sei's zum Scherz.“

geschwungen und dabei die liebenswürdigste Bescheidenheit, fern von jedem Künstlerstolz, bewahrt hatte, vollste Sympathie entgegen. Mit Theilnahme ließ er sich, während er dem Meister saß, dessen Entwicklungsgeschichte und Laufbahn erzählen, labte sich an dessen wahrer Herzens- und Gemüthsbildung und lugte neugierig nach der Thonmasse, aus der sein Kontrefei geformt wurde. Ob es wohl halbwegs so gut gelänge, wie die Urndt-Büste? Er habe das Denkmal in Bonn selbst gesehen und bewundert, vor drei oder vier Jahren, da er sich am Rhein, zur Wasserkur in Laubbach, aufgehalten. Unter solchen Gesprächen gedieh dem Künstler sein Werk vortrefflich; Liebe und Verehrung thaten nicht minder das ihrige, wie Geschick und Uebung.

Reuter hörte, daß Afinger an seinen Schriften großes Gefallen gefunden, aber sie sich immer von Bekannten — geliehen habe. „Daran erkenn' ich meine guten Deutschen: sie lesen, aber kaufen nicht!“ lachte er und sann auf Abhülfe. Doch beim Suchen ergab sich, daß alle Freie Exemplare bereits verschenkt waren, daß im ganzen Hause nur noch ein einziges Exemplar existierte und zwar das seiner Frau gehörige. „Luising kriegt zu Weihnachten ein neues und will das ihre gern abtreten!“ — Natürlich wollte der Künstler dies Opfer nicht annehmen, allein er mußte; „Luise Reuter“ steht von ihrer Hand eingetragen auf den Bänden, mit denen Afinger seiner Frau ein Geschenk machen sollte. „Wenn Einer eine Reise thut, so kann er nicht nur was erzählen, sondern er muß auch was mitbringen,“ erklärte Fritz, „und nun packen Sie auch noch diese Photographie meiner Villa in Ihren Koffer — ich hab' ein paar plattdeutsche Verse draufgeschrieben zur Erinnerung. Ihre liebe Gattin soll doch sehen, daß ich nicht in der sprichwörtlichen Poeten-Dachstube wohne, vielmehr ein ganz passables Heim mein eigen nenne; dann bekommt sie Lust, mich auch einmal hier zu besuchen.“ So reiste denn Afinger wieder ab und

hoffte zum Weihnachtsfeste dem Reuter'schen Ehepaare den ersten Abguß senden zu können. Aber diese beiden lieben Menschen, stets bereit, Anderen eine Freude zu machen und für sich selbst Verzicht zu leisten, wünschten damit einen alten erprobten Freund, den Gutsbesitzer Fritz Peters auf Siedenbollentin, zu überraschen. Das geht aus nachstehendem Schreiben hervor:

Eisenach, den 10. Dezember.

Verehrter Herr Pfinger!

Herzlichen Dank Ihnen und Ihrer lieben Frau für so freundliche Briefe. Wir beiden Reuters sind, wie Sie richtig erfuhren, recht träge Brieffsteller, bitte entschuldigen Sie das mit der großen Korrespondenz, die uns obliegt, und nehmen Sie unsern verspäteten Gruß noch freundlich auf.

Es wäre herrlich, wenn wenigstens eine Reuter-Büste fertig würde zur Weihnachtsbescheerung für unsern Freund:

Rittergutsbesitzer Peters,

auf Siedenbollentin,

Treptow a. T. Vorpommern.

Sollte dies der Fall sein, so bittet Reuter herzlich, Sie wollten die Güte haben

1 Reuter-Büste nebst

1 Urndt "

portofrei an die aufgegebene Adresse zum heiligen Abend zu senden und uns die Rechnung zukommen zu lassen.

Eine zweite Büste ist bestimmt für Reuters alten Lehrer:

Professor Gesellius,

Barthim,

Mecklenburg-Schwerin.

und kann später abgesandt werden.

Mit freundlichen Grüßen von uns an Sie, Frau  
Gemahlin und Töchter

Luiſe Reuter.

Wie oft hatte früher Friß Reuter als Strom und Dekonom ſeinen Friß Peters und deſſen Familie mit „Zulklappen“ zum Heiligabend erfreut! Aber noch nie hatte größerer Jubel geherrſcht als dieſes Mal, wo zur richtigen Stunde ganz unvermuthet Reuter und Arndt in eſſigie eintrafen.

Als unſer Dichter bald darnach aus Siedenbollentin hörte, wie trefflich ſeine Büſte gelungen wäre, plagte ihn die Neugier weiblich, ſie und ſich darin ſelbſt kennen zu lernen; allein die gleich nach dem Feſt verheißenene Nummero Zwei ließ auf ſich warten. Da entſchied er, eine gegypſte gar nicht ſehen zu wollen und lieber noch ein Vierteljahr ſich zu gedulden, biß das für ſein „Lovingſing“ herzuſtellende Marmor-Exemplar fertig geworden; aber Strafe muß ſein, Aſinger hat ſein Wort nicht pünktlich eingelöſt, die Gypſerei erſcheint ihm offenbar langweilig — haha! Gyps is of keen Marmor, dat glöw ik — nu ſall hei ſick noch mit en poor ſo'ne Dinger afmarachen! — Schelmisch ſchrieb er am 14. Februar 1870 an Giſbert von Winde: „Der Bildhauer Aſinger, der den alten Arndt in Bonn verfaßt hat, hat im Spätherbſt eine Büſte von mir zu Stande gebracht, die nach Ausſage aller meiner Freunde ſehr gelungen ſein ſoll, verſprach mir gleich nach Weihnachten einen Abguß zu ſchicken, hat's aber nach Künſtlerart nicht gehalten, dieſer war für Dich beſtimmt. Nun, aufgeſchoben iſt nicht aufgehoben, und die 2te Wurſt, die aus dieſem Künſtler-Keſſel kriecht, ſoll Deine ſein; die erſte hat mein Freund Peters in Bollentin gekriegt. Eine andere Büſte, die M . . . . gefertigt hat, und die ich Dir ſchon im vorigen Sommer ſchicken wollte, konnte ich Dir nicht ſchicken; ſie iſt zwar ſehr

schön, hat aber doch zu viel von einer Proteus-Natur an sich, sie kann, wenn Du Dir das Haar wegdenkst, ebenso gut Bismarck sein, und denkst Du Dir den Schnurrbart weg, so wär's vielleicht Pio nono, hier gilt sie für gewöhnlich mit ihrem sehr ähnlichen Schnurrbart für König Wilhelm, und es ging doch nicht, daß ich mich mit diesen Größen verwechseln ließ.“ — Am nächsten Tage, am 15. Februar, erfolgte an Afinger nachstehender Brief:

Lieber Freund Afinger!

Zuvörderst unsern herzlichen Gruß an Ihre Frau Gemahlin, Ihre Kinder und an Sie, vor Allem aber an die prächtige Tochter, die Sie zum glücklichen Großpapa gemacht hat!

Bei uns sieht's merkwürdig aus: unser Herrgott scheint mir hier als Künstler auftreten zu wollen, der sein eigenhändig geschaffenes Modell des neuen norddeutschen Bundesstaats oder wenigstens seinen schönen Thüringer Wald in Gyps abformen will; Alles ist weiß übergossen, und sein Gyps sieht so weiß aus, wie frisch gefallener Schnee. Uns ist dabei im abgesperrten Hause gerade so eng und bedrängt zu Muthe, wie meinem armen Thonmodell, als Sie es zuerst in meinem Holzstall mit Gyps übergossen, und will ich nur hoffen, daß wir nicht ebenso destruiert aus unserm engen Verschluß herauskommen.

Für die Beforgung der Büste an meinen Freund Peters sage ich Ihnen meinen aufrichtigen Dank; sie hat den allerngetheiltesten Beifall gefunden, und so will ich Sie denn nun bitten, gütigst folgende Aufträge für meine Rechnung ausführen zu wollen:

1. statt der für mich bestimmten Gypsbüste dieselbe zu senden an den

„Freiherrn Gisbert von Vinde  
nach Freiburg im Breisgau, Baden.“

(da ich ja später dafür die Marmorbüste erhalte und ich mein Haus doch nicht mit Abbildungen meiner eigenen Person anfüllen kann. Die M. . . . sche gilt hier allenthalben glücklicher Weise für König Wilhelm.)

2. eine andere an den „Konrektor Gesellius zu Parchim, Mecklenburg = Schwerin,“ mit einem freundlichen Gruß von mir.

3. eine fernere an den „Hofbuchhändler Hinstorff zu Wismar, Mecklenburg,“ ebenfalls mit freundlichem Grusse.

Was das Postament anbetrifft, so bitte ich keine Thüren und Schränkchen darin anzubringen; statt dessen aber bitte ich, mir die Kosten für die Büsten, die Verpackung und die portofreie Versendung als Frachtgut sobald als möglich mitzutheilen, damit ich dieselben einsenden kann.

Schon vorläufig sage ich Ihnen mit meiner Frau den aufrichtigsten Dank!

Eisenach,  
den 15. Februar 1870.

Ihr  
Fritz Reuter.

Von den drei Empfängern hat sich Keiner inniger gefreut als der würdige Konrektor Heinrich Gesellius zu Parchim. Schon 1858 und 1860 hatte Reuter für zwei Töchter seines ehemaligen Lieblingslehrers, Antonie und Friederike, höchst ergötzliche Polsterabendgedichte verfaßt und 1862 ihm selber in herzlicher Dankbarkeit den ersten Band von „Ut mine Stromtid“ gewidmet; nun beim Anblick der Büste vergoß der Greis Freudenzähren, sie war die letzte Liebesgabe des pietätvollen Schülers; bald darauf, am 1. Mai 1870, starb Gesellius. —

Ufinger hatte Ende März zugleich mit der Notiz, daß er einen vorzüglichen Marmor ausgesucht habe, die geforderte Rechnung für die Gypsabgüsse eingeschickt; sie belief sich auf 27 Thaler 26 Silbergroschen. Reuter sandte in

Gaeberg, Reuter-Studien.

17

runder Summe 28 Thaler; warum, ersehen wir aus seiner spaßigen Bemerkung:

Lieber Freund Afinger,

Unsern herzlichsten Gruß an Sie und die Ihrigen und meinen aufrichtigen Dank für Ihre freundschaftliche Abwicklung unserer Geldangelegenheit. — Sie empfangen hierin 28 Thlr., wobei ich ausdrücklich annehme, daß Sie sich zur Rückzahlung der überschüssigen vier Silbergroschen rechtzeitig einfinden werden. Heute nur ganz kurz, denn Möller steht schon auf dem Sprunge, um den Brief zu befördern. — Bin sehr neugierig auf den Marmor. Vale!

Eisenach,  
den 29. März 1870.

Ihr  
Fritz Reuter.

Wer mit den vier Silberlingen nicht erschien, war Afinger. So sah sich denn Reuter zu einer neuen Epistel genöthigt:

Lieber Freund Afinger,

Schon seit 14 Tagen haben wir Sie täglich erwartet, haben uns aber auch täglich gesagt: der Afinger ist ein verständiger Mann, er wird kein Narr sein und bei solchem Sauwetter die warme Stube verlassen. Nun ist's aber hier bei uns schon recht schön, und wir erwarten Sie nun wieder alle Tage. — Daß die Büste fertig ist, freut uns sehr; aber Sie erwähnen nichts von dem Postament, welches Sie gütigst besorgen wollten. Wäre es nicht gut, wenn Büste und Postament einige Zeit vor Ihrer Abreise mit Eisenbahnfracht hierher expediert würden, damit Sie die Aufstellung persönlich hier anordnen könnten?

Freundlichen Gruß an Sie und die Ihrigen von uns beiden!

Eisenach,  
den 10. Mai 1870.

Ihr  
Fritz Reuter.

Noch im Mai überbrachte der Künstler seine Arbeit und erntete damit den vollsten Beifall seines glücklichen Modells. Indes Reuter wurde doch falsch, als er das Postament vermistete. „Was thu' ich mit dem Ding ohne Untersatz, ne wat denn? Ihr Künstler könnt nicht Wort halten! Noblenz coblenz muß ich wieder warten, und mein Marmorbild kann schwarz drüber werden. Süh so, nun giebt's auch keine Bezahlung — na, ich meine: für's Postament, sonst krieg' ich's nimmer,“ zürnte Reuter. — Bis zum Herbst grollte er, da kam die ersehnte Kiste:

Lieber Freund Afinger,

Der Sockel ist richtig und unverletzt bei uns angekommen, hat auch unsere vollkommenste Anerkennung gefunden. Mit Bittern und Zagen ging ich an die Aufstellung der Büste; aber dieselbe ist glücklich und ohne irgend einen Schaden gelungen. — Nun wollen Sie wohl Geld haben? — Aber ich habe keins; mir ist die große wie kleine Münze in diesen kriegerischen Zeitläuften verteuert rasch durch die Finger gerollt; aber es vergeht auch kein Tag, wo nicht unter irgend einer Unterstützungsfirma bei mir eingesammelt wird. — Gedulden Sie sich also bis zu Anfang des folgenden Monats November, dann wird Zahlung erfolgen.

Bis dahin empfehlen wir uns Ihnen und den freundlichen Ihrigen.

Eisenach, den 14. Oktober 1870. Fritz Reuter.

„Da ruf an!“ lachte der Humorist in sich hinein, „hat er mich lauern lassen, so will ich ihm jetzt zeigen, wie das schmeckt.“ Doch pünktlich am 1. November ging die Summe ab, und zwar mit einer moralischen Lehre:

Lieber Freund Afinger,

Wenn man auch nicht immer in solchen Zeiten scharf ist, so soll man doch wenigstens Wort halten, darum sende ich Ihnen hiermit die 78 Thlr. für den Sockel. Was für eine Zeit! Was für ein Wetter! Meß ist über, aber der Regen, der regnet jeglichen Tag.

Viele Grüße von uns an Sie und die Ihrigen.

Eisenach,  
den 1. November 1870.

Ihr  
Fritz Reuter.

Nach dem gewöhnlichen Gange der Dinge, d. h. nach Vollendung und Ablieferung des bestellten Objekts und geleisteter Zahlung würde nunmehr die Verbindung zwischen Künstler und Auftraggeber gelöst oder mindestens die Korrespondenz abgebrochen sein, wenn nicht das Schicksal die Hand im Spiel gehabt und Reuter in die Lage versetzt hätte, sich bei Afinger Rath's zu holen. Das aber ist eine hübsche Geschichte für sich, die dem Herzen unseres Dichters alle Ehre macht und sich also verhält:

Im März 1871 lief bei ihm ein Bittgesuch ein von dem in recht bescheidenen Verhältnissen lebenden katholischen Kreisgerichtsfretair a. D. Albert Reuter zu Gleiwitz: er brauche nothwendig einen Vetter, weil er nun solchen als Verwandten auf der weiten Welt nicht besitze, so suche er einen Namensvetter, und da sei ihm keiner lieber und vertrauenerweckender als Fritz Reuter. Sechs Kinder habe er, als ältesten Sohn seinen talentvollen Paul, der Holzbildhauerlehrling sei und gern ein rechter Künstler werden möchte, allein es fehlte am Besten, an Geld; vielleicht könne der berühmte Namensvetter für den Knaben ein Uebrigcs thun.<sup>1)</sup>

---

<sup>1)</sup> Glagau, der die Glocken hat läuten hören, fabuliert, der Gerichtsfretair habe geschrieben: „Er heiße auch Reuter und sei vielleicht ein Verwandter (!) des berühmten Mannes, jedenfalls befinde er sich in beschränkten Vermögensverhältnissen, habe aber

Das Reuter'sche Ehepaar, mit allem Guten und Schönen reich gesegnet, nur nicht mit Kindern, war wie immer einig: hier muß geholfen und Freund Afinger in's Vertrauen gezogen werden! So liefen denn ohne Verzug am 30. März von Eisenach zwei Briefe ab, der eine nach Berlin, der andere nach Gleiwitz:

Mein lieber Freund Afinger,

Sie erhalten hiebei einen Brief mit Anlage von einem Namensvetter von mir (kein Verwandter oder auch nur Bekannter) aus Gleiwitz, Oberschlesien, aus welchem Sie leicht ersehen können, worum es sich handelt. Sie, lieber Afinger, haben sich in ähnlichen Verhältnissen befunden, wie Sie mir mit freundschaftlichem Vertrauen mitgetheilt haben, Sie werden also am Besten mit Rath und That helfen können. Mit der That werde ich auch das Meine nach Kräften besorgen. Der junge Mann scheint wirkliche Begabung und tüchtige Vorkenntnisse zu haben, seine Zeugnisse sind vortrefflich, so daß Se. Kaiserliche Hoheit der Kronprinz sich schon bewogen gefühlt hat, ihn zu unterstützen, vielleicht wäre diese Gnade ferner zu erreichen, wenn Sie durch Ihre Bekanntschaft mit unserm hochgepriesenen Kriegsminister den jungen Mann dem ferneren Wohlwollen des Hohen Herrn empfehlen wollten. Dies wäre denn nun die That, nun handelt es sich aber um Ihren Rath; und da

---

einen Haufen Kinder, darunter einen munteren (!) Knaben, Namens Fritz (!), der mancherlei gute Anlagen zeige, und aus dem sich wohl etwas machen ließe. Ob der große Fritz sich nicht des kleinen Fritz annehmen wolle? — Der große Fritz wurde durch das originelle Schreiben gewonnen und ließ den kleinen Fritz zum Bildhauer ausbilden.“ — Dies „Hilförschen vom großen und kleinen Fritz“ prangt in der neuen, gänzlich umgearbeiteten Auflage der Reuter-Biographie von Olagau, der weiterhin, gemeinsam mit Ebert, fälschlich meldet: „So wird nun der Bildhauer Fritz Reuter an dem Grabmal für seinen Wohlthäter, dem Dichter Fritz Reuter, arbeiten.“

bitte ich Sie, mir den Ihrigen mittheilen zu wollen über folgende Punkte:

- 1) wo und wie ist der Paul Reuter zweckentsprechend unterzubringen?
- 2) welchen ferneren Bildungsgang schlagen Sie vor?
- 3) welcher Summe bedarf derselbe bei eigener Thätigkeit und Verdienst zu seinem Aufenthalt in Berlin?

Sie würden mich sehr verbinden, wenn Sie mir über diese Fragen so bald als möglich Aufschluß ertheilten.

Mit den herzlichsten Grüßen von mir und meiner Frau  
Eisenach, den 30. März 1871,                      Ihr alter Freund  
dem großen Siegesjahre!                      Fritz Reuter.

Tandem triumphans!

Das nach Gleiwitz abgesandte Schreiben hat folgenden Wortlaut:

Gehrter Herr,

Mit Ihrem Briefe und mit dem Vertrauen, welches Sie in mich setzen, mehr aber noch durch die vorzüglichen Zeugnisse Ihres Sohnes Paul haben Sie mir eine große Freude gemacht. Ich habe deshalb nun mich sogleich hingesetzt und habe Brief und Anlage an meinen Freund Afinger nach Berlin gesandt, hoffe auch baldige Antwort zu erhalten und werde Ihnen zu seiner Zeit alles auf die Fortbildung Ihres Sohnes Bezügliche mittheilen.

Afinger hat die Büste unseres hochgeehrten Kriegsministers von Koon modelliert, und da habe ich ihm die Hoffnung ausgesprochen, daß er vielleicht durch diese persönliche Bekanntschaft auf das fernere Wohlwollen Sr. Kaiserlichen Hoheit des Kronprinzen wirken könne.

Was mich anbetrifft, so hoffe ich ebenfalls im Stande zu sein, Ihrem Sohne auf seiner Künstlerbahn einige

Dornen aus dem Wege zu räumen; aber erst Antwort von Afinger.

Mit bestem Gruß an Sie und an Paul

Eisenach,

den 30. März 1871.

Ihr ergebener

Fritz Reuter.

Afinger nahm sich, schon aus Gefälligkeit gegen den Dichter, mit Wärme der Sache an, die sich jedoch nicht über's Knie brechen ließ; es bedurfte manches Weges, manches Wortes. Auch wurden Proben von der Kunstfertigkeit des jungen Holzschnitzers gewünscht. Reuter schrieb am 3. Mai dem Vater desselben:

Geehrter Herr,

Es hat lange gewährt, bis Sie die Resultate meiner Schritte erfahren, die ich zum Besten Ihres Sohnes gethan habe; daran aber bin ich weniger Schuld, als die Umstände. Der Bildhauer Afinger, der mir vor Allen bekannt ist, war nach Schlesien verreiset, und erst vor einiger Zeit empfing ich seinen Brief und die Rücksendung der Zeugnisse, die ich hiemit wieder einsende. — Aus Afingers Brief, der beiliegt, werden Sie ersehen, worum es sich handelt; seine Vorschläge sind praktisch und klar, zudem auch durch die Hineinziehung des Herrn von L. . . . . in Elberfeld hilfreich und hoffnungserweckend. An diesen mir bekannten Herrn werde ich im Interesse Ihres Sohnes noch besonders schreiben. Was mich selbst betrifft, so werde ich stets die Wünsche von Ihrer und Ihres Sohnes Seite im Auge behalten und einen meinen Verhältnissen passenden Beitrag nicht versagen. Bedenken Sie sich über die Angelegenheit genauer und schreiben Sie mir über Ihre definitiven Beschlüsse.

Mit Hochachtung

Ihr

Fritz Reuter, Dr.

Als bald verpackte der Kreisgerichtsfekretair alle Schöpfungen seines Sohnes, Zeichnungen und nach Feierabend angefertigte Figuren, darunter eine Kopie des Diskuswerfers, Thorwaldsens Merkur, nach kleiner Photographie geschnitzt, Christus am Kreuz. Die Sendung ging zuerst nach Eisenach, von wo Fritz Reuter sie weiter nach Berlin beförderte:

Lieber Afinger,

Heute noch gehen an Sie 2 Kisten, enthaltend die opera meines Namensvetters Paul Reuter aus Gleiwitz, frankiert ab. Nur die kleine Kiste habe ich geöffnet, sie enthält ein Crucifix, welches meiner unmaßgeblichen Meinung nach eine sehr günstige Beurtheilung zuläßt, indessen sind Sie vor Allen in dieser Sache die kompetente Behörde. — Wenn Sie in der Angelegenheit schlüssig geworden sind, so senden Sie die Kisten mit Ihrem Urtheile an den Vater zurück; ich schicke Ihnen hiebei die Briefe des Vaters. Derselbe mag dann die geeigneten Schritte zur Erlangung der Staatsstipendien thun, und dann ist es an der Zeit, die Privatunterstützung in den Gang zu bringen.

Mit alter Freundschaft

Eisenach,

den 11. Juni 1871.

Ihr

Fritz Reuter.

Ich werde dann später an den Herrn von L . . . . . , dem ich schon jetzt meinen aufrichtigen Dank sage, in dieser Angelegenheit schreiben. —

Da die Arbeiten ein entschieden geniales Kunsttalent bekundeten, so erklärte Afinger sich bereit, den Jüngling als Schüler in sein Atelier aufzunehmen. Fritz Reuter meldete das seinem Namensvetter am 24. Juni:

Geehrter Herr,

Sie empfangen anbei das Urtheil meines Freundes Afinger über die Befähigung Ihres Sohnes; es lautet sehr erfreulich. Da ich selbst kein Urtheil über die Wege zur Fortbildung des jungen Künstlers habe, so denke ich, Sie folgen dem Rathe eines bewährten Meisters. Es würde jetzt nur noch auf das punctum saliens, über die Herbeischaffung der Mittel zur Erreichung des Zweckes ankommen, und da schlage ich Ihnen vor, sich sogleich an den Herrn Baron von L . . . . . in Elberfeld zu wenden; derselbe ist ein höchst liebenswürdiger und wohlwollender, für die Kunst sich interessirender Mann, der vielleicht Gelegenheit findet, auch andere Männer in seiner Bekanntschaft für Ihren Sohn zu interessiren. Sie können diesen Brief an den Herrn Baron mit einsenden. — Afinger wird gewiß auch in Berlin nach Kräften zu wirken suchen. Hier in Eisenach würden wohl meine Bemühungen vergeblich sein, die Stadt ist arm und durch die Unterstützung für die Beschaffung der Mittel, um den Bedürftigen, die der Krieg uns an's Herz gelegt hat, zu helfen, rein ausgeklappert. — Was mich persönlich anbetrifft, so würd' ich mich entschließen, Ihrem Sohne auf drei Jahre hin jährlich zwanzig Thaler zukommen zu lassen.

Mit freundlichem Gruße

Ihr

Namensvetter Friß Reuter.

Ende Juli trat der junge Paul in Afingers Werkstätte ein. Kunstfreunde unterstützten ihn, und das Reuter'sche Ehepaar ließ sich noch extra die Besorgung einer kleinen Aussteuer angelegen sein:

Mein lieber Freund Afinger,

Meine Frau läuft in der Stadt herum, um für unsern jungen Paul allerlei Wäsche-Artikel zu besorgen, die derselbe

eigentlich erst zum Weihnachtsgeschenk haben sollte. Wenn wir's aber recht bedenken, so ist das Bedürfniß maßgebender als der Tag, und für den, dem man eine Freude macht, ist's an jedem Tage Weihnacht.<sup>1)</sup> Das Packet geht mit diesem Briefe zugleich ab. Meine Frau, die die Freude des Gebens haben will, wird noch ein paar Worte an den Paul richten. — Außerdem wird noch eine Einzahlung von hier an Sie gelangen im Betrage von 17 Thlr. 15 Sgr. für unsern braven Schützling, davon sind 5 Thlr. von mir persönlich und 12 Thlr. 15 Sgr. sind Reugeld einer Wirthschafterin, die ich engagiert hatte, und die ohne ernstliche Gründe auf Veranlassung ihres Vormundes zurückgezogen hatte. Ich hätte natürlich das Geld nicht angenommen, wenn ich nicht an Paul gedacht hätte, und da die ganze Angelegenheit durch den Dunkel meiner Frau, Kommerzienrath S . . . . . in L . . . . ., gegangen war, konnte ich mich auch der Annahme des Geldes füglich nicht widersetzen. Ich bitte Sie nun: Senden Sie nun gütigst an den Herrn Kommerzienrath . . . nachstehende Quittung ein: „12 Thlr. 15 Sgr. geschrieben zwölf Thaler und funfzehn Silbergrroschen sind mir baar und richtig von H. Doktor Reuter in Eisenach zugegangen, behufs Bekleidung unseres ebenso bedürftigen wie hoffnungsvollen beiderseitigen Schützlings Paul. Worüber ich hiemit ergebenst quittiere. Berlin . . . B. Afinger, Bildhauer.“

Ich habe nothgedrungen Ihnen dies vorstehende Schema aufsetzen müssen, damit Sie nicht den Vatersnamen Reuter mit hineinbrächten, weil sonst Uebelwollende der Meinung

---

1) Unwillkürlich erinnern wir uns dabei an Reuters Worte in „Mit mine Festungstid“ (Kap. 2): „Uns' Herrgott hadd för gaud insehn, in de lekten Dagen von den Februmori mi minen Heil=Christ tau bescheern, de tau Wihnachten utblewen was — denn dat möt Keiner glöwen, dat hei man blot Wihnachter=Abend bescheert, hei bescheert dat ganze Jahr dörch, un en Heil=Christ kann alle Dag' kamen.“

sein könnten, ich hätte die Summe für einen armen Verwandten aufgewendet. — Sie wissen freilich, daß dies nicht der Fall ist.

Mit den besten Grüßen an Sie und die lieben Ihrigen von uns beiden Reiters

Eisenach,  
den 23. November 1871.

Ihr  
Fritz Reuter.

Um eine lange Geschichte kurz zu machen: der Schützling schlug wacker ein, erwarb sich einen anerkannten Rang in seiner Sphäre, ward später Schüler Schillings in Dresden, durfte an dessen Niederwald-Denkmal („Rhein“, „Mosel“ und „Germania“) mitarbeiten, kehrte 1884 nach Berlin zurück und errichtete ein eigenes Atelier, aus welchem unter anderen plastischen Werken zwei Sandsteinfiguren „Liebe“ und „Glaube“ für den Hof des Kaiserlichen Schlosses hervorgehen. Vielleicht will es die Vorsehung, daß es ihm vergönnt wird, mit dem zukünftigen Reuter-Denkmal, nach dem vorhandenen Afinger'schen Entwürfe, in dankbarer Pietät für seinen Gönner Fritz Reuter und seinen Lehrer Bernhard Afinger sein Meisterstück zu schaffen.

Zwei Denkmäler für Stavenhagen und Neubrandenburg sind geplant, schon seit Jahren Sammlungen veranstaltet; aber während Amerika vier Reuter-Standbilder besitzt und ein fünftes in Angriff nimmt, hat Deutschland seinem volksthümlichsten zeitgenössischen Schriftsteller bisher nur eine Büste, in Jena, aufgestellt.

Wie um Achills Waffenrüstung sich Aias und Odysseus stritten, so um Reuters dereinstige Bildsäule Stavenhagen und Neubrandenburg. Leider sind nicht für mehrere Monumente ausreichende Gelder vorhanden; und ein Agamemnon fehlt.

Stavenhagen ist die Geburtsstadt Reuters, Neubrandenburg aber bedeutet für ihn die glücklichste Zeit seines Lebens

als Bürger und Barde: hier schrieb er seine Haupt-schöpfungen, begründete er seinen Weltruf; Novibranden-burgensis heißt er im Rostocker Ehren-Doktor-Diplom, nach Neubrandenburg trug er eine ewige Sehnsucht im Herzen.

Afingers meisterhafte Reuter-Büste, wozu der Künstler eigens einen herrlichen Marmorblock aus Italien geholt hatte, ziert die geweihte Gruft auf dem neuen Eisenacher Friedhofe: damit setzte die Wittve dem theuren Entschlafenen das schönste Zeichen der Liebe.

Daß ihm, Friß Reuter, einmal ein National-Denkmal errichtet werden könnte, hat er in seinem bescheidenen Sinne nie geglaubt, jedoch gern dem Wunsche des befreundeten Bildhauers nachgegeben und bei dessen letztem Besuch in Eisenach sich ganz ungeniert, wie er jußt mit Buch, Hut und Plaid in seinem Felsen- und Blumen-Garten promenierte, in Positur gestellt. So, nach dem realen Leben, nach der eigenen Anschauung schuf Afinger eine Statuette in Gyps: unser Dichter steht da, in voller stattlicher Figur, an einen Felsblock gelehnt, um den sich die Falten des Plaids legen, das rechte Bein über das linke geschlagen, mit erhobenem Haupt, in der rechten Hand über die Brust ein Buch haltend, in der linken seinen Kalabreser, den Arm hinterm Rücken — eine hübsche Verkörperung in gemüthlicher Auffassung, der Eigenart Reuters gemäß, dem alles Steife fremd war.

Möge jetzt dieser nachgelassene schöne Entwurf, der sich im Besitze der Familie befindet, zur Ausführung gelangen, damit in der Nachwelt fortlebe Bernhard Afinger als Schöpfer der Denkmäler von Ernst Moriz Arndt und Friß Reuter.

---

Von Dr. **Karl Theodor Gaedert** erschienen und sind durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

### Uebersetzungen.

- Die Horatier**, Tragödie von Corneille. Broch. 20 *S*.  
**Esther**, Tragödie von Racine. Broch. 20 *S*.  
**Britannicus**, Tragödie von Racine. Broch. 20 *S*.  
**Washington Irving's Skizzenbuch**. Mit Biographie und Anmerkungen. Geb. 1,20 *M*.

### Ausgaben.

- Garten Leina**. Plattdeutscher Roman von Heinrich Burmester. Mit Einleitung. 2 Bände broch. 6 *M*, geb. 8 *M*.  
**Lustig un trurig**. Plattdeutsche Gedichte von Georg Berling. Neue Ausgabe. Broch. 1,80 *M*, geb. 2,40 *M*.

### Eigene Werke.

- Zuklapp! Leeder un Läschen**. Plattdeutsche Dichtungen. Broch. 3 *M*, geb. 4 *M*.  
**Eine Komödie**. Singspiel. Mit zwei Musikblättern. Broch. 1,50 *M*, geb. 2,40 *M*.  
**Das niederdeutsche Schauspiel**. Band I: Das niederdeutsche Drama von den Anfängen bis zur Franzosenzeit. Band II: Die plattdeutsche Komödie im 19. Jahrhundert. Broch. je 4 *M*.  
**Gabriel Kollenhagen**. Sein Leben und seine Werke. Broch. 2,80 *M*.  
**Gebrüder Stern und Nistens Depositionsspiel**. Mit Abbildung der Postulatsgeräte. Broch. 2,50 *M*.  
**Fritz Reuter - Galerie**. Mit Bildern von Beckmann. Prachtband 20 *M*.  
**Fritz Reuter - Reliquien**. Broch. 3 *M*, geb. 4 *M*.  
**Emanuel Geibel - Denkwürdigkeiten**. Mit einem Autograph. Broch. 4 *M*, geb. 5 *M*.

**Goethes Minchen.** Auf Grund ungedruckter Briefe geschildert. Mit dem bisher unbekanntem, von Johanna Frommann gemalten Portrait Wilhelmine Herzliebs und Facsimile. 2. vermehrte Auflage. Broch. 3 *M.*, geb. 4 *M.*

**Zur Kenntniß der altenglischen Bühne** nebst anderen Beiträgen zur **Shakespeare-Litteratur.** Mit der ersten authentischen inneren Ansicht des Schwan-Theaters in London und Nachbildung von Lucas Cranachs Pyramus und Thisbe. Broch. 2,40 *M.*

**Archivalische Nachrichten über die Theaterzustände von Hildesheim, Lübeck und Lüneburg** im 16. und 17. Jahrhundert. Beiträge zur deutschen Kultur- und Kirchengeschichte. Broch. 4 *M.*

**Briefwechsel von Jacob Grimm und Hoffmann-Fallersleben mit Hendrik van Wijn.** Nebst anderen Briefen zur deutschen Litteratur. Broch. 1,80 *M.*

**Goethe und Maler Kolbe.** Eine kunsthistorische Skizze. Broch. 1 *M.*

### In Vorbereitung.

**Emanuel Geibel.** Neue Mittheilungen aus seinem Dichterleben. Broch. 3 *M.*, geb. 4 *M.*

**Eduard d'Alton.** Eine Biographie. Nebst Briefen über Kunst und deren Beziehungen zum Leben. Mit d'Altons Portrait. Broch. 4 *M.*

**Dreihundert Bildnisse und Lebensabrisse berühmter deutscher Männer.** Broch. 5 *M.*

**Deutschlands dramatische Dichtung** von den Anfängen bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts. Eine kommentierte Bibliographie. In etwa 10 Lieferungen, je 2 *M.*





